This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Princeton University Library
32101 065098863

RECAP

0902
2921
V.1

ANNEX LIB.

Library of
Princeton University.

Germanic
Seminary.

Presented by
The Class of 1891.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Neues
Deutsches Museum.

Erster Band.
Julius bis Dezember 1789.

Herausgegeben

von

Heinrich Christian Boie.

Leipzig,
bei Georg Joachim Göschen.
1789.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt
aller sechs Stücke dieses Bandes.

Julius.

1. Les Etats generaux. Vom Hrn. Klopstock Seite 1. 2.
2. Militärische Verfassung des romanischen Reichs. Vom Hrn. Justizrath Niebuhr 2—31
3. Wie ist Reformazion der Philosophie möglich? Vom Herrn Rath Reinhold 31—47
4. Abdim, eine morgenländische Erzählung. Erster Gesang 48—55
5. Das vollkommene Weib und der vollkommene Mann. Vom Hrn. Rath Schulz 55—85
6. Reichthum und Ehre, eine Erzählung 85—97
7. Mundus vult decipi 97—99
8. An den Erzminister Kardinal von Brienne 100
9. Auszüge aus Briefen
   I. Koblenz, d. 24. Mai, 89. 100—107
   II. Rom, d. 1. Mai, 88. 107—110
   III. B. d. 20. Sept. 88. 110. 111
   IV. Amsterdam, d. 20. Jänner, 89. 111. 112
   V. Valenciennes, d. 3. März, 88. 112

August.

1. Apollons Hain, ein Schauspiel mit Chören 113—165
2. Mi-

520664

2. Militarische Verfassung des ottomannischen Reichs. Vom Hrn. Justizrath Niebuhr. (Beschluß) S. 167—203
3. Wie ist Reformazion der Philosophie möglich? Vom Hrn. Rath Reinhold. (Fortsezung 204—226
4. Das vollkommene Weib und der vollkommene Mann. Vom Hrn. Rath Schülz. (Beschluß.) 226—260
5. Ahdim, eine morgenländische Erzählung. Zweiter Gesang 260—268

September.

1. Leitfaden zu einer künftigen Geschichte der Menschheit 269—283
2. Wie ist Reformazion der Philosophie möglich. Vom Hrn. Rath Reinhold. (Beschluß.) 284—304
3. Ueber den litterarischen Karakter Friedrich II. und über einige seiner Werke 305—344
4. Freiwerberei aus dem XI. Jahrhundert. Vom Hrn. Aug. Meißner 345—354
5. Ahdim, eine morgenländische Erzählung. Dritter Gesang 355—361
6. Nachrichten aus Frankreich 362—368

Oktober.

1. Von dem Adel. Vom Hrn. Geheimen Hofrath Schlösser 369—405

Digitized by Google

2. Swifts Meditation über einen Besenstiel, und wie sie entstanden ist. Vom Hrn. Geh. Rath Jacobi S. 405—417
3. Fragment aus dem Trauerspiele. Das heimliche Gericht 418—432
4. Kriminalanekdoten. Vom Herrn A. G. Meißner 433—443
5. Ahdim, eine morgenländische Erzählung. Vierter Gesang 444—453
6. Auszüge aus verschiedenen Briefen aus Frankreich, bis zum 9. August 454—460

November.

1. Vom Geschwindregieren. Ueber eine Stelle des Kallimachus. Vom Hrn. Geh. Hofrath Schlosser 461—473
2. Ahdim, eine morgenländische Erzählung. Fünfter Gesang 474—482
3. Ueber den litterarischen Karakter Friedrichs des Zweiten, und über einige seiner Werke. Fortsezung 483—521
4. Fragment über die Erziehung eines Prinzen zum künftigen Geschäftsmann. Vom Hrn. Prof. Büsch 522—556
5. Das Wundermädchen von Marsal. Eine Erzählung aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts 557—566
6. Bemerkungen über die weiblichen Moden. Vom Hrn. Ponce 567—574

Digitized by Google

Hauptinhalt.

Dezember.

1. Ueber eine Stelle des Aristoteles, von Regierungs-Reformen. Vom Hrn. Geh. Hofr. Schlosser . S. 573—595
2. Bemerkungen über die Schriften des Hrn. von Peyssonnel gegen den Baron von Tott und Hrn. von Volney. Vom Hrn. Justizrath Niebuhr . 596—626
3. Ueber Voltärens Vorhersagung der französischen Revoluzion . 627—638
4. Ueber das Wesen und die Natur geheimer Gesellschaften . 639—646
5. An meine Gefährten auf dem Vesuv, dem Herrn Hofmarschall von Offenberg und Hrn. von Kleist in Kurland. Vom Hrn. Prof. Becker . 647—649
6. Philosophie des Thales. Vom Hrn. Prof. Meißner . 650—654
7. Sonne Mond und Erde. Von ebendemselben . 655. 656
8. Der Künstler und die Seifenblasen. Von ebendemselben . 657
9. Anekdote. 658. 659
10. Grabschrift auf einen Polizeibürgermeister . 659

Digitized by Google

Neues Deutſches Muſeum.

1. Stück. Julius, 1789.

I.

Les Etats Generaux.

(Im Dezemb. 1788.)

Der kühne Reichstag Galliens dämmert ſchon;
Der Morgenſchauer dringet den Wartenden
Durch Mark und Bein: o komm, du neue,
Labende, ſelbſt nicht geträumte Sonne!

Geſegnet ſei mir du, das mein Haupt bedeckt,
Mein graues Haar, die Kraft, die nach Sechzigen
Fortdauert; denn ſie war's, ſo weit hin
Brachte ſie mich, daß ich dies erlebte!

Verzeiht, o Franken! (Name der Brüder iſt
Der edle Name) daß ich den Deutſchen oft
Zurufte, das zu fliehn, warum ich
Ihnen jezt flehe, euch nachzuahmen.

Die gröſte Handlung dieſes Jahrhunderts ſei,
So dacht' ich ſonſt, wie Herkules Friederich
Die Keule führte, von Europas
Herſchern bekämpft, und den Herſcherinnen.

So denk' ich jezt nicht: Gallien flicht und setzt
Sich einen Bürgerkranz auf, wie keiner war!
Der glänzet heller, und verdient es,
Schöner als Lorbeern, die Blut entschimmert. *)

Klopstock.

2.

Militarische Verfassung des otmannischen Reichs. **)

Das otmannische Reich ist im Kriege entstanden, und durch lauter Eroberungen vergrößert worden; weder Heirath noch Tausch hat eine einzige Provinz an dasselbe gebracht. Seine Staatsverfassung ist daher ganz militarisch. Kein geerbter Adel, keine Geistlichkeit, keine Bürgerschaft wird hier etwas geachtet, alle Paschen, von dem Wesir elgasem an bis auf den Begk, welcher nur einen Roßschweif hat, sind Anführer der Truppen in den ihnen anbetrauten Distrikten: und wenn gleich das Korps der Ullema zu Konstantinopel bei dem Volke in großem Ansehen steht, so sieht doch ein Paschа eben so stolz auf die einzelne Rechtsgelehrten herab,

wie

*) D. i. deren Schimmer Blut entstellt.

**) Geschrieben im Oktober 1788, als dem Hrn. Verfasser Peyssonels Schrift gegen Volney noch nicht zu Gesichte gekommen war, über welche und Volneys Buch der Herausgeber dem Publikum bald einige Gedanken seines Freundes vorlegen zu können hofft.

Digitized by Google

wie in Europa etwan ein General der bloß Soldat ist, auf den Professor. Selbst der Mufti, das Oberhaupt der Ulema und aller Geistlichen im ganzen Reiche, muß sein Fetwa so schreiben, wie der Sultân oder der Groß Wesîr es verlangt, wenn er nicht befürchten will, abgesetzt und ins Elend gesandt zu werden. Bei den Otmanly ist also das Militare über alles.

Die ersten Regenten des ottomanischen Reichs waren alle selbst große Generale, es fehlte ihnen daher auch nicht an andern großen Männern, mit deren Hülfe sie Einrichtungen und Gesetze machten, wodurch nicht nur ihre despotische Regierungsform befestigt ward, sondern die auch ihrer Eroberungssucht angemessen waren. Eine tüchtige Reiterei, welche man Spahi nennt, schien ihnen dazu vorzüglich bequem. Der Sultân hat davon gleichsam drei verschiedene Korps, wovon das, welches seine Löhnung baar in Geld erhält, schon so alt ist, als das ottomanische Reich selbst. Dessen Chef heißt der Spahiler Agasi. Ein Theil dieses Korps, welcher grösstentheils aus lauter Söhnen vornehmer Otmanly besteht, wird Mutaferreka genannt, und gehört mit zur Leibwache des Sultâns. Der Graf Marsigli rechnet auch das Korps der Tschauisch, dessen Chef, der Tschauisch baschi, sich beständig bei der Pforte aufhalten muß, mit zu diesen Spahi. Das Korps steht also noch jezt in großem Ansehen.

So wie die Sultâne ein Königreich oder Fürstenthum nach dem andern eroberten, so gaben sie denjenigen von ihren Kriegern, die sich durch Tapferkeit ausgezeichnet hatten, kleine oder größere Lehngüter; Timâre, Zaime, Beglike. Die Besizer derselben wurden dem Beglerbegk (Pascha von drei Roßschweifen) ihrer Provinz untergeordnet, und musten unter dessen Anführung mit einer der Größe ihrer Lengüther verhältnißmäßigen Anzahl Leute auf eigene Kosten ins Feld ziehen; der Sultân konte also allezeit gleich eine große Anzahl Reiterei ins Feld stellen, welche ihm so zu reden, nichts kostete. Diese Lehngüter sind nachher beständig als dem Staat gehörig angesehen worden. Einige davon sind erblich, die meisten aber werden nur auf Lebenszeit vergeben, und jeder neuer Besizer muß sich damit entweder von dem Beglerbegk, oder von der Pforte selbst, belehnen lassen. Bei den erblichen aber wird nicht auf die erste Geburt, sondern auf den tüchtigsten unter den Anverwandten des Verstorbenen gesehen; das heißt jezt: derjenige erhält das Beglik, die Zaim oder Timâr, der sich die vornehmsten Gönner verschaffen kan, oder am meisten bezahlen will. Große Zaime und Timâre können auch getheilt werden. Damit die Beglerbegke, die in den ihnen anbetrauten Provinzen liegende Zaime und Timâre nicht bloß an ihre Günstlinge vergeben, oder gar an die Meistbietende verkaufen, sind ausdrückliche Gesezze gegeben

Digitized by Google

den würden, wie bei Erledigung derselben damit zu verfahren sei; z. B. die Söhne der Spahi, die im Kriege sterben, sollen den nächsten Anspruch auf die Lehngüter ihrer Väter haben. Man will indeß behaupten, daß die Beglerbegke der neuern Zeiten, welche selten lange in einer Provinz bleiben, sich durch den Verkauf der Lehngüter einen guten Vortheil zu machen wissen. Die erblichen Begke, besonders die auf der Grenze gegen das Haus Oesterreich, sind dem Sultan eine starke Vormauer gegen seine Nachbarn; denn diese befestigen ihre Wohnsitze zum Theil nicht nur selbst, sondern dringen auch darauf, daß der Sultan seine Grenzfestungen in einem guten Stande erhalten lasse, warum sonst die großen Statthalter, welche ihre Residenz oft verändern müssen, sich wenig zu bekümmern pflegen.

Der Graf Marsigli erwähnt noch einer dritten Art Spahi, die er mit den Grenztruppen der Oesterreicher vergleicht, die aber nur gewisse Monate im Jahre dienen, und dann wieder nach Hause gehen. Ich eilte zusehr durch die europäische Türkei, als daß ich davon nähere Nachrichten hätte einziehen können; ich hielt es auch zu gefährlich, mich hier nach dergleichen viel zu erkundigen. *)

Die

*) Wer sich einen richtigen Begrif von den verschiedenen Korps der Truppen des Sultans machen will, der wird des Grafen von Marsigli Etat militaire de

Die vornehmsten Truppen unter der Infanterie des Sultans sind die Janitscharen. Diese und die Spahi haben solche Vorrechte vor andern Truppen, daß jeder von ihnen gleichsam als ein Offizier angesehen werden kan, denn so wie man in Europa in den neuern Zeiten Kadetten-Korps errichtet hat, um tüchtige Offiziere zu erziehen, so haben die Otmannen schon seit Jahrhunderten ganze Korps gehabt, worin die Janitscharen erst zu wirklichen Soldaten gebildet werden sollen; sie sollen nämlich vorher einige Jahre bei den Adsjem Oglan oder Waltadsji gedient, ihren Körper abgehärtet, und sich so zum Kriegsdienst vorbereitet haben, bevor sie als wirkliche Janitscharen eingeschrieben werden können. So lange dies Gesez noch beobachtet ward, bestanden die Spahi und Janitscharen aus lauter starken, und geübten Leuten. Der Spahi hatte sein Lehngut auf Lebenszeit wo nicht gar erblich, oder er hatte seinen bestimten Sold, der ihm nicht genommen werden konte, und auch der Janitschar durfte nicht befürchten abgedankt zu werden, wenn man ihn etwa auf einige Zeit nicht brauchte; seine Löhnung stieg vielmehr im Verhältniß seiner Dienstjahre und

seiner

de l'empire Ottoman noch immer sehr brauchbar finden. Es ist nur zu bedauern, daß der Verfasser, welcher gewiß gut türkisch verstand, die türkischen Namen nicht auch mit türkischer Schrift hat drucken lassen; denn diese sind beides in der italiänischen und französischen Uebersezung so sehr verstellt, daß man die wenigsten wieder kennen kan.

Digitized by Google

seiner Tapferkeit, und im Alter gab man ihm reichlich zu leben; und dies nicht als ein Gnadengeld, sondern als eine Belohnung, die man ihm wegen seiner geleisteten Dienste schuldig zu seyn glaubte. Er ward auch noch alsdenn geehrt, wenn seine Kräfte ihm längst nicht mehr erlaubten Dienste zu thun. Selbst im großen Diwân des Sultâns, wo über Krieg und Frieden berathschlagt wird, hörte man einen alten erfahrnen Offizier gern, und dessen Vorschlag ward nicht selten befolgt. Ganze Korps Truppen, die so geachtet und belohnt wurden, wovon jeder hoffen konte, sich zu großen Ehrenämtern empor zu schwingen, wenn er Fähigkeiten dazu hatte, denen von Jugend auf eine eben so große Verachtung gegen die Christen eingeprägt worden war, als den Europäern gegen die Juden, bei welchen es für schimpflich gehalten ward, wenn einer von ihnen sich von zwei Christen hatte zurück treiben lassen, und die nicht hoffen konten, daß der Regent sich weiter um sie bekümmern würde, wenn sie in die Gefangenschaft geriethen — solche Truppen musten den benachbarten christlichen Staaten allerdings fürchterlich sein.

Jezt aber sind die Spahi und Janitscharen nicht mehr so fürchterlich als sie es ehmals waren. Die Sultâne haben den kriegerischen Geist der ersten Eroberer längst verloren, ihr Vergnügen in der Ruhe gesucht, und so die Truppen nicht in Uebung erhalten. Da sie die beste Zeit ihres Lebens

bens gleichsam in der Gefangenschaft zugebracht hatten, so waren sie zu allen Regierungsgeschäften ungeschickt, und haben solche dem Reichsverweser ganz übertragen müssen, der sich gemeiniglich nur zu bereichern suchte, indem er nicht wuste, wie lang er seinen hohen Posten würde behaupten können. So wie dieser, haben es auch die übrigen Staatsbediente und Beglerbegke gemacht. Nach dem langen Frieden mit den benachbarten christlichen Mächten fehlt es dem Sultân an tüchtigen Anführern seiner Armeen und an zum Kriege abgehärteten Soldaten. Die Janitscharen haben ihre so schon große Vorrechte immer mehr und mehr zu erweitern gesucht, das Korps richtet längst nicht mehr auf die Geschicklichkeit der Rekruten sein Augenmerk, wie Sultân Soleiman solches in seinem Gesezbuche (Kanûn hâme) doch ausdrücklich befohlen hat, auch werden die Janitscharen nicht mehr so zum Dienst angehalten; die ehmals tapfern Krieger sind ausgeartet und guten Theils Kaufleute und Handwerker geworden; man hat die Zaime und Timâre nach Gunst vergeben, oder an die Meistbietende verkauft, auch einige so zerstückt oder verwüstet, daß sie ihren Mann nicht mehr nähren können. In den Paschalikken Mosul, Orfa, Halep und andern an die Wüste grenzenden Provinzen, z. B. findet man Spahi, die ihre Lehngüter von den Arabern, Kiurden und Turkmannen eben so gut plündern lassen müssen, als die Bauern. Wenn

nun

nur die herumstreifenden Horden die Einwohner der Dörfer so weit herunter gebracht haben, daß sie ihre väterliche Wohnungen verlassen müssen, so giebt der Pascha den Roßschweif, d. i. das Beglik wohl gar an einen Schech: und so findet sich zwar das Beglik noch immer in dem Register, die Spahi mit den übrigen Einwohnern der Dörfer aber sind verloren.

Das Korps der Janischaren ist schon von Murâd I. errichtet, und also bereits gegen 400 Jahre alt. Eigentlich hat dieser Sultân ein älteres Korps, welches Seigman genant ward, nur vermehrt, und demselben auf Anrathen eines Derwisches Hadsji Bectasch, welchen alle Janitscharen noch bis auf diesen Tag als ihren Schuzheiligen verehren, den Namen Jengi tscherri d. i. neue Miliz beigelegt. Man hatte bemerkt, daß Christenkinder, die in der mohammedanischen Religion erzogen waren, also gar keinen Anhang hatten als den Sultân, von dem sie aber auch alles hoffen konten, tüchtige Soldaten geworden waren; Sultân Murad vermehrte also sein Korps mit lauter solchen gebornen Christen, deren Körper zum Kriege bereits abgehärtet war. Er verordnete zugleich, daß künftig keiner in das Korps der Janitscharen aufgenommen werden sollte, als nur Kinder der Christen, die in der mohammedanischen Religion erzogen, und zum Kriegsdienst vorbereitet waren; dagegen konten erwachsene Christen, die ihre Religion verließen, gar nicht zu der Ehre gelangen, als wirkliche

liche Soldaten des Sultans aufgenommen zu werden. Wenn Murad sein neues Korps nur mit gewesenen Christen vermehrte, die ihren Eltern als Kinder im Kriege entrissen waren, so war dies Mittel allein bald nicht mehr hinreichend, nicht nur das Korps der Janitscharen, sondern auch andere Korps, woraus selbiges recrutirt werden solte, immer vollzählig zu erhalten. Kaufleute, besonders Tataren lieferten daher den Otmanly auch Christenkinder für baare Bezahlung; und aus den Provinzen, deren Einwohner man tapfer gefunden hatte, musten Christenkinder als ein Tribut geliefert werden.

Es war freilich hart, daß die Christen selbst ihre Kinder zum Dienst ihrer Unterdrücker hergeben musten. Aber wozu gewöhnt sich nicht der schwache Unterthan unter der Regierung eines Despoten? Alle christliche Einwohner des otmannischen Reichs sind zwar freie Leute, sie müssen aber eine drückende Abgabe (Charadsch) bezahlen, die nicht von den Mohammedanern gefodert wird, und auch der reichste Christ ist genöthigt, dem geringsten Mohammedaner mit einer Achtung zu begegnen, welche zu erkennen giebt, daß er ihn von einem vornehmern Stande zu seyn erachte. Dagegen hält jeder Mohammedaner sich durch seine Religion gleichsam geadelt, sich selbst von der Vorsicht zur Herschaft, die Christen und Juden aber zur Unterwürfigkeit bestimt; in dem otmannischen

Reiche

Digitized by Google

Reiche ist ein eben so großer Unterschied zwischen einem Mohammedaner und einem Christen, als in Europa zwischen einem Edelmann und einem leibeigenen Bauer. Im Gegentheil werden die in der mohammedanischen Religion erzogenen Christenkinder im Dienste des Sultans gleichsam als zur Familie des Regenten gehörig angesehen; sie können, wenn ein grosses Glück in der Welt machen, leben allezeit in mehrern Ansehen, und mit mehr Bequemlichkeit, als wenn sie beim Pflug geblieben wären. Dies erregte denn bei armen christlichen Eltern eine solche Gleichgültigkeit gegen die Religion, daß sie noch wol selbst ihre nicht zum Tribut abgegebenen Kinder an die Mohammedaner verkauften. Wären die Mohammedaner so eifrige Proselytenmacher gewesen, als die Katholiken, so würden gewiß Tausende, welche bei ihrer sauern Arbeit jährlich ein Ansehnliches mehr, als die mohammedanischen Bauern bezahlen, und sich überdies noch von jedem Bedienten eines Otmanly hudeln lassen müssen, längst zu ihnen übergetreten sein, und man fände im otmannischen Reiche jezt vielleicht eben so wenige Christen, als unter den Europäern Heiden.

So wie indeß immer mehrere christliche Unterthanen Mohammedaner geworden waren, und deren Söhne dem Staat gleichfals als Soldaten dienen wollen, und so wie im Kriege immer wenigere Christenknaben erbeutet wurden, so wurden

immer

immer mehrere gebohrne Mohammedaner in das Korps der Janitscharen aufgenommen. Schon Sultân Soleimân, welcher in den Jahren von 1520 bis 1566 regierte, erlaubt solches in seinem militarischen Gesezbuche ausdrüklich; jedoch unter gewissen Einschränkungen. Dieser weise Regent hätte bedenken sollen, daß die künftigen Zeiten die Umstände noch ferner verändern würden. Statt dessen aber hat er befohlen, daß seine Kriegsgesetze von den künftigen Sultanen gar nicht verändert werden sollen, und schließt mit folgenden Worten: „Weder Geld, Gunst noch Vorbitten sollen die Offiziere des Korps der Janitscharen bewegen, solche darin aufzunehmen, welche nach diesem Gesezze ausgeschlossen sind; und solte sich jemand verleiten lassen, diesen Befehl zu übertreten, so treffe ihn die Ungnade des Allmächtigen und der Fluch von 248,000 Propheten; nichts gelinge ihm nach Wunsch und sein Ende sei unglücklich."

Sultân Soleimans Andenken wird bei den Otmanly noch jezt sehr geehrt, und sein Fluch kan vielleicht manchen seiner Nachfolger abgehalten haben, ernstlich an eine Abänderung und Verbesserung des Gesezbuches zu denken, wie sehr er solche auch für nöthig erachtete. Könte aber dieser Sultân sein Janitscharen Korps jezt mustern, so würde er von den Offizieren seine Verfügungen oft aus den Augen gesezt und viele Veränderungen darin gemacht finden, wodurch zwar dessen Gewalt nicht

wenig erweitert ist, der Staat aber sehr gelitten hat.

Nach einem der Hauptvorrechte dieses Korps, kan kein Pascha, oder Kadi, oder eine andere Obrigkeit einen Janitscharen ins Gefängniß werfen lassen. Man findet daher meistens auch in den Städten, in denen eigentlich keine Janitscharen liegen, einen oder mehrere Offiziere, welche dahin zu sehen haben, daß den etwa dahin kommenden Mitgliedern ihres Korps, nicht zu nahe geschehe. Hat ein Janitschar etwas verbrochen, so wird er von seinen eigenen Offizieren gerichtet und gestraft, und diese verfahren immer sehr gelinde, vornämlich wenn der Ankläger nicht auch mit unter dem Korps steht. Hat aber irgend ein nicht dazu gehöriger einen Janitscharen beleidigt, so sieht man das als eine Beschimpfung des ganzen Trupps an, und treibt die Sache aufs äußerste. Hat z. B. ein Janitschar einen Bürger ermordet, so verhelen seine Kammeraden ihn so lange, bis die Sache mit der Familie des Ermordeten abgehandelt ist. Zu Basra, Bagdad und Konstantinopel, also vermutlich überall bezahlt die ganze Orta das Blutgeld, und der Mörder komt dann wieder auf freien Fuß. So wie man in Europa einem Adelichen, der eine schändliche That begangen hat, erst den Adel nimt, bevor man ihn dem Scharfrichter übergiebt, so halten auch die Janitscharen es für einen Schandfleck ihres Korps, gewisse Verbrecher z. B. Gotteslästerer

Digitized by Google

lästerer, Diebe u. d. gl. als Janitscharen hinzutreten. Sie streichen den Namen eines solchen Missethäters auf ihrer Liste aus, zerreißen ihm den Rock (Benlsch) am Halse, und übergeben ihn so der bürgerlichen Obrigkeit. Hat er aber ein anderes Verbrechen begangen, daß den Tod verdient, so wird er des Nachts von einem seiner eigenen Kammeraden in Gegenwart eines Offiziers hingerichtet.

Eine Folge dieses Vorrechtes der Janitscharen, daß sie bloß von ihren eigenen Offizieren gerichtet und gestraft werden, ist die Unverschämtheit, mit welcher schlechtdenkende unter ihnen nicht nur Christen und Juden, sondern oft selbst andern Mohammedanern begegnen. Weil das Korps zusammenhält und dadurch so mächtig ist, so ist es gewiß kein geringer Vortheil, wenn einer sich ein Mitglied desselben nennen kan. Ihre Freundschaft, oder vielmehr ihr Schuz, wird daher sehr gesucht. Für die Offiziere ist es auch kein geringer Vortheil, wenn sie gleichsam Ehren-Mitglieder ihres Korps ernennen können, die keine Dienste thun, und daher auch vom Sultân keine Löhnung zu erwarten haben, indeß für die Einschreibung gut bezahlen, und bei vorkommenden Fällen auch nachher noch Geschenke geben müssen. Nicht nur Paschen in den Provinzen, sondern auch die vornehmsten Otmanly zu Konstantinopel, und der Sultân selbst lassen sich daher bei diesem Korps einschreiben.

Zu

In den Grenzstädten, wo verhältnismäßig allezeit viele Janitscharen liegen, kauft sich fast jeder wohlhabender Bürger den Titel eines Janitscharen; der eine um seine Handthierung ruhig treiben zu können, der andere um sich Unterstüzung gegen solche von seinen Mitbürgern zu verschaffen, denen er gern was anhaben mögte. Die Anzahl der Titular-Janitscharen ist dadurch so sehr angewachsen, daß der Baron Tott einer Orta erwähnt, welche gegen 30,000 Eingeschriebene hat, *) da eine solche doch wol nicht über 600 bis 800 wirkliche Janitscharen enthalten mag. In den Grenzstädten nimt das Korps gar viele Christen unter seinen Schuz, wofür dann leztere freilich gut bezahlen müssen, aber dafür dann auch wieder großen Nuzen haben können. Bei einem Aufruhr zu Basra z. B. hatten die Janitscharen viele Häuser der nicht eingeschriebenen Bürger geplündert, die der Titular-Janitscharen aber verschont. Auch mein Bedienter zu Basra nante sich einen Janitscharen. Auf die Frage, welchen Nuzen er davon haben könte, antwortete er mir: wenn ich nun etwa jemanden ums Leben bringe, so darf der Mutaffilik (Gouverneur) mich nicht ins Gefängniß werfen und aufhängen lassen. Du siehst nicht darnach aus, sagte ich, daß du Leute ums Leben bringen wirst, hättest du keine andere Ursache dich einschreiben zu lassen? O ja, antwortete er, nun werde ich

*) Memoires du Baron de Tott part. I. pag. 65. not.

von andern Janitschaten nicht mehr gemißhandelt, und wenn jemand mich schlägt, so nimt die ganze Orta sich meiner an. Dieser ehrliche Kerl hatte in seinem Leben noch keinen ermordet, er muste aber so oft seinen Antheil zum Blutgelde für andere bezahlen, daß ihm von seinem Verdienst nur wenig übrig blieb. Für reisende Mohammedaner ist es besonders nüzlich, wenn sie sich Janitscharen nennen können; denn so finden sie überal Freunde und Beschüzer. Auch habe ich Schiffer und Steuerleute von Surat gekant, die sich bei den Janitscharen hatten einschreiben lassen, um bei ihrem Aufenthalt zu Basra und Dschidda von ihrem Korps Schuz zu erhalten.

Die Einschreibung eines Janitscharen, selbst eines bloßen Titularen, kan nur da geschehen, wo der Staab einer Orta liegt. Die Basraner wenigstens müssen nach Korne, wenn sie sich einschreiben lassen wollen. Die alte Gewohnheit, nach welcher der Eingeschriebene von seinem Offizier mit einer Ohrfeige begrüßt werden soll, wird noch jezt beobachtet.

Die wirklichen Janitscharen haben auch das Vorrecht, daß sie zwei Körbe bei allen Zollstätten unvisitirt einbringen können. Der Gesezgeber sezte nämlich zum voraus, daß seine Soldaten nur Lebensmittel bei sich führten, und dieserwegen solten sie bei den Zöllen nicht aufgehalten werden. Jezt

wissen

wollten sie ihre Körbe mit etwas bessern anzufüllen, als mit Reis und Butter.

Zu den Vorrechten des Korps kan noch dieses gerechnet werden, daß es die für dasselbe bestimte Summe Geldes im Palaste des Sultans zu bestimten Zeiten selbst abholt, und von da nach dem Palaste ihres Aga bringt. Die ehmaligen Sultäne, welche die meiste Zeit ihres Lebens im Felde zubrachten, glaubten den christlichen Gesandten kein größeres Schauspiel von ihrer Macht und ihrem Reichthum geben zu können, als wenn sie ihnen an den Löhnungstagen der Janitscharen Audienz ertheilten; diese abgeschmackte Gewohnheit herscht noch bis auf diesen Tag. Der stolze Otmanly betrachtet die europäischen Kaiser und Könige, die mit ihrem Sultän Freundschafts Traktaten errichtet haben, als hätten sie sich unter den Schuz desselben begeben. Ein Gesandter mag den Karakter eines Residenten oder Ambassadeurs bekleiden, sein Herr mag seyn, wer er will, so muß er sich, am Tage einer feierlichen Audienz, gefallen lassen, es stundenlang anzusehen, wie die Janitscharen beschäftigt sind, einen Beutel mit Geld nach dem andern wegzutragen. Erniedrigend ist die ganze Zeremonie bei einer solchen Audienz. Unterdeß verlangen die Otmanly dergleichen von den Europäern, und bekümmern sich wenig um den, der sich dazu nicht bequemen will.

Digitized by Google

Das Korps der Janitscharen ist in 196 Orta eingetheilt, wovon jede ihre Nummer, ingleichen ein gewisses Zeichen in der Fahne und auf den Zelten hat, wodurch man sie von allen übrigen unterscheidet. 34 von diesen werden Seigman, 61 Beuluk genant; die übrigen 101 hießen ehemals Jaja, und jezt Dsjamâd. Alle 196 Orta stehen unter dem Aga der Janitscharen. Dieser braucht vorher nicht im Korps gedient zu haben, auch kan der Sultân ihn nach eigenem Gefallen absezen, und einen andern an seine Stelle ernennen, welches Recht man ihm bei den übrigen Offizieren nicht zugestehet. Der Aga wohnt in einem großen und prächtigen Palaste, wo er die ganze Kanzelei des Korps bei sich hat; er ist Gouverneur von Konstantinopel, und hat unter andern wichtigen Verrichtungen auch die, daß er mit einer großen Anzahl von seinen Leuten, gleichsam als eine Wache gegenwärtig seyn muß, wenn in dem Palaste des Sultâns ein Diwân gehalten, d. i. über Reichsgeschäfte berathschlagt wird.

Der zweite hohe Offizier bei den Janitscharen wird Kulkehajasi, Kehaja Begk oder Ketchuda Begk genant. Er ist zugleich Tschorbadsji bei der Orta Beuluk Num. 1. und hat die Wache bei den Prinzen vom Geblüt, d. i. er muß nicht nur dahin sehen, daß die eingesperrten Prinzen nicht zu klug werden, und früher Lust zur Regierung bekommen, als der Diwân es für gut findet, sie auf den Thron

zu

Digitized by Google

zu erheben, sondern auch, daß nicht etwa der regierende Sultan, zu seiner gröſſern Sicherheit, und um weniger in Gefahr einer Abſezung zu sein, sich einfallen laſſe, ſie zu ermorden. Da er nach und nach in dem Korps selbſt zu dieſer hohen Bedienung empor geſtiegen, ſo iſt er bei demſelben gemeiniglich auch mehr beliebt als der Aga, welcher als eine Kreatur des Sultâns angeſehen wird; und wenn daher der Aga, ſelbſt im Namen des Sultâns dem Korps etwas vorzutragen hat, dem der Kulkehajaſi ſich widerſezt, ſo iſt er nicht leicht im Stande, die übrigen Offiziere auf ſeine Seite zu bringen.

Der dritte Offizier bei dieſem Korps iſt der Seigman baſchi, der Chef über die 34 Orta Seigman. Dieſe Seigman ſind wahrſcheinlich älter als die Janitſcharen, und bei Errichtung des leztern Korps demſelben nur ſo einverleibt worden, daß der Seigman baſchi dem Aga der Janitſcharen untergeordnet iſt. Die Beuluk und Oſſamâd haben keinen ſolchen Chef. Bei ihnen hat jede Orta einen Tſchorbadſſi, und ihre Orta ſind auch viel gröſſer, als die der Seigman. Wenn der Aga abweſend iſt, ſo iſt der Seigman baſchi Gouverneur von Konſtantinopel.

Einen Tſchorbadſſi der Janitſcharen kan man etwa mit einem Oberſten vergleichen. Die wörtliche Bedeutung ſeines Namens iſt: der für die Suppe ſorgt. Freilich ein ſonderbarer Name für

einem Regiments-Chef; aber nach der Verfassung dieses Korps nicht so ganz übel erdacht. Man will damit vielleicht nur sagen, daß vorzüglich dieser Offizier für die ihm anbetraute Orta zu sorgen habe. Das gröste Kleinod einer jeden Orta, noch viel schäzbarer als einem europäischen Regimente die Fahne, ist ein Kessel; denn wenn selbiger in feindliche Hände geräth, so ist solches nicht nur ein großer Schimpf für die ganze Orta, sondern es wird derselben, wie man mir versichern wollen, zum Andenken ihres schlechten Verhaltens, etwas von den Lebensmitteln abgezogen, welche der Sultan selbiger zustellen läßt. Man soll Beispiele haben, daß die Janitscharen die Schlachtordnung verlassen haben, um ihre Kessel zu retten, wenn der Feind das Lager unvermuthet angegriffen hat, worüber denn auch zwar die Kessel gerettet, die Schlacht aber verloren worden.

Einige Tschorbadschi haben außer ihrer Bedienung bei der Orta annoch Nebenbedienungen, die sehr einträglich sind und ein großes Ansehen verschaffen. So hat der Tschorbadschi bei der Orta Num. 64. Dschamâd zugleich die Oberaufsicht über die Windspiele, und wird daher Zagartschi baschi genant; der Tschorbadschi über die Orta Num. 71. Dschamâd hat die Oberaufsicht über die großen Hunde, welche zum Hezen der wilden Thiere gebraucht werden, und heißt deswegen Sakkadschi baschi.

baschi. *) Ein anderer Tschorbadschi ist Durnadschi baschi, d. i. er hat die Oberaufsicht über die Reiher, deren man sich zur Jagd bedient. Wenn der Sultân auf die Jagd reitet, so wird er allezeit von einem dieser Herrn mit einer Anzahl Janitscharen begleitet. Vier Orta, wovon jede nur 100 Mann stark ist, heissen Solach und haben einen Solach baschi, welcher den Sultân allezeit zu Fuß begleitet, wenn er zur Moskee oder sonst in die Stadt reitet. Weil alle diese Herren Gelegenheit haben, dem Sultâne persönlich bekant zu werden, so werden ihre Stellen begierig gesucht.

So wie der Aga der Janitscharen die Wache bei dem Staatsrath im Palaste des Sultâns hat, so ist auch der Tschorbadschi über die Orta Num. 28. Beuluk mit dem Titel eines Muchzur aga allezeit mit einer Anzahl von seinen Leuten gegenwärtig, wenn der Groß-Wesîr bei der Pforte Diwân hält. Auch der Hassas Baschi, welcher die Aufsicht über die Gefängnisse zu Konstantinopel hat, und mit dem Subaschi gegenwärtig sein muß, wenn jemand hingerichtet wird; der Bâsch Tschauisch, welcher

*) Die Hunde selbst werden bei den Otmanly für so unrein gehalten, daß sie zu deren Wartung nicht einmal Mohammedaner, sondern Zigeuner brauchen. Bei solchen Umständen würde man in Europa den Jägermeister eines Fürsten gewiß nicht einen Zagartschi baschi oder Samsudschi baschi, d. i. Oberaufseher über die Hunde nennen; was aber bei einer Nazion für unschiklich gehalten wird, das ist es deswegen nicht auch bei einer andern.

Digitized by Google

welcher die Janitscharen bei Parade-Wachen in Ordnung stellt, und das Register über die wirklichen Janitscharen führt; der Jengi Tscherri Effendesi oder General-Auditeur und der Imam oder Feld-Probst sind zugleich Tschorbadsji bei dieser und jener Orta. Weil die Päschen, oder Statthalter, nicht nur das Kommando über alle Truppen des Sultâns haben, die sich in den ihnen anbetrauten Provinzen befinden, sondern überdies auch noch eigene Truppen halten müssen, und sie dabei auf den Gedanken kommen könten, sich unabhängig machen zu wollen, so liegt überall in den Kastellen der Residenzstädte dieser Vice-Könige eine Anzahl Janitscharen, welche auf sie achten, und den ihnen anvertrauten Posten gegen jeden innerlichen und auswärtigen Feind vertheidigen soll. Die allermeisten Orta der Janitscharen liegen aber in den Grenzfestungen. Der Tschorbadsji, oder, wenn in der Residenz eines Pascha deren mehrere liegen, der vornehmste Tschorbadsji wohnt dem Diwân des Pascha mit bei. Doch nicht wie die Janitscharen bei dem Sultân und dem Groß-Wesîr, als eine Wache, sondern als ein Mitglied des Diwâns; man nennt selbigen auch Aga oder Serdar.

Die Janitscharen sind also gegenwärtig, wenn der Sultân, sein Reichsverweser und seine Paschen Diwân halten, sie begleiten den Sultân in der Stadt zu Fuß, und auf der Jagd zu Pferde; die Prinzen vom Geblüte stehen unter ihren Schuz;

der

Digitized by Google

der Chef dieses Korps ist nicht nur Gouverneur von Konstantinopel, sondern schickt auch Kommandanten und Truppen nach allen Grenzfestungen und andern Kastellen; die Janitscharen haben die Wache in dem äussern Hofe des sultanischen Palastes und bei der sogenanten Pforte, wo sich die hohen Kollegia versammeln und die Archive aufbewahrt werden. Wenn also dieses Korps in dem Stande ist, wie es dem Gesetze nach sein soll, so ist es eine gar mächtige Stütze des Despotismus. Es ist aber zugleich auch fürchterlich für den Despoten selbst, wenn dieser sich ihm im geringsten widersetzen will. Der letzten Ursache wegen hat wahrscheinlich die Regierung selbst es gern geschehen lassen, daß das Korps in manchen Stücken von seiner Vorschrift abgewichen ist, und sich selbst dadurch sehr schwächt hat.

Der nächste Offizier nach dem Tschorbadschi ist der Odu baschi (etwa Hauptmann) nach ihm folgt der Mekiel chersch, welcher für die Lebensmittel zu sorgen hat; dann der Beirak dar oder der Fähnrich, der Bäsch Eski, der Aschi (Koch) der Sokka (Wasserträger) der Usta, der Chalfa und die Karakulukschi. Von diesen haben der Koch und Wasserträger wol eben so wenig die Verrichtungen, welche wir mit ihren Namen verbinden, als der Tschorbadschi; denn sie sind eigentlich Unteroffiziers. Wenn jener einem Janitscharen seinen großen mit Messing beschlagenen Gürtel, oder dieser ihm seine

Peitsche

Deutsche zeigt, oder ihn damit zuzieht, so widersetzt sich ihm keiner, wie wütend er sich auch sonst gegen einen jeden betragen mag, der ihm nahe kömt.

Die Tschorbadschi sind jezt wol gröstentheils Söhne vornehmer Otmanly, die wenigsten davon sind also ganz von unten auf gedient haben. Lezteres aber verlangt man von einem Oda baschi. In der Hauptstadt muß selbiger auch mit den nicht verheirateten Janitscharen in der grosen Kaserne wohnen, wo selbst für jede Orta bequeme Kammer (Oda) eingerichtet sind, in welcher sie ihren Kessel heilig hat, und ihre eigene Oekonomie führt. Vor dieser prächtigen Kaserne ist ein großer freier Plaz, auf welchem die Janitscharen sich oft versamlen, bei welcher Gelegenheit dann ehmals mancher Aufruhr angesponnen, und zuerst ausgebrochen ist. Lezteres ist jezt nichts leicht mehr zu befürchten; denn viele Janitscharen sind zugleich Bediener bei den Vornehmen, andere treiben allerhand Handthierung, die meisten sind verheiratet, und die Kasernen stehen leer, oder werden von solchen bewohnt, die kaum nothdürftig zu leben haben.

Jede Orta hat auch ihre eigene Otuzak, d. i. Pensionisten, die, für selbst geleistete Dienste, oder wegen der Dienste ihrer Väter, ein Gnadengeld erhalten. Aber das, was nach dem Kanûn-Name des Sultâns Soleiman dafür bezahlt werden soll, und

und welches die Orta zu fodern nicht vergisst, wird jezt wol grösstentheils an Bediente oder andere Kreaturen der Grossen vertheilt.

Alle Besazungen in den Grenzfestungen sollen zwar nach dem Gesezze jedes dritte Jahr abgewechselt werden, aber das wird schon längst nicht mehr beobachtet. Die Tschorbadschi werden freilich oft versezt, aber dies wol auf eigenes Ansuchen, um einträglichere Stellen zu erhalten. Die Janitscharen sind zum Theil Einwohner der Städte, in welchen sie als Besazung liegen, wol gar daselbst geboren: und davon ist dann die Folge, daß sie gemeiniglich der Regierung ihrer Provinz mehr zugethan sind, als dem Sultan. Zu Kahira und Bagdad sind die Beispiele davon häufig. Alle berufen sich darauf, daß sie die Vorrechte ihres Korps vertheidigen müssen, und jeder nennt das ein Vorrecht der Janitscharen, was seinen eigenen Vortheil befördern kan.

Wenn alle die, welche sich Janitscharen nennen, auch gute Soldaten, und genötigt wären ins Feld zu gehen, so hätte der Sultan bloß an diesem Korps eine fürchterliche Armee. Ihre Anzahl wird sich gewiß auf einige hundert tausend belaufen. Allein davon sollen nur etwa 80,000 Besoldung erhalten, und man will versichern, daß diese aus der Reichsschazkammer nicht mehr bekommen, als Sultan Soleiman für 40,000 ausgesezt hat. Der Sold eines Janitscharen ist selbst nach

dem

dem Gesetze in den ersten Jahren seines Dienstes sehr gering, nur durch sein gutes Betragen soll seine Löhnung nach und nach verbessert werden, bis er dann reichlich zu leben bekömt. Aber jezt werden die Verbesserungen sehr oft an Bediente und andere Kreaturen der Vornehmen vergeben, der gemeine Janitschar kan von seiner kleinen Löhnung nicht leben, und man muß ihm erlauben, zugleich bürgerliche Nahrung zu treiben. In Friedenszeiten lassen viele den Dienst durch andere verrichten, die nicht so viel haben, daß sie von ihrem Sold leben können; ja es soll (zu Konstantinopel) nicht an Leuten fehlen, die, in der Hofnung eine erhöhete Besoldung zu erhalten, oder um nur in der Oda einen freien Tisch zu haben, den Dienst gern umsonst verrichten. In Kriegszeiten verfährt man bei den Janitscharen auch nicht so strenge, als in Europa mit den Soldaten; denn wenn alsdann jemand nicht Lust hat mit ins Feld zu gehen, so nimt man ihm nur seine Löhnung. Es finden sich immer genug andere, die, wenn sie hoffen können weiter zu kommen, gern in ein Korps treten, das so mächtig und geehrt ist, als das der Janitscharen. Wenn man indeß auch annehmen will, daß die Anzahl der besoldeten Janitscharen wirklich 80,000 Mann beträgt, woran noch sehr zu zweifeln ist, so können davon doch wol nicht mehr als höchstens 25,000 Mann ins Feld gestellt werden; denn man darf die Grenzfestungen nicht

entblößen; zu Konstantinopel muß beständig eine hinlängliche Anzahl von diesen Truppen zurückbleiben, und von diesen werden vermutlich verschiedene Orte, z. B. die, welche die Wache im Palaste des Sultâns und bei der Pforte, die welche die Gefängnisse unter ihrer Aufsicht haben, u. s. f. sich niemals gegen einen auswärtigen Feind in Glieder stellen lassen.

Die Beschäftigungen eines Dienstthuenden Janitscharen in Friedenszeiten, sind nicht groß. Man findet z. B. in ganz Konstantinopel keine Schildwache, die auf einem bestimmten Posten gewisse Stunden stehen muß, und dann von einer andern abgelöset wird. Diese bei dem Militare der Europäer eingeführte Gewohnheit ist den Otmanly noch so fremd, daß selbst der Sultân eine solche Schildwache des Baron Tott als einen Missethäter ansah, der seiner Verbrechen wegen verurtheilt war, mit dem Gewehr auf der Schulter unbeweglich auf einer Stelle zu stehen. *) Zu Konstantinopel sitzt die Wache in den starkbewohnten Quartieren in der Kammer eines Eckhauses, und in den abgelegenen Quartieren sitzt ein einzelner Janitschar an der öffentlichen Straße und schenkt Kaffee oder verkauft andere Kleinigkeiten, um nebenher etwas zu verdienen. Diese Janitscharen müssen gleich bei der Hand sein, wenn in dem ihnen anbefohlenem Quartiere etwa Unordnung entsteht; und man muß sich wundern, daß man in einer so großen Stadt

*) Memoires du Baron de Tott part. III. p. 121.

Stadt so wenig von Unordnung auf den Gassen, und fast gar nicht von Diebstal hört. *) Man giebt den Janitscharen, wenn sie auf die Wache ziehen, kein anderes Gewehr als jedem einen grossen Knüppel; wenn der Sultân zur Moskée reitet, welches gewöhnlich alle Freitage geschieht, so werden in der Hauptstraße, wodurch der Zug geht, an beiden Seiten Janitscharen aufgestellt, und auch dann ohne Gewehr. Zuweilen läßt der Sultân sie nach einem Ziel schießen, man will aber behaupten, daß die Offiziere dazu immer die besten Schützen auch

*) Die scharfe Polizei, die des Nachts einen jeden anhält, welcher zu der Zeit keine nothwendige Geschäfte auf der Straße hat; das Verbot des Spiels und aller starken Getränke, und die minderen Bedürfnisse der gemeinen Mohammedaner, sind wol als die Haupturſachen dieſer größeren Sicherheit anzusehen. Daß es aber unter den Morgenländern auch verschmitzte Diebe gebe, davon hörte ich folgendes Beispiel zu Konstantinopel. So wie zu Kahira fast alle Quartiere der Stadt des Nachts durch Pforten verschlossen werden, so findet man hier an jedem Ende der vornehmsten Marktstraßen (Bezenstein, Basâr) Pforten, und bei jeder Pforte ein paar Janitscharen in einer kleinen Kammer, welche dafür sorgen müssen, daß die Pforten zur bestimten Zeit verschlossen und wieder geöfnet werden. Einmal kam ein vornehmer Otmanly zu Pferde, mit verschiedenen Janitscharen und andern Bedienten zu Fuß, wovon einige gar Fackeln trugen, und die Thore des Bezenſteins wurden ihm mit Ehrerbietung geöfnet, weil die Wache bei derſelben ihn für den Stambûl Agasi, d. i. den Polizeimeister (auch Chef des Korps der Adſiemoglan) hielt. Am folgenden Morgen aber, als die Kaufleute wieder nach dem Bezenstein kamen, fanden ſie die reichſten Buden von den vermeinten Aga und ſeinen Helfern ausgeleert.

abzuschicken. Das ganze Korps in den Waffen üben zu lassen, hält man für unnöthig, und der Janitschar glaubt sich dazu auch zu vornehm; er verlangt, man müsse so wenig an seiner Geschicklichkeit mit dem Gewehr umzugehen, als an seiner Tapferkeit zweifeln. Sultan Soleimân brauchte bei den Janitscharen unter andern Leibesübungen auch die, daß er sie um die Wette laufen ließ. Aber dies scheint man jetzt nicht mehr zu achten. Man sagt zwar, daß die Köche der verschiedenen Oerter noch jetzt um die Wette laufen, wenn sie Fleisch für die Oda holen, und daß der, welcher das Ziel zuerst erreicht, zu seinem Antheil etwas mehr Fleisch erhalte. Aber dies ist vielleicht ein Mißverständniß. Der Sultân läßt das Fleisch für die Janitscharen liefern, welche in den Kasernen wohnen, und damit nun die Köche der verschiedenen Oden zufrieden, so ist man vielleicht einig geworden, daß derjenige, welcher zulezt kömt, etwas weniger erhält, als die ersten.

Bei den Janitscharen ist eben so wenig eine Uniform eingeführt, als bei den übrigen Truppen des Sultâns; indeß hat jedes Korps ein Unterscheidungszeichen, wobei man selbiges von allen übrigen unterscheidet, und dieses besteht vorzüglich in der Bekleidung des Kopfes. Von der Kopftracht, welche den verschiedenen Rang der Offiziere bei dem Janitscharenkorps anzeigt, findet man Abbildungen in des Menfen von Mansfeld Etat mili-

militaire de l'empire Ottoman, und in der Abbildung des türkischen Hofes nach den Gemälden des Herrn de Ferriol; und sowol von der Müze, welche die gemeinen Janitscharen bei feierlichen Gelegenheiten, z. B. wenn der Sultân zur Moskée reitet, tragen, als ihrem gewöhnlichen Turbân, im ersten Bande meiner Reisebeschreibung Tab. XX. fig. 11. 12. In Friedenszeiten (im Felde habe ich sie nicht gesehen) tragen die Janitscharen Kleider von allerhand Farben, jedoch ist ihr Oberkleid (Benîsch) nicht so weit und so lang, als das der Bürger, und die großen Beinkleider, an welche weite Socken (Mests) genäht sind, tragen die Janitscharen gar nicht, sondern sie gehen mit bloßen Füßen in Pantoffeln mit Hackleder, welches in die Höhe gezogen wird. Ihre Köche und Wasserträger haben eine besondere Kleidung. Die der letztern ist von schwarzem Leder mit großen messingenen Knöpfen.

Von den Namen und der Anzahl der verschiedenen Truppen, welche die Paschen aus den verschiedenen Provinzen zur Armee führen sollen, habe ich keine genaue Nachrichten erhalten. Ihre Anzahl ist sehr groß, aber darunter vieles Gesindel, das nur in den Krieg zieht, um zu plündern, nicht um zu fechten. Dazu konte selbst die große Anzahl der Tatâren gerechnet werden, welche dem Sultân auf eigene Kosten zwar dadurch diente, daß sie in den feindlichen Ländern oft erschreckliche

Ver-

Verwüstungen anrichtete, aber auch der Armee nicht selten eine grose Last ward. Weil der wirkliche Soldat des Sultans sich zu vielen Arbeiten, die der europäische Soldat verrichten muß, zu vornehm hält, so werden auch dazu viele Leute erfordert: und überdies folgen einer otmannischen Armee noch so viele Kaufleute, Handwerker u. s. f. daß man auf eine otmannische Armee, die auf 100,000 Mann stark angegeben wird, bei weitem nicht so viele Soldaten rechnen kan, als auf eine gleich große europäische Armee.

(Der Beschluß im nächsten Stück.)

3.

Wie ist Reformazion der Philosophie möglich?

§. 1.

Die Philosophie hat bisher weder allgemeingeltende Erkentnißgründe für die Grundwahrheiten der Religion und der Moralität, noch allgemeingeltende erste Grundsäze der Moral und des Naturrechts aufgestellt. *)

§. 2.

*) Die hier vorgetragene Thatsache ist im teutschen Merkur. Junius und Julius d. J. umständlich beleuchtet.

Digitized by Google

§. 2.

Es läßt sich daher mit Grund vermuthen, daß diesem Mangel des Allgemeingeltenden, Mangel des Allgemeingültigen zum Grund liege; und diese Vermuthung führt auf den Zweifel: Ob die Philosophie solche allgemeingültige Erkenntnißgründe und Grundsäze auch wirklich aufzustellen vermöge. *)

§. 3.

Das Interesse der Wissenschaften von unseren Pflichten und Rechten in diesem, und dem Grunde unsrer Erwartung für ein zukünftiges Leben, und folglich auch das höchste Interesse der Menschheit schaft diesen kritischen Zweifel in die bestimte Frage um: Wie sind jene allgemeingültigen Erkenntnißgründe und Grundsäze möglich?

Nun hat den Verfasser der Kritik der Vernunft, und die Freunde seiner Philosophie, beschuldiget, daß sie die Glaubwürdigkeit der Grundwarheiten der Religion und der Moralität einzig auf das Interesse gründeten, welches die Menschheit an diesen Grundwarheiten nehmen müßte. Ich kan mich hier keineswegs auf eine Erörterung der Frage einlassen, ob und in wie ferne diese Beschuldigung die kritischen Philosophen treffen

*) Die Unentbehrlichkeit dieses Zweifels zur Reformazion der Philosophie, und der Unterschied desselben von dem dogmatischen und unphilosophischen Zweifel sind in der Mos. Monatsche. Julius abgehandelt.

treffen könne. Ich erinnre hier nur, daß man das allgemeine und nothwendige Interesse der Menschheit in wie ferne dasselbe Untersuchung gebietet, und wovon hier allein die Rede ist, von eben demselben Interesse, in wie ferne es irgend einen Glauben begründen soll, wol unterscheiden müsse.

Ich habe gewiß den besseren Theil meiner philosophirenden Zeitgenossen auf meiner Seite, wenn ich das Interesse der Sittlichkeit (oder welches eben dasselbe ist, das Interesse der Menschheit, das nur in so ferne nicht mißverstanden werden kan, als dasselbe durch Sittlichkeit bestimmt wird) für den Kompaß halte, ohne welchen man sich nicht ungestraft auf den Ozean menschlicher Meinungen beim Studium der Philosophie wagen kan; und wenn ich behaupte, daß Prinzipien, die mit jenem Interesse der Menschheit streiten, weder allgemeingültig sein, noch allgemeingeltend werden können. Noch viel gewisser aber werden mir alle philosophischen Parteien (die dogmatischen und die unphilosophischen Skeptiker ausgenommen, deren Plaz aber durch die kritischen sehr ehrenvoll ersezt wird) beistimmen; wenn ich hier als ausgemacht annehme, daß die Entdeckung allgemeingültiger Prinzipien (die ihre Allgemeingültigkeit dadurch bewährten, daß sie wirklich allgemeingeltend würden) die Wissenschaften unsrer Pflichten und Rechte u. s. w. in den Rang der eigentlichen Wissenschaften, den sie bisher nur dem Namen nach besaßen,

erheben, und denselben einen Einfluß und eine Würde verschaffen müßten, die auch ihre eifrigsten Sachwalter bis jezt kaum für möglich gehalten haben, — und daß folglich diese Entdeckung vielleicht das wichtigste Geschenk sein dürfte, das der Menschheit von einem Menschen gemacht werden kan.

Man vergesse nicht, daß hier nur von Prinzipien die Rede ist. Selbst diejenigen, welche den Frieden auf dem Gebiete der spekulativen Philosophie für eine Chimäre, und den Streit der Philosophen für nothwendig endlos ansehen, gestehen doch wenigstens so viel ein, daß unter den Streitenden selbst Einverständniß über Prinzipien möglich und nothwendig sei, *) wenn nicht der ganze Streit zwecklos und ungereimt sein, und durch die Fortdauer desselben, anstatt der ewigen Annäherung zur Warheit, vielmehr immer zunehmende Entfernung von derselben bewirkt werden soll. Jeder Streit, der nur durch den Mangel des Einverständnisses über Prinzipien unterhalten wird, fällt mit diesem Mangel nach und nach von selbst weg, und er führt den Frieden von dem Zeitpunkte an herbei, wo er die glückliche Wendung gewonnen hat, durch welche die Streitenden auf den Punkt des Mißverständnisses aufmerksam gemacht und zum Einverständniß über Prinzipien gelenkt werden.

Man

*) Wer unterschreibt nicht das alte Sprichwort: Contra principia negantem non est disputandum?

Digitized by Google

Man besorge übrigens nicht, daß das Ende der Streitigkeiten unter den vier Hauptparteien, oder vielmehr das Ende dieser Parteien selbst, den Gang der Entwicklung des menschlichen Geistes, der durch diese Streitigkeiten bisher befördert wurde, hemmen dürfte. Diese Streitigkeiten waren nur so lange unentbehrlich und unvermeidlich, als sich der menschliche Geist noch nicht bis zur Erkentniß allgemeingültiger Prinzipien emporgeschwungen hat. So bald er aber über diese mit sich selbst einig ist, hat er sich durch diesen Besiz seines künftigen Fortschreitens versichert. Er hat dann die Bestimmung seines Ganges in seiner eigenen Gewalt, ohne die Beförderung desselben, wie sonst, von zufälligen Entdeckungen und ungewissen Versuchen allein erwarten zu dürfen. Am Leitfaden seiner Prinzipien durchwandert er dann das grenzen- aber nicht bodenlose Feld der Erfahrung, welches ihm eine seinen Kräften angemessene Beschäftigung für eine ganze Ewigkeit anzubieten hat, von der er sich um so größeren Erfolg versprechen kan, je weniger er durch unsicheres Herumtappen, und vergebliches Streiten auf dem Felde der bloßen Spekulazion Zeit und Kräfte versplittern wird.

Ob und was die Moral und das Naturrecht durch allgemeingültige erste Grundsäze, Religion und Moralität durch allgemeingültige Erkentnißgründe gewinnen würden, kan hier wol keine Frage sein; zumal keine Frage für diejenigen, welche

Digitized by Google

mit mir überzeugt sind, daß alle unsere bisherigen sogenanten Sisteme der Moral und des Naturrechtes, nichts weiter als bloße wissenschaftliche Versuche, sistemartig geordnete Aggregate, mehr oder weniger bearbeitete Materialien für künftige Wissenschaften und nichts weniger als eigentliche Sisteme, und bereits vorhandene Wissenschaften sind, die auf inneren Zusammenhang, unerschütterliche Festigkeit, und allgemeine Ueberzeugung Ansprüche machen könten, — und daß endlich die Grundwarheiten der Religion und der Moral aus Mangel allgemeingültiger Erkentnißgründe bisher nur bloße Probleme und Streitfragen gewesen sind, bei welchen die Streitenden nicht einmal über den Begrif des Gegenstandes, worüber sie stritten, einig waren.

Ich darf also ohne weitere Erörterungen und Beweise, die Behauptung aufstellen, daß das höchstwichtige, nothwendige und eben darum ewig fortwirkende Interesse, welches die Menschheit an den Wissenschaften der Moral und des Naturrechtes und an den Grundwarheiten der Religion und der Moralität nimt, hier alle Gleichgültigkeit, alles dahingestellt sein lassen, moralisch unmöglich mache, und den Zweifel ob auch allgemeingültige erste Grundsäze jener Wissenschaften, und allgemeingültige Erkentnißgründe jener Grundwarheiten möglich sind, in die bestimte Frage umschaffe: Wie sind sie möglich? Ich sage: so lange die Unmög-

möglichkeit solcher Prinzipien nicht allgemeingültig erwiesen ist, so lange macht es jenes höchste Interesse jedem denkenden Kopfe zur Pflicht, die Möglichkeit derselben zu untersuchen, nicht vor aller Untersuchung als ausgemacht anzunehmen.

Da in der philosophischen Welt über die wirkliche Allgemeingültigkeit bisher gefundener erster Grundsäze und Erkentnißgründe nichts ausgemacht ist, so läßt sich (wenigstens von jemand der keiner Partei angehört) die Möglichkeit derselben keineswegs aus der Wirklichkeit schließen, sondern sie muß an sich selbst untersucht, und erst gezeigt werden. Es frägt sich also nicht: sind solche Grundsäze und Erkentnißgründe möglich? sondern: Wie sind sie möglich?

Und dieses Problem ist der Punkt, bei welchem die beiden schief entgegengesezten Wege, welche die bisherigen philosophischen Untersuchungen über jene wichtigen Gegenstände genommen haben, sich endigen und gleichsam in einander verlieren, der eine, auf welchem man den wirklichen Besiz jener Erkentnißgründe und Grundsäze, und der andere, auf welchem man ihre Unmöglichkeit erweisen zu können glaubte. Wer sich mit der Auflösung jenes großen Problems beschäftigen will, muß auf eine Zeitlang aufhören, sowol zur bejahenden als verneinenden Partei zu gehören; er muß weder Theist, noch Supernaturalist, weder dogmatischer Skeptiker noch Atheist sein; er muß mit allen bisherigen

Sistemen

Sistemen brechen, ohne jedoch die Hofnung aufzugeben, daß ein Sistem zu Stand kommen könne, welches alles Brauchbare und Wahre, das in den bisherigen enthalten ist, vereinige. Indem er sich auf dem merkwürdigen, bisher von allen Philosophen (die kritischen Skeptiker ausgenommen) verfehlten Punkte befindet, von welchem jeder Schritt rückwärts auf einen der beiden Abwege führt, die sich immer weiter vom Ziele entfernen, und ins unendliche Leere verlieren: so nöthiget ihn das heiligste und wichtigste Interesse, das es für Menschen geben kan, den vor ihm liegenden noch nie betretenen Weg vorwärts anzutreten, oder welches eben so viel ist, den Versuch zu machen, jenes Problem aufzulösen.

§. 4.

Um dieses Problem auflösen zu können, muß man vorher eine allgemeingültige Antwort auf die Frage: Was läßt sich überhaupt erkennen? oder: Welches sind die Grenzen des menschlichen Erkenntnißvermögens? gefunden haben.

Wer überzeugt ist, daß das Problem: Wie sind allgemeingültige Erkentnißgründe u. s. w. möglich? durch das höchste Interesse der Menschheit in Rücksicht auf den gegenwärtigen Zustand der Philosophie aufgegeben sei, der muß auch annehmen, daß die Bedingungen, (Data) die zur Auflösung desselben gehören, gegeben seien, und gefunden

Digitized by Google

funden werden können. Auch sogar derjenige, dem es an jener Ueberzeugung fehlt, muß, wenn anders sein Skeptizismus kritisch ist, wenigstens die Nichtunmöglichkeit dieser Bedingungen zugeben.

Diese Bedingungen nun können keineswegs ausserhalb der Grenzen der Erkenbarkeit, im Gebiete des blinden Glaubens, auf dem Felde der Hyperphysik gelegen sein. Denn, gesezt auch die kritische Untersuchung fiele ganz zum Vortheil des Supernaturalismus aus, so müßten doch wenigstens die Data, aus welchen sich die Unentbehrlichkeit der Offenbarung ergäbe, im Umfange des Begreiflichen enthalten sein.

Eben so wenig dürfen jene Bedingungen selbst im Gebiete des Erkenbaren, in wieferne dasselbe von der spekulativen Philosophie bisher bearbeitet worden ist, oder in der Metaphysik, aufgesucht werden. Der kritische Skeptiker hat sich von allem bejahenden und verneinenden Dogmatismus losgesagt, dieser mag nun Theismus oder Supernaturalismus, Atheismus oder dogmatischer Skeptizismus heißen. Ihm ist auf dem gesamten Gebiethe der Metaphysik kein Raum denkbar, der nicht von einer jener vier Hauptparteien eingenommen wäre. Er ist der einander widersprechenden und gleichwol auf einem und eben denselben Grund und Boden angeblichen Warheiten überdrüssig geworden, und hat auf immer das Feld verlassen,

auf

auf welchem keine anderen als solche Warheiten gefunden werden. Sein gerechtes Mißtrauen in die Metaphysik, welche die Spaltung der Selbstdenker in Parteien unterhält, oder wenigstens nicht zu hindern, nicht zu beendigen vermag, hat ihn auf jenes wichtige Problem gebracht; wie könte, wie dürfte er dasselbe durch Metaphysik auflösen hoffen?

Da also die Data zur Auflösung unsers Problems weder ausserhalb des gesamten Gebietes der Erkenbarkeit noch innerhalb desselben in wieferne es bisher bearbeitet worden, aufgesucht werden dürfen: müssen wir sie in bisher noch unbearbeiteten, und in soferne noch unbekanten Gegenden dieses Gebietes auffuchen. *)

Wenn man sich nun bei diesem Auffuchen nicht ausserhalb des Gebietes der Erkenbarkeit in den leeren Spielraum der Fantasie verirren will; so müssen vorher die Grenzen dieses Gebietes genau und bestimt angegeben werden, oder, welches eben so viel heißt, man muß eine allgemeingültige Antwort auf die Frage ausfindig machen: Was ist überhaupt erkenbar? oder: Was ist unter Erkentnißvermögen zu verstehen, und wie weit erstreckt sich dieses Vermögen?

Vielleicht, daß schon durch die Antwort auf dieses neue Problem auch das vorige aufgelöset wird.

*) Also weder Hyperphysik noch Metaphysik, sondern Kritik.

Digitized by Google

wird. So viel aber ist gewiß, daß dieses ohne jenes unmöglich aufgelöset werden kann.

Ich gestehe gern, daß die Aufgabe: die Grenzen des menschlichen Erkenntnißvermögens allgemeingültig zu bestimmen, für die meisten meiner Leser ziemlich abschreckend klingen müsse. Desto angenehmer, hoffe ich, sollen sie von der Leichtigkeit überrascht werden, welche sie bei der Auflösung selbst antreffen werden, die schon halb gefunden ist, wenn man nur den Sinn der Aufgabe richtig gefaßt hat, und mit sich selbst darüber einig ist, was man unter Erkenntnißvermögen zu verstehen habe.

Den scheinbarsten Einwurf, der gegen die Möglichkeit einer völlig befriedigenden Auflösung dieser Aufgabe gemacht werden könte, habe ich bei einer andern Gelegenheit *) erörtert; und da diese Erörterung hieher gehört, und ich keine bessere zu geben weiß, so mag sie hier mit einigen Veränderungen noch einmal vorkommen.

Alle wesentlicheren Schicksale, die unsre spekulative Philosophie bisher erfahren hat, mußten vorhergegangen sein, ehe man daran denken konte, jenes Problem in seinem eigentlichen Sinne auch nur aufzuwerfen, geschweige denn aufzulösen. Alle diejenigen Philosophen, welche die Erkenntnißgründe für die Grundwarheiten der Religion und der Moralität,

*) Im ersten Briefe über die Kantische Philosophie. teutschen Merkur, August 1786.

Digitized by Google

ralität, so wie die ersten Grundsäze der Moral und des Naturrechts bereits gefunden zu haben glaubten, konten sich wol nie einfallen lassen, sich selbst zu fragen, ob es der Vernunft möglich wäre, allgemeingültige Erkentnißgründe, und erste Grundsäze aufzustellen? — da sie ihre Vernunft im wirklichen Besize solcher Erkentnißgründe und Grundsäze glaubten. Und wäre ihnen diese Frage von andern vorgelegt worden, so würden sie statt aller Antwort ihre angeblichen Besizungen aufgewiesen haben. Auf eben dieselbe Weise würden die Atheisten und Supernaturalisten verfahren sein, welche ebenfals jener Frage durch entscheidende Antworten, wiewol von ganz anderer Art, zuvorgekommen sind. Gleichwol bestand die philosophische Welt bisher größtentheils aus Dogmatikern, so daß man vielleicht auf einen Skeptiker hundert Dogmatiker zählen dürfte. Allein dieser so breite, und so stark betretene Weg des Dogmatismus war vor der Vorlegung und Auflösung unsers Problems nicht nur unvermeidlich, sondern sogar als eine entfernte Vorbereitung desselben unentbehrlich. Ohne den, durch die süße Einbildung gefundener Warheit unterstüzten und belebten Eifer der Dogmatiker, würden jene zahlreichen und zum Theil bewundernswürdigen Vorübungen des menschlichen Geistes nicht zu Stand gekommen sein, denen die Vernunft den Grad von Entwicklung verdankt, der bei größeren Unternehmungen vorausgesezt wird. Während dieser langwie-

vorigen Periode bestand das Verdienst des Skepticismus größtentheils darin, daß er die Dogmatiker, theils ihre Beweise zu schärfen zwang, theils aber gewissermaßen in Schranken erhielt. Nie aber vermogt er's, ihnen ihre angeblichen Erkenntnisse zu entreißen. Er hatte ihnen nichts besseres dafür zu geben; und würde auf die Frage: was ist erkennbar? geantwortet haben: Nichts! oder aufs höchste: Ich weiß es nicht!

So metaphysisch die Frage klingt: Was vermag die Vernunft? so laut ertönt sie gegenwärtig durch die Stimme unsres sonst so wenig zum metaphysiren aufgelegten Zeitalters. Wir haben fast keine theologischen Köpfe mehr, als solche, welche ausdrücklich für und gegen das Vermögen und Recht der Vernunft in Religionssachen zuerst zu sprechen geführt werden. Durch Vernunft allein ist wahre Erkentniß Gottes wirklich — durch Vernunft ist sie unmöglich, heissen die Losungen der streitenden Naturalisten und Supernaturalisten, und die wirklichen oder angeblichen Beweise für diese beiden Behauptungen, sind die Waffen, womit sie gegen einander zu Feld ziehen. Man bestrebt sich sogar, ohne sich ausdrücklich diese Frage vorgelegt zu haben, auszumachen, was die Vernunft vermöge. Man appellirt gewissermaßen von seinem angefochtenen Sistem an das Vermögen oder Unvermögen der Vernunft, aus welchem man unstreitige Prämissen für seine streitigen Behaup-

Digitized by Google

hauptungen zu erhalten hoft. Der Mangel an solchen Prämissen ist also die Schwierigkeit, worauf die Parteien selbst stoßen, die in so ferne dem eigentlichen Punkte des Mißverständnisses weit näher sind, als sie selbst wissen. Ein dunkles, aber lebhaftes Gefühl dieser Schwierigkeit äussert sich merklich genug an der in unsren Zeiten so sichtbar gewordnen Verzweiflung, seine Meinung durch Vernunftbeweise durchsezen und seine Zweifel durch Vernunftgründe auflösen zu können. Diese Verzweiflung hat so manchen neuerlich veranlaßt, seine wankende Metaphysik durch Mystik und Kabbalistik zu unterstüzen; so manchen verleitet den Einladungen geheimer Gesellschaften Gehör zu geben, die ihm durch Offenbarungen und Traditionen die Fragen zu beantworten versprachen, welche ihm durch Vernunft unbeantwortlich schienen; so manchen genöthigt von der Vernunft an gesunden Menschenverstand, Warheitsgefühl, Intuitionssinn, und wie die Winkeltribunale alle heißen mögen, zu appelliren.

Noch nie hat man der Vernunft so augenscheinlich zu viel und zu wenig zugemuthet, als gegenwärtig. Die Abgötterei, welche mit ihr getrieben, und die Verachtung, die ihr bezeugt wird, gehen bis zum Lächerlichen; ohne daß man sich auf der andern Seite verbergen könte, daß sowol die übertriebenen Lobsprüche, als die Verleumdungen der Vernunft zu keiner Zeit so geschickt widerlegt

worden

Digitized by Google

worden sind. Die Freunde sowol als die Feinde der Vernunft, Naturalisten, die durchaus kein Glauben, Supernaturalisten, die durchaus kein Wissen in der Religion dulden wollen, beschuldigen sich wechselseitig des Verkennens der Vernunft. Da nun jeder Theil seine Bekantschaft mit der Vernunft vor seinem Gegentheile rechtfertigen muß, so sieht sich jeder genöthiget, zu den Gründen, die bisher ihn und seine Partei befriediget hatten, Beweise aufzufinden, die auch seinen Gegnern einzuleuchten vermögen. Jeder muß also über seinen bisher für die ersten gehaltenen Grundsäze hinaus gehen, Merkmaale der Vernunft aufsuchen, die er bisher noch nicht gefunden hat, und seine Kentniß des Vermögens und der Befugnisse der Vernunft allgemein — d. h. für sich und seine Gegner — gültig zu begründen streben. Keine der streitenden Parteien kan also mit ihrer eigenen bisherigen Kentniß der Vernunft zufrieden sein, so wenig als sie es mit der ihres Gegners ist; keine kann es beim Alten bewenden lassen, und das Bedürfniß einer neuen Untersuchung des Erkentnißvermögens mußte also (auch wenn keine Kritik der Vernunft erschienen wäre) von den denkenden Köpfen auf beiden Seiten endlich eben so allgemein eingesehen werden, als man schon jezt auf beiden Seiten überzeugt ist, daß die Vernunft, (von den Gegnern) verkant wird.

Das

Das Problem: Was vermag das Erkentniß vermögen? kündigt sich also durch eine Menge unzweideutiger Symptome dem unparteiischen Zuschauer nicht weniger auffallend an, als es sich dem kritischen Skeptiker durch die Vergleichung der philosophischen Sisteme aufdringt. Es würde schon kein kleines Verdienst unsres Jahrhunderts sein, das alte unselige Mißverständniß der sich selbst verkennenden Vernunft, welches, so unvermeidlich dasselbe auch dem menschlichen Geiste auf dem langen und beschwerlichen Wege, den er bis zur Erkentniß seines theoretischen Vermögens zurücklegen mußte, gewesen ist, gleichwol unter die gröstten Uebel gehört, womit die Menschheit heimgesucht werden konte; jenes Mißverständniß der Vernunft, welches Jahrtausende unter allerlei Gestalten in der Welt Unheil gestiftet hat, die kultivirten Nazionen den blutigen und unblutigen Fehden der Orthodoxie und Heterodoxie preis gab, Unglauben und Aberglauben nothwendig machte, die Kräfte so vieler vorzüglichen Köpfe mit unnüzen Spizfindigkeiten und Zänkereien verschwendete, und in allen diesen seinen traurigen Folgen immer fortdauren zu müssen schien; dieses Mißverständniß aus der Dunkelheit verworrener Begriffe hervorgezogen, auf seine einfachsten Punkte gebracht, und dadurch ein Problem herbeigeführt zu haben, dessen Auflösung nichts geringeres als allgemeingültige Erste Grundsäze unsrer Pflichten und Rechte in diesem, und einen allgemein-

meingültigen Grund unsrer Erwartung für das zukünftige Leben hoffen läßt, das Ende aller philosophischen und theologischen Kezereien, und wenigstens im Gebiete der spekulativen Philosophie einen ewigen Frieden verspricht, von dem noch kein gutherziger Kosmopolit geträumt. Aber wie? wenn auch die Auflösung dieses Problems unsrem sich zu Ende neigenden Jahrhunderte vorbehalten wäre? wenn noch vor dem völligen Ausgang desselben in Deutschland der grössere Theil guter sich mit Philosophie beschäftigender Köpfe, über allgemeingültige Prinzipien einig würde? und wenn diese die von nun an aufhörten, sich, ohne es zu wissen und zu wollen, entgegen zu arbeiten, mit (ohne alle Verabredung) vereinigten Kräften anfingen, das Allgemeingültige allgemeingeltend zu machen? — Eine glänzendere Krone könte wol kaum den Verdiensten unsers Jahrhunderts aufgesezt werden, und Deutschland könte das Geschäft seines erhabenen Berufs als die künftige Schule Europens *) mit keinem gründlicheren Eingang eröfnen.

*) Die Konstituzion unsres deutschen Vaterlandes, zu welcher hier vorzüglich unter andern der Mangel einer Hauptstadt gehören dürfte; der gemäßigte Nazionalkarakter, das eifrige Studium der Geistesfrüchte aller übrigen Nazionen u. d. U. mehr, können wol, ohne daß man sich von patriotischer Eitelkeit blenden läßt, für Merkmaale dieses Berufes angesehen werden.

(Die Fortsezung folgt im nächsten Stück.)

Digitized by Google

4.

Abdim,

eine morgenländische Erzählung.

Erster Gesang.

1.

Du, deren wunderbare Leier
Nie Deutschlands Ariost den süßen Ton versagt,
Wann er sich kühn auf Abentheuer
In neugeschaffne Welten wagt,
Auf! lüft' auch mir den Zauberschleier,
Und führ', o Muse, mich, den stolze Neugier plagt,
In's Land der Fantasey, wo liebliche Gestalten,
Mit schrecklichen gruppirt, in bunter Mischung walten.

2.

Du lachst vielleicht des stolzen Ritters nur,
Der, unbekant mit Hippogrifens Rücken,
Den Springer reiten will, von dessen stolzen Rücken
Schon manchem armen Wicht der Unstern wiederfuhr,
Die ganze winzige Figur,
Am Fuß des Helikons, tief in den Sand zu drücken;
Doch würdest du mir gleich dein Flügelroß versagen,
So soll mein leichter Kahn sich auf die Fluten wagen.

3.

Dem Pöbel gleich am Strand der königlichen Seine
Mit ofnem Munde da zu stehn,
Und Blanchards neuem Phänomene,
Frohlockend, doch unthätig, nachzusehn,
Ist sichrer zwar, als sich auf leichtem Dunst erhöhn;
Allein der Reiz der wundervollen Szene
Wirkt stärker, als die Furcht vor allen Minotauren,
Die auf den Wanderer am Fuß des Pindus lauren.

4. Der

4.

Der Westwind bläst; die Segel schwellen schon;
Mich schrecken nicht die aufgesperrten Schlünde
Der Ungeheuer, die mich zu verschlingen drohn,
Auch der Gedanke nicht, ob ich aus dem Gewinde
Des Labirinths den Ausgang glücklich finde;
Und ging' es mir wie Dädals kühnem Sohn,
Ja würd' ich endlich gar dem Minotaur zur Speise,
Jezt Aristarch genannt, nichts schreckt mich von der Reise.

5.

Und nun beginnt der Zug, die Wunder selbst zu sehen,
Wovon uns Oberons und Idris Sänger singt,
In's reiche Morgenland, und dann in's Land der Jonier;
Schon nahn am Hellespont sich Mohammeds Trosseln,
Wo stolz der halbe Mond von sieben Thürmen blinkt,
Und ehe Hesperus den Tag zu Bette bringt,
Sind wir in Bagdad schon, von dem die goldnen Spizen
Beim lezten Sonnenstral in Tigris Wellen blizen.

6.

Hier war es, wo in üppigem Gepränge
Sein Leben einst dem Abdim froh verfloß,
Auf den das Glück sein ganzes Füllhorn goß,
Der, bei der Fußbarkeiten Menge
Und der Klienten schmeichelndem Gedränge,
Das Paradies hienieden schon genoß,
Und oft an einem Fest des Goldes mehr verschwendet,
Als Peru nach Madrid auf Galionen sendet.

7.

Sein weites Haus, das Gold und Marmor schmückte,
Glich einer Königsburg. Wohin das Auge blickte,
Entsprach der äußre Glanz der innern Hallen Pracht,
Wie Abdims Schmuck der Sklaven reiche Tracht,
Wozu Maßilien Brokad und Atlaß schickte.
Nie ward sein Vorhof leer vom Morgen bis zur Nacht;
Entre selbst erklirnen sonst des Bassa
Und übten sich im Schach auf blumigen Terrassen.

8.

Am Schenktisch von Agath sprang, wie ein Wasserfall,
Der Sirakuser Wein in Becken von Krystall,
So lieblich, daß er selbst Cornaros *) Durst erweckte,
Und was beim Mittagsmahl den goldnen Teppich deckte,
War köstlicher, als es Lukull und Elagabal
An Feiertagen jemals schmeckte;
Verglich mit seinem Schmaus man Sardanapals Schmäuse,
So schienen sie Karthäuser Fastenspeise.

9.

Wer würde nicht bei solcher Fülle schwören,
Den frohen Mann, den alles glücklich pries,
Den Asien Fortunens Liebling hieß,
Den könne nichts in seiner Freude stören.
Allein Geduld! der Abend wird uns lehren,
Ob einer wol, und galt's ein Paradies,
An Abdims Platz, nur Eine solcher Nächte,
Mit Afroditen selbst auf Rosen liegen möchte.

10.

Auf Polstern von Daunmast, an eines Mädchens Seite,
So schön Zirkassien es nur dem Sultan schickt,
In dessen weichem Arm, zum Busen sanft gedrückt,
Kombäben selbst die rasche Zeit verreute,
Lag Abdim, schlummernd selbst von Reizen hoch entzückt,
Die noch zuvor kein Sterblicher entweihte,
Als tief um Mitternacht des Harems Thür knarrt,
Und sich ein Anblick zeigt, vor dem sein Blut erstarrt.

11. Das

*) Cornaro der bekannte Italiäner, welcher bei einem kränklichen Körper durch strenge Mäßigkeit ein hohes Alter erreichte.

11.

Das Rosenöl, so in krystallnen Kannen brannte,
Durchdämmerte den Saal so schauerlich,
Daß Abdim, der die Furcht sonst wenig kannte,
Doch kaum mit halben Blicken sich
Bei dem Geräusch zur ofnen Thüre wandte,
Die einen Kasten wies, der einem Sarge glich,
Und, fortgerückt von unsichtbarer Hand,
Allmählig näher kam, und stille am Bette stand.

12.

Der Deckel sprang mit dumpfen Knall in Stücken,
Und langsam kroch ein altes Weib auf Krücken
Von dürrem Todtenbein hervor,
So scheußlich, daß Rinald und Eblador
Selbst kaum vermogt, die Furcht zu unterdrücken.
Kein Wunder, wenn sich Abdims Muth verlor,
Als bebend jetzt vor seinem Bette
Die Hexe stund, und also zu ihm redete:

13.

„Auf, träger Sklav, von deiner Lagerstatt!
Dir ist der Talisman des Aladins beschieden!
Fort! such' ihn auf, vom Nord zum schwarzen Gaben,
Vom Hekla bis zum Ararat!
O! dreimal glücklich ist, wer ihn gefunden hat!
Drum laß dich nichts, bis du ihn hast, ermüden;
Denn eher läßt dich Hippokrenens Kasten
Nicht eine Nacht auf weichem Lager rasten."

14.

Die Hexe hatte kaum das letzte Wort gesagt,
So war, samt ihr, der Kasten auch verschwunden,
Nur Abdim lag, vom Schrecken wie gebunden,
Mit ofnem Munde da, der keine Silbe wagt,
Und zählte kummervoll, bis daß es wieder tagt,
Den Schneckenschritt der nächtlich langen Stunden,
Noch immer ungewiß, sei, was er sah' und hörte,
Ein Spiel der Fantasei, die wachend ihn bethörte?

15.

Beim ersten Sonnenstral wacht' er den Palast wach,
Voll Ungeduld, die Weisesten zu fragen:
Allein vergebens schwand der Tag;
Kein Derwisch, wenn sein Bart auch viel versprach,
Kont' ihm den Ort des Talismanes sagen.
Sie hatten zwar darüber nachgeschlagen,
Und fanden, daß der Schaz des Suchens würdig sei,
Doch wo er lag — stand nicht dabei.

16.

Bekümmert sah zum erstenmale
Hier Abdims Stral die Grenzen seiner Macht,
Beim Bacchanal, in einem goldnen Saale,
Umringt von königlicher Pracht,
Ergriff ihn doch, beim lezten Sonnenstrale,
Ein Schauder vor der nahen Nacht,
Und alle Freuden, die der Männer Herz erheitern,
Vermogten jezt nicht mehr, das seine zu erheitern.

17.

Als gegen Mitternacht die Sängerinnen schwiegen,
Schlich Abdim, mit empor gesträubtem Haar,
In seiner Falterhaut, sonst Cypriens Altar.
So weich sein Ruhebett' und so geneigt er war
An Fatmens Busen sich zum Schlummer einzuwiegen,
So glaubt' er doch auf hartem Fels zu liegen,
Und wälzte rastlos sich, versenkt in tiefen Gram,
Bis mit dem Glockenschlag der Kasten wieder kam.

18.

Die Hexe sprang hervor, und murmelte von neuen
Die Drohung, ihm und uns bekant,
Worauf sie sich verschloß, und wie der Blis verschwand.
Mit ofnem Mund', um Hülfe laut zu schreien,
Als schnelle Furcht die trockne Zunge band,
Lag Abdim da — Ein Stück zum konterfeien! —
Bis nach und nach sein Blut, das fast gerann,
Im schwachen Puls zu regen sich begann.

19.

Aurora konte kaum am andern Morgen sich
Aus Titans Armen winden,
Als er bereits Fatimens Arm entschlich.
Entschlossen, das Geheimniß zu ergründen,
Ließ er in Bagdad öffentlich
Bei lautem Paukenschall verkünden:
„Zehn Beutel sind der Preis, wer Abdim sagen kan,
Wo lieget Aladins berühmter Talisman.“

20.

Die Sklaven hatten schon ganz Bagdad durchposaunt;
Umsonst erscholl der Ruf an allen Ecken.
Erst hört ihn jedermann, und staunt,
Und endlich fand man Abdim gut gelaunt,
Mit einem Preis von zehn gefüllten Säcken,
Die Bürger Babilons zu necken.
Schon röthete das Dach der Abendsonne Stral,
Und nun erscholl der Ruf zum letztenmal.

21.

Da hört's ein Reisender aus einem fernen Lande,
Dem in der Wüsten eine Räuberbande
Von Arabern sein ganz Gepäck entwandt,
Und der den Ruf jezt sehr willkommen fand.
„Hört, Sklaven!“ sprach er, „Mir, Mir ist der Ort bekant!
Und — Allah weis, — ich bin allein im Stande,
Den Mann, der darnach forscht, der Unruh zu entziehn;
Wer er auch sei, führt mich und zeigt mir ihn!“

22.

Indessen Abdim ganz beklommen
Aus seinem Palast sah, trat unser Mann hinein.
„Ist's wahr,“ sprach er, „was ich vernommen,
Und haltst du Wort, so bin ich hergekommen,
Von deiner Stirn den Nebel zu zerstreun;
Denn, wisse nur: der Talisman ist dein,
Wenn du so reich an Kostbarkeiten bist,
Als nöthig, um ihn zu gewinnen, ist.“ —

23.

„Nichts mehr, als reich?“ rief Abdim voller Freude;
„Ich hab allein an Eufrats weitem Strand
Zehntausend Hufen fetter Weide
Und eben so viel Ackerland;
Zwölf Gruben liefern mir den feinsten Diamant,
Und meine Pflanzung giebt dreihundert Ballen Seide;
Ja! ausser Bagdad sind, in Mekka nur allein,
Zweihundert Speicher voll der theursten Waaren mein.“

24.

„Von zehn Wezieren, die bei Hofe viel verschwendet,
Sind gröstentheils die Güter mir verpfändet,
Und bloß zum Perlenfang hab' ich auf Ormus jezt,
Vier eigne Schiffe hingesendet,
Die man, beladen, nur nach Millionen schäzt.
Ich sehe, daß dich das zwar in Erstaunen sezt,
Doch unterbrich nunmehr dein Schweigen,
Und eile, mir den Ort des Talismans zu zeigen.“ —

25.

„O dreimal glücklicher!“ fing drauf der Pilger an,
„Du bist's allein, der jemals hoffen kan,
Durch Aladins berühmten Talisman,
Dein Glück unwandelbar zu machen.
Ein Thal, das Bochim heißt, wo, sicherer als Drachen,
Zehntausend Geister ihn bewachen,
Liegt in Arabiens beglückter Flur,
Und ist der Siz der schaffenden Natur.“

26.

„Hier ist das Gras schmaragdnes Immergrün,
Durchstr't mit goldnen Amaranthen,
Päonien von feurigem Rubin
Und amethistne Veilchen blühn.
Vermischt mit Lilien vom feinsten Diamanten.
Das edelste Metall, so nur die Alten kanten,
Ist, wie gediegnes Gold, in Haufen hier zu sehn,
Die bis zum Mittelpunkt der Welt hinunter gehn.“

27. Daß

Digitized by Google

27.

Daß die Besitzer solcher Kostbarkeiten
Mit einer Kleinigkeit nicht zu bestechen sind,
Begreifet freilich schon ein Kind.
Allein das Sprüchwort sagt: wer wagt, gewinnt!
Ich läugne nicht, das Ding hat Schwürigkeiten;
Doch lässest du durch meinen Rath dich leiten,
Und sparst nur nichts; so soll beim nächsten Mondenschein
Schon alles eingepackt, zur Reise fertig sein.“ —

28.

Andächtig, wie bei des Profeten Grabe
Der fromme Mekka-Pilger steht,
Und lauschend, wie ein kleiner Knabe,
Vor welchem sich der hohle Kräusel dreht,
Horcht' Abdim zu. „Ha! wenn's nur glücklich geht,
Dann kost' es meine ganze Haabe!“
Der Fremdling neigte sich, und eh vier Wochen flohn,
Begann der Zug aus Bagdads Thoren schon.

(Die Fortsezung folgt im nächsten Stück.)

5.

Das vollkommene Weib und der vollkommene Mann.

In einem der Welttheile, die Büsching noch nicht beschrieben hat und von denen man mithin wenig oder gar keine Nachrichten in unsern tausend Geographien antrift, liegen zwei ziemlich beträcht-

Digitized by Google

trächtliche Länder neben einander, deren Beherrscher, so lieb sie einander auch persönlich hatten, dennoch beständig bald in größere, bald in kleinere Kriege mit einander verwickelt waren.

Um diese Uneinigkeiten mit Einem Schlage zu heben, kamen sie auf den Entschluß, ihre Kinder mit einander zu vermählen, damit nach ihrem Tode beide Länder unter Einen Zepter kämen. Der eine hatte nur einen Sohn, der andre nur eine Tochter. Beide waren noch in der zartesten Jugend. Der Prinz hieß Sliplipon, die Prinzeßin Ruraru.

Den Ammen beider wurde anbefohlen, beständig ihre künftige Vermählung vor Augen zu haben, und ihre zarten Seelen wechselseitig auf einander hin zu lenken. Deshalb ward die Prinzeßin mit dem Namen Sliplipon und der Prinz mit dem Namen Ruraru gewöhnlich in den Schlaf gewiegt, und so kam es, daß dies die ersten Worte waren, die beide Kinder aussprechen lernten.

Als sie in den Jahren waren, wo Kinder der Bildung eines Hofmeisters und einer Hofmeisterin empfänglich werden, hielten beide Könige Rath, wo sie dergleichen hernehmen solten. Der Großkanzler des einen, der seinem Herrn, da er als Prinz reiste, begleitet und mehr gesehen hatte, als sein Herr, weil man hinten auf der Kutsche gewöhnlich mehr sieht, als in der Kutsche, deren

Fenster

Fenster zugezogen sind; war der Meinung, daß man aus der Prinzeßin ein vollkommnes Weib, und aus dem Prinzen einen vollkommnen Mann bilden müßte. Um diesen Endzweck zu erreichen, müßte man für erstere eine Oberhofmeistrin aus dem Lande verschreiben, das wegen seiner vollkommnen Weiber, und für lezteren einen Oberhofmeister aus einem andern, das wegen seiner vollkommnen Männer berühmt sei. Dieses sei Deutschland, jenes Frankreich. Er bat seinen Herrn, sich an den großen deutschen Mann zu erinnern, in dessen Pflanzschule er mit ihm gewesen und in welcher er Knaben von zehn bis zwölf Jahren schon hätte sagen hören: ich bin ein deutscher Mann. Die Lehrer dieser Knaben müßten Wunder in ihrer Art sein, und wenn man einen von ihnen bereden könte, seine Menschenliebe von der allgemeinen Menschheit auf einige Jahre abzumüßigen, und sie ganz auf den Prinzen Biliphon zusammen zu drängen; so würde dies ein dreifach glücklicher Erwerb für den Vater, für den Sohn und seine künftige Gemalin sein.

Eben so heilsame Wirkungen würde es auf der andern Seite haben, wenn man eine französische Dame von gutem Hause (und das wären sie in der Fremde fast alle) mit Geld, und mit dem Versprechen, ihren Galanterien und Anmaßungen durch die Finger zu sehen, vermögen könte, den väterlichen Heerd zu verlassen, um hier über die

königs-

königliche Küche. (So nente man in diesem Lande das, was man in andern Höfen nennt) unumschränkt zu herrschen. Diese würde für die Prinzeßin das thun, was der deutsche Mann für den Prinzen, und davon würde die unausbleibliche Folge sein, daß das vollkommenste Mädchen den vollkommensten Jüngling, und umgekehrt, der vollkommenste Jüngling das vollkommenste Mädchen lieben müßte. Sodann wären die Absichte beider königlichen Väter befriedigt.

Dieser Vorschlag ward mit ziemlich allgemeinem Beifall aufgenommen, und nur Die hatten etwas dagegen, deren Stimme nicht galt, weil ihnen die Kammerherren und Pagen den Ekelnamen Weise gegeben hatten. Die königlichen Väter aber waren ganz damit zufrieden, ob gleich der eine, dessen Großkanzler den treflichen Rath nicht gegeben, sich ein wenig schämte, daß er ihn nicht gegeben hatte. Diese Regung von Schaam fiel auf den stummen Großkanzler in einem fast unmerklich schiefen Blicke, der aber doch so gewaltsam auf diesen wirkte, daß er ohnmächtig wurde, und den andern Tag, in lezten Zügen, wie er vorgab, seine gnädige Entlassung foderte, die er auch bekam und mit Freuden empfing, weil er, wie er den Ueberbringer merken ließ, einen Verhaftbefehl zu bekommen gefürchtet hatte. Der Leibnaturforscher des Königs hatte bei dieser Gelegenheit gesagt: Die Basilisken wären aus

der

der Naturgeschichte verschwunden und hätten sich in die Augen der Könige verkrochen.

Es wurden nun Gesandte abgeschickt, einen nach Frankreich und einer nach Deutschland, die von dem Großkanzler gemessene Vorschriften für die Wahl des Oberhofmeisters und der Oberhofmeisterin hatten. Derjenige, der nach Frankreich ging, hatte Empfehlungsschreiben an einige alte Bekante des Kanzlers, die ihm bald eine Oberhofmeisterin verschafften, welche nach ihren Begriffen für die Erziehung einer Prinzeßin, ausserhalb Frankreich, sehr geschickt wäre, weil sie in Frankreich die Töchter armer Edelleute erzogen hätte. Voll Entzücken lief sie zu einer ihrer ehemaligen Schülerinnen, um die Freude über ihr Glück mit ihr zu theilen; aber diese verleidete es ihr, weil — sie dies Glück gerne gehabt hätte. Sie war von einer guten, aber armen Familie, der nichts übrig geblieben war, als ein berühmter Name, welcher nicht zu ihrem Vermögen paßte, mithin bloß durch Stolz und Anmaßung aufrecht erhalten werden konte. Dadurch war sie bei allen, die keinen berühmten Namen aber Vermögen hatten, so lächerlich geworden, als diese es ihr waren; um also einen wirklichen Vortheil über diese zu gewinnen, war die Aussicht, die sich ihr jezt darbat, sehr erwünscht. „Sechs oder acht Jahre Oberhofmeisterin," sagte sie bei sich selbst, „und damit ein paar Millionen Livres verdient, so lebt der

der alte Glanz meiner Familie wieder in mir auf. Sie theilte diesen Plan in Eil ihrem Beichtvater mit, der Prämierlieutenant war, und dieser billigte ihn nicht bloß, sondern überwand sich auch, die Erzieherin seiner Schwester zu seiner Maitresse auf- und anzunehmen, doch unter dem Beding, daß sie es geheim hielte, und ihre Kostschule beibehielte. Diese schickte einen Abbe fort, der schon einigemal hatte merken lassen, daß er sie nur aus Barmherzigkeit liebte, den sie aber doch aus Noth lieb behalten hatte, warf sich dafür dem Lieutenant in die Arme, gab seiner Schwester ihre Stelle, und nahm unter großen Bedauren, daß sie die gute Stadt Paris mit einem abscheulichen Lande verwechseln müßte, einen sehr beweglichen Abschied von ihr. Diese reiste mit innerm Triumph in Begleitung des königlichen Gesandten ab.

Unterdessen war der andre Gesandte in Deutschland angekommen und gerade nach der Stadt gereist, wo der Großkanzler die Pflanzschule von deutschen Männern gesehen haben wolte. Er fand dort zwar noch eine ähnliche Anstalt; aber sie paßte nicht zu den Kennzeichen, die ihm der Großkanzler schriftlich angegeben hatte. Die Zöglinge wußten nur so viel, als Kinder für ihr Alter wissen mußten, und hatten, was sie wußten, nicht im Herumlaufen, und nicht durch Spielen und Bilderbücher gelernt. Ihre Lehrer trugen Haardenkel und waren frisirt, was ganz

über die angegebenen Merkmaale des Streifanzlers stritt, der ausdrücklich auf hinten abgeschnittenes, vorn in die Stirne gekämmtes und an den Seiten über die Ohren herab flatterndes Haar aufmerksam gemacht hatte. Als sich der Gesandte erkundigte, wo die Männer von diesem Stuz und Schnitte geblieben wären, sagte man ihm: sie wären zu Fuße, alle mit Dornstöcken, weggegangen und sie wohnten jezt in der Welt. —

Der Gesandte war durch diese Nachricht wenig erbaut, und sagte, man solte ihm doch, wenn man vor Weil dazu kommen könte, einen bestimmtern Fingerzeig geben, wo er die Männer, die er suchte, oder wenigstens einen von ihnen finden könte; und da sagte ihm ein kleiner, runder Mann, mit einer schalkhaften Miene: er solte sich in jeder Stadt, nach dem Mann erkundigen, den die Kinder zum Besten hätten, und den die Alten für übergeschnappt hielten: so würde er finden, was er suchte.

Der Gesandte folgte diesem Wink und traf in der dritten Stadt, die auf seinem Rückwege lag, wirklich einen Mann auf den die Kinder mit Fingern wiesen, und bei dessen Anblicke die Erwachsenen die Achseln zuckten. Er hatte einen weißlichen Ueberrock an, hinten abgeschnittenes, vorn hereingekämmtes und über die Ohren herabflatterndes Haar, einen runden Hut auf dem Kopfe, in der rechten Hand einen Dornstock und in der linken

ein

ein Buch, worin er, troz dem Geräusche der Kinder um ihn her, sehr aufmerksam las. „Das ist mein Mann, sagte der Gesandte, und sogleich theilte er ihm die Absicht seiner Reise mit. Der Mann im runden Hute schien sehr erfreut, und fragte, ob er gleich mitreisen könte? „Allerdings, erwiederte der Gesandte: aber wollen Sie nicht erst ihren Freunden und Verwandten Nachricht davon geben?“ „Da hätte ich viel zu thun!“ erwiederte dieser: „Meine Verwandschaft ist unermeßlich!“ — „Wie so?“ sagte der Gesandte. — „Alle Menschen sind meine Verwandte,“ sagte der Mann. — „Das ist etwas anders! Da müssen Sie aber eine Million von Vätern haben?“ — „Ich habe nur eine arme Schwester; aber die erfährt meine Abreise zeitig genug, wenn ich ihr als Prinzenhofmeister das erste Geld schicke.“

Der Gesandte hätte gern erinnert, daß sie in der langen Zeit, die ein Brief von dem Lande seines Herrn bis nach Deutschland brauchte, leicht verhungern könte; aber er wolte dieses Bedenken nicht kund geben, weil ihm einfiel, daß ein Herz, daß alles umfaßt, sich nicht mit einzelnen Theilen bemengen könte.

Die Oberhofmeisterin kam ein paar Wochen früher an, als der Oberhofmeister. Gleich in den ersten drei Tagen hatte sie sich alle Herzen und alle Köpfe unterthänig zu machen gewußt, dadurch, daß

daß sie jedesmal denjenigen Theil der Hofleute, die zugegen waren, Engel, und die nicht zugegen waren, Thiere in ihrer Sprache nante. Nach dieser Vorbereitung war es ihr sehr leicht, mit allen ihren vorläufigen Planen durchzudringen. Der König selbst war ein Mann, der mehr Vater, als Herr zu sein verstand. Um sich den Kopf nicht mit Geschäften zu überladen, ließ er alles gern beim Alten, und er hatte nur einmal, als er die Regierung antrat, einige Veränderungen vorgenommen, um seinen Unterthanen bemerkbar zu machen, daß sie einen neuen König hätten, aber seit der Zeit nie wieder ändern noch verbessern mögen. Uebrigens war er etwas fett, aber gut.

Die Ankunft der Oberhofmeisterin machte ihm viel Freude, weil sie ihm nun die einzige Sorge, die ihm doch zuweilen an das Herz gewollt hatte, die Sorge für die Erziehung seiner Tochter, auch noch abnahm. Sein Geschäftsanzler hatte ihm versichert, sie sei in ihren Händen treflich aufgehoben, und das war ihm genug. Die erste Audienz, die sie bei ihm hatte, überzeugte ihn vollends von ihren ausserordentlichen Talenten, die sie desto glänzender vor ihm entwickeln konte, da sie ihn im Grunde des Herzens sehr verachtete, weil er sich einen Fußfall von ihr gefallen ließ, ohne selbst darauf die Knie zu fallen. Auch ihn nante sie, als sie wieder in ihrem Zimmer war, ein Thier, was eine allgemeine Benennung zu sein

scheint,

schwirrt, womit die feinste Nazion in der Welt die Ausländer zu belegen pflegt.

Sie fand, daß mit der Prinzessin, die erst drei Jahre alt war, noch nicht viel anzufangen sei, daß sie also dahin sehen müßte, daß man mit ihr desto mehr anfinge. In der That brachte sie es bald so weit, daß die Hofleute und der königliche Vater selbst, nicht sowol zur Prinzessin kamen, als zu ihr, und daß man vor der Hand für jene alles gethan zu haben glaubte, wenn man sie in prächtige Stoffe kleidete, mit herrlichen Torten fütterte und mit Chokolate tränkte, auch ihr nebenher den, ihr gegen alle Dezenz angewöhnten, Namen ihres künftigen Gemals abgewöhnte.

Die Oberhofmeisterin hatte viel Verstand und viel Wiz, schätzte ersteren aber weit mehr, als letztern. Was nicht Wiz enthielt, hörte und las sie nicht. Jedes Buch, das nicht wizig war, wenn es auch Fundgruben von Verstand und Philosophie enthalten hätte, fand sie abscheulich; jedes Gespräch, das nicht wizig wär, wenn es auch noch so anziehende Gegenstände, gründlich und praktisch behandelte, machte ihr die tödtlichste Langeweile. Aus diesem Grunde war ihr auch die einfache Regierung des Landes höchst verächtlich, hätte sie gerne ins Große und Verwickelte getrieben, wenn es möglich gewesen wäre, das Phlegma des Königs von seinem gewohnten Wege abzulenken. Aber er haßte alles, was neu und eben so sehr, als sie, zwar

alt

alle war, und sie drang mit dem Nennen die durch, weil es ihr nie gelang, ihr verliebt in sich zu machen, eben weil auch dies ihm neu gewesen wäre. Dein Prinz Gemahlin war todt.

Dafür wußte sie sich einer desto größern Gewalt in Kleinigkeiten zu bemächtigen, welche die gesellschaftliche Oekonomie des Hofes betrafen, und deren Ausübung sie darum für höchstnöthig hielt, weil sie der Prinzessin, sobald sie heran gewachsen wäre, einen gebildeten, feinen, galanten und lebenswürdigen Zirkel eröfnen wolte. Sie zog also alles, was Kopf bei Hofe hatte, zusammen, und was keinen Kopf hatte, aber doch einer Bildung nicht ganz unfähig schien, nahm sie in der Liebe in die Schule und entwickelte durch das Bestreben zu gefallen, die schlummernden Talente. So brachte sie bald einen witzigen Klubb zusammen, dessen Mitglieder sich zwei Tage in der Woche versammelten, und die übrigen Tage damit zubrachten, daß sie einstudierten, was sie an den Versammlungstagen sagen wolten. Daher kam es, daß sie gewöhnlich alle auf einmal witzige Sachen sagten, daß aber kein einziger Einfall gehört und verstanden wurde, obgleich alle glaubten, sie hätten ihre Waare an Mann gebracht, weil sie lachen sahen; und sie vergaßen, daß jeder nur über seine eigenen Schnurrigkeiten gelacht hatte. Diese Täuschung, so westenlos sie auch war, beruhete dennoch auf festem Grunde, weil sie auf der Eigenliebe beruhete,

mithin konten auch diese wizigen Klubbs nicht unterahn, weil Anstalten, woraus der Eigennuz Nahrung zieht, dauerhafter gegründet sind, als Anstalten, die der Menschheit im Allgemeinen Nuzen bringen.

Sonach ward es bei Hofe in kurzer Zeit Ton, wizig zu sein, und der nächste Zirkel um den Hof, suchte sich dieses Tons auch nach und nach zu bemächtigen. Bald ward die Residenz von diesem Uebel angesteckt und eben so bald folgten die gröszern Landstädte, auf diese die kleinern, und auf diese die Dörfer. So ward das ganze Land wizig, aber der Wiz war so verschieden, als die Stände und die Mundarten. Gelehrsamkeit und nüzliche Künste fielen, so wie der Wiz stieg, und die Lust zum Arbeiten verschwand, je mehr Beispiele sich hervorthaten, daß einer durch blaßen Wiz sein Glück gemacht hatte. Alles zog sich nach der Hauptstadt, und dort gab es bald ein Gewimmel von Glücksrittern, von Spielern, von Goldmachern, Geisterbannern und Atheisten, die sich in eben dem Grade vermehrten, als die treuen Weiber, ehrlichen Kaufleute, ächten Philosophen, gründlichen Religionslehrer und wachsamen Familienväter sich verminderten. Man merkte nicht, daß sich das Land verschlimmert hätte, weil es sich lachend verschlimmert hatte.

Während diese Revoluzion in dem einen Lande vorging, ward in dem andern an einer ähnlichen gearbeitet. Der Mann mit verschnittenem Haar war

war da, und hatte die Erziehung des Prinzen übernommen. Er hätte sich gerne vorher mit der Oberhofmeisterin der Prinzessin über einen gemeinschaftlichen Erziehungsplan besprochen; aber diese hatte ihm sagen lassen, er müßte wol ein Thier sein, wenn er nicht wüßte, wie er ein männliches Wesen erziehen solte, das einer Dame, die nach den allgemein bekanten Erziehungsgrundsäzen ihres Vaterlandes gebildet würde, zu gefallen bestimt wäre. Er hätte nichts zu thun, als einen vollkommnen Mann aus dem Prinzen zu ziehen, so würde er ganz gewiß dem vollkommensten Weibe gefallen. Daß diese ihm gefallen würde, verstände sich von selbst.

Demnach fing der Mann im runden Hut an, auf sein Ideal eines vollkomnen Mannes los zu arbeiten. Dem kleinen Prinzen wurden die Hemden von seinem Battist genommen und ihm andre von derber Hausleinwand, die man auf den Märkten von Bauerfrauen kaufte, dafür gegeben. In sein Nutschbeutelchen wurde, statt Zuckerbrod mit Milch, Hausbackenbrod mit Bier gethan. Statt Sagoschleim und andrer feinen Breie, bekam er Bierſuppe, Waſſerſuppe und Butterbrod. Im Kinderzimmer ſtanden die Fenſter vom Morgen bis an den Abend offen. Wenn der Prinz ſchrie, es mogte bei körperlichen Schmerz oder aus Eigenſinn ſein, durfte man ſich nicht um ihn bekümmern, ihn nicht ſtreicheln, ihm nicht zureden;

dies war nöthig, um bei ihm ein starkes und männliches Sprachorgan zu entwickeln.

Diese Anstalten fanden allgemeinen Beifall, weil der Finanzminister dem Könige und der Nazion an den Fingern zu berechnen wußte, daß ein Prinz, den man so einfach erzöge, nicht ein Drittel soviel kostete, als einer, der nach gewohnter, fürstlicher Art erzogen würde. Der König, der sich schämte, aber es nicht merken ließ, daß er seinem Lande schon soviel gekostet, eh' er noch Vater desselben hatte werden können, sezte sich in einer Anwandlung von Geiz vor, diese Unkosten wieder einzubringen. Er zog die Hälfte seiner Tafel ein, schickte eilf Köche fort und behielt nur noch drei, ließ sich keine seidne und gestickte Kleider mehr machen, und aß und trank nichts, was nicht in seinem Lande gezogen wurde. Die am nächsten um ihn waren, folgten seinem Beispiele, diesen folgten wiederum die nächsten, diesen wiederum die andern, und so war, ohne daß es einer Kleiderordnung und eines Kontrebändedikts bedurft hätte, bald eine allgemeine Sparsamkeit in Zehrung und Kleidung eingeführt, bei welcher man den König im runden Hute (denn mit dem Kopfe fing auch er die erste Reform an) von seinem Bauer im runden Hute kaum noch unterscheiden konte. Die Künstler und alle Gewerbe, die für Luxus und Wohlleben arbeiteten, verhungerten halb, und wanderten nach und nach in das andre Land hinüber, wo man sie

lachend

lachend aufnahm, und auf den König mit abgeschnittenem Haar zahllose Bon Mots sagte, sich aber weiter nicht um ihn bekümmerte. Dieser brauchte Repressalien, und nante seinen Nachbar und alle seine Unterthanen Windbeutel, seitdem jener ihm auf einen Brief, der kosmopolitische Grundsäze unter sehr freundschaftlichen Warnungen versteckte und sich mit den Worten schloß: Ew. Liebden machen närrisches Zeug, die Antwort gegeben hatte: Närrisches Zeug machen Ew. Liebden. Diese Antwort stamte von der Oberhofmeisterin her, welcher der König jenen Brief zugeschickt hatte, um ihr etwas zu lachen zu geben.

Man hätte glauben sollen, daß diese Verschiedenheit in den Grundsäzen beider Könige und in der Erziehungsweise beider königlichen Kinder, den Gedanken, leztre mit einander zu vermählen, hätte vernichten müssen; aber es war der umgekehrte Fall. Dieser Plan stand fester, als jemals. Der Oberhofmeister beredete seinen Herrn, daß nichts leichter sein würde, als das benachbarte Land nach den Grundsäzen, die er seinem Zöglinge predigte, umzuformen, und dann wäre das Verdienst desto größer; und die Oberhofmeisterin überzeugte ihrerseits ihren Herrn, daß es ein wahres Kinderspiel sein würde, die rustres des Landes, das sie nur immer le Nord nante, ungeachtet es dem seinigen im Süden lag, abzuschleifen und sie dem Geschmack

und

und der Laune ihrer künftigen Königin zu unterwerfen. Die Liebenswürdigkeit der Prinzeßin bürgte ihr für alles.

Um diese Liebenswürdigkeit zur höchsten Stufe der Vollkommenheit zu treiben, wurden alle Anstalten gemacht, sobald die Prinzeßin gehen und sprechen konte. Ihre körperlichen Kräfte hatten sich zwar etwas spät entwickelt, weil man sie nicht früh genug sich selbst überließ; aber allmälig bildete sich doch aus ihr die artigste Figur, die man sehen konte, ob sie gleich sehr klein und zart blieb, und in ihrem sechzehnten Jahre kaum die Höhe von vier Fuß erreicht hatte. Dagegen war ihr Bau sehr regelmäßig und hatte alle das Weiche und Seidne, das den weiblichen Wuchs so sehr von dem männlichen unterscheidet. Ihr Teint war unbeschreiblich fein, ihr Auge hell und flammend und gleichsam der Heerd ihres ganzen natürlichen Feuers. Die allerhöchste Reizbarkeit war die Folge ihres zarten körperlichen Systems. Ein mittelmäßig starkes Geräusch, das nicht einmal zur Nachtzeit sich hören lassen durfte, war genug, ihre Nerven bis zu Ohnmachten zu erschüttern; flüchtige Blumendüfte machten ihr unerträgliches Kopfweh; der feinste Sammt war für ihre Fingerspizen zu rauh; etwas helle Farben blendeten sie; die Sonnenstralen waren ihr unausstehlich; und die frische Luft machte ihr Krämpfe.

Deshalb

Deßhalb ging nichts über die Sorgfalt, womit man sie vor Geräusch, vor hellen Farben, vor Blumensträußen, vor der Sonne und vor der frischen Luft in Sicherheit sezte. Das ganze Schloß ward mit den feinsten Fußteppeten, und die nächsten Straßen an denselben wurden mit Stroh belegt; in keinem der nahe liegenden Gärten durfte eine Blume gezogen werden; keiner durfte in andern als in matten Farben bei Hof erscheinen; die Zimmer der Prinzeßin wurden durch dreifache Thüren vor der Himmelsluft verwahrt und von der Zimmerluft gefüllt erhalten; und um sie vor den Sonnenstralen zu schüzen, wurden keine Jalousien gespart. Ihr Hauptverwahrungsmittel gegen alle diese bezeichneten Unbequemlichkeiten, waren große von Glas geblasene Klocken, welche die Oberhofmeisterin selbst angegeben hatte, vermutlich durch die Idee darauf geleitet, daß die Gärtner ähnliche Klocken über junge oder kränkliche Pflanzen sezen, um sie vor der Nachtluft oder vor rauhen Winden zu schüzen. In jedem ihrer Zimmer stand eine solche Klocke, und sobald sie eine Luftveränderung wahrzunehmen glaubte, ein Geräusch sich aus der Ferne hören ließ, oder die Sonne unvermuthet aufblickte, ging sie unter dieselbe und kam oft zu ganzen Tagen nicht wieder heraus. Da sie aber doch zuweilen etwas zu sagen hatte, und sie unter der Klocke hervor nicht ohne große Anstrengung der Brust hätte reden können: so

erfand

erfand die Oberhofmeistarin für sie die Kunst mit den Fingern zu sprechen, und die Prinzeßin sprach vermöge derselben so fertig, als in unsern Zeiten sonnambüle Damen mit den Fingern lesen.

Die Nacht hatte die Prinzeßin weit lieber, als den Tag, weil dann der rauschende Bürger schlief, und von der Sonne nichts zu befürchten war. Alle Gesellschaften, die sie gab, kamen erst gegen Mitternacht zusammen und dauerten bis zum Anbruche der Morgenröthe, wo sie sich sodann unter eine ihrer großen Klocken zur Ruhe begab.

Wie die Nacht der Prinzeßin lieber, als der Tag war, so war ihr auch der Winter lieber als der Sommer. Da gab es keine Blumen, kein überlästiges Grün, keinen brennenden Sonnenstral, und vor allen andern keine — Gewitter. Diese, diese waren das Schrecken der Prinzeßin, weil sie dem Donner und dem Blize durch nichts ganz entgehen konte. Man sezte sie zwar unter vier dunkelblaue Klocken, wovon eine über die andre gestülpt war, man machte ihr zwar eine Maschine vor die Ohren, welche dieselben sanft zuhielt, und verband ihr auch die Augen sehr künstlich; aber immer donnerte und blizte es in ihrer — warmen und reizbaren Fantasie.

So zart, wie der Körper der Prinzeßin, war es auch ihre Seele. Ihre Empfindungen waren unbe-

unbeschreiblich sein, und ihre Verstandeskräfte nicht minder. Jeder Gegenstand, den ihr Verstand gefaßt und verarbeitet hatte, kam mit einer wundervollen Verfeinerung aus ihrem Munde wieder zum Vorschein, und auf diesem Wege schliff und glättete sie alle Begriffe, die sie sich selbst verschafte, oder die ihr von andern zugeführt wurden. Wie sie Dinge dieser Art gestempelt hatte, wurden sie auch bei Hofe Mode, und in kurzer Zeit küsterte man an demselben von sonst gemeinen Gegenständen mit einer Zartheit und Feinheit, die alle durchreisende erlauchte Fremde in Verwunderung sezte.

Ein Glück war es für diese Fremden, daß sich die Prinzeßin nicht oft sehen ließ, sie würden sonst lange Quarantainen haben halten müssen. Denn wenn sie auch von allerlei lächerlichen Dingen umgeben, und selbst mit einigen kleinen Lächerlichkeiten angesteckt war, so hinderte dies doch nicht, daß ihre Figur, ihr Anstand und ihre Unterhaltung Liebe in jedem Herzen anfachten, die sich desto ungestümer zu äussern pflegte, da sie von dieser Seite als unempfindlich bekant war. Einige kleine, vorüberflatternde Galanterien, die sie auf Anrathen ihrer Obrhofmeisterin unternommen, und die sie anfing und abbrach, je nachdem Eigenliebe oder Laune des Augenblicks es wollten, hatten ihr Herz vollends zur Unempfindlichkeit gewöhnt, die ihre Lehrerin nicht hoch genung zu preisen wußte.

und

und die sie, zur rechten Zeit angebracht, für den mächtigen Zepter erklärte, womit ihr Geschlecht die Männer und mit ihnen das Universum beherrschte.

So gut die Oberhofmeisterin die Prinzeßin auch in dieser Kaltsinnigkeit zu erhalten und zu bestärken wußte, fürchtete sie doch, daß das, was man erste Liebe nente, dieselbe zu ihrer Zeit überwinden mögte. Dies Uebel scheuete sie, wie die Blattern, weil es eben so unvermeidlich ist, als diese. Das reizbare Herz der Prinzeßin, die über ein krankes Schoßhündchen Thränen vergießen und über den Tod eines geliebten Vogels auf einige Tage untröstlich sein konte, vermehrte ihre Besorgniß in diesem Punkte, die sie endlich, da sie nicht ganz gehoben werden konte, doch dadurch milderte, daß sie zu verhüten suchen wolte, daß die erste Liebe der Prinzeßin wenigstens nicht auf ihren künftigen Gemal, den Prinzen Sliplipon, fiele: ein Umstand, der sonst sie und ihre Schülerin auf ewig lächerlich gemacht haben würde; und Lächerlichkeit fürchtete sie weit mehr als erklärte Schande.

Wir müssen endlich wieder einige Blicke auf den Prinzen Sliplipon und seinen Mentor zurück thun. Lezterer hatte den Grundsaz, daß Hofluft und Pest einerlei sei, und diesem Grundsaze gemäß, war er, als er noch in Deutschland lebte, in Prose

Verse auf die sogenanten Hofschranzen und auf die Fürsten, einen Weberbaum statt einer Nadel in der Hand, gewaltig losgezogen und hatte dabei gebrüllt, als ob ihn hungerte. Jetzt, da er selbst Fürstenbrod aß, hatte er sich dies Haingebrüll zwar abgewöhnt, aber eingenommen blieb er gegen das Hofwesen beständig, weil er — nicht an einem Hofe erzogen war. Um also seinen Zögling vor allen unglücklichen Influenzen zu bewahren, ließ er sich und ihm ein Lustschloß einräumen, das in einer sehr schönen und fruchtbaren Gegend lag, und aus welchem er alles wegräumen ließ, was nicht zu seinen einfachen Grundsätzen paßte. Aus den prächtigen kunstgärtnerischen Anlagen wurden Obstgärten gemacht, aus künstlichen Wiesen natürliche, und aus der Menagerie Kuh- und Pferdeställe. Die Bedienten durften keine auffallende Livreen, die Pferde kein schönes Zaumzeug, die ländlichen Speisen kein indisches Gewürz und die Stühle keine Polster haben. Der Prinz mußte auf ziemlich harten Matrazen schlafen, mußte täglich im Garten arbeiten, und bekam zu seinem Gebrauche keine Kutsche, sondern bloß einen Leiterwagen, der sehr einfach verziert war. Dazu mußte er reiten, springen, werfen, klettern, fechten und diese Uebungen vom Morgen bis an den Abend wiederholen.

So war es natürlich, daß sich die Figur und die Stärke des Prinzen bis ins Riesenhafte ausbildete,

bildete, daß auf seinen Wangen die blühendste Gesundheit brante, und seine Muskeln eisenfest wurden. Regelmäßig war er von Natur gebildet, und ein Haarwuchs her, kaum in eine Hand zu fassen, bis auf die Schenkel hinab strebte, gab ihm, mit zwei großen, schwarzen, flammenden Augen verbunden, das Ansehen eines wahren Mannes. Wenn ihn einer seiner künftigen Unterthanen sah, war dieser immer versucht, vor Ehrfurcht auf die Kniee zu fallen; sah ihn aber einer aus dem benachbarten Lande, so ergrif diesen ein Schrecken, das ihn hinter die nächste Hecke jagte, wo er, wenn der Schreckensprinz weit genug weg war, mit kurzem Athem Von Mots auf ihn stammelte.

Aber wenn dem Prinzen in seinem siebzehnten Jahre der Kopf einen ganzen Fuß höher stand, als andern Menschen, so war sein Kopf darum doch nicht größer, als bei andern; man hätte sogar sagen können, daß dies seine schwächste Seite gewesen wäre; aber er konte nicht dafür, wenn er lieber ritt, als las, lieber sprang, als schrieb und lieber kutschirte, als auswendig lernte, weil die menschliche Natur, die sich selbst überlassen ist, beständig einen unüberwindlichen Abscheu gegen geistige Arbeiten hat. Der Oberhofmeister hatte zwar Mittel gefunden, ihm eine Menge geistiger Dinge durch sinnliche Eindrücke zuzuführen; aber diese reichten doch nicht zu, ihn zu einem großen

Staats-

Staatskundigen, Philosophen, oder gar zu einem gekrönten Schriftsteller zu machen. So hatte er ihm das A B C über die Zunge in den Kopf gebracht, dadurch, daß er ihm ganze Alphabete von Weizenmehl backen ließ, und sie ihm fütterte, während er dazu sagte: Nehmen Sie hin, Prinz, und essen Sie das A, jezt das B, das C u. s. w. So hatte der Prinz, nachdem er drei hundert und fünf und siebenzig Alphabete gegessen, die Buchstaben endlich als Meister kennen gelernt, und bald nachher auch, auf eben diesem Wege, die ersten Religionsbegriffe, die man aus gebackenen Buchstaben auf großen Tafeln Wort für Wort zusammenlegte, kauend gelernt und mit seinem Wasser knapp verschmolzen. Aber an einigen davon soll er acht Tage zu kauen gehabt haben. Bei diesem Unterrichte legte er den Grund zu seinen unverwüstlichen Verdauungswerkzeugen, die sonst bei andern Menschen auf eben diesem Wege geschwächt zu werden pflegen.

Wenn der Mensch ein unschuldiges Steckenpferd hat, so hält ihn dieses von einer Menge nicht unschuldiger Dinge ab. Diesen Grundsaz kannte und übte der Mentor des Prinzen. Er hatte bemerkt, daß dem Prinzen kurz nachher, da er vierzehn Jahr alt geworden war, einige bedeutende Blicke auf die runden und frischen Landbirnen entwischt waren, welche die Wirthschaft des Landhauses besorgten; und die Folgen dieser Blicke zu

ver-

mehäten, die unausbleiblich gewesen wären, wenn eine dieser Dirnen, so sehr Landdirnen sie auch waren, dieselben bemerkt hätte, ließ er lieber seinem Hange zu den Pferden seinen natürlichen Lauf, da er ihn vor dieser Entdeckung immer etwas im Zaume zu halten versucht hatte. So ward dieser Hang sehr bald Leidenschaft. Die Ställe wurden fortgeschaft und ihre Ställen mit Pferden besetzt; die Landdirnen mußten mit ihnen fort, und statt ihrer kamen Stallknechte, Roßkämme, Bereiter und Stallmeister empor. Leztre, die aus allen Weltgegenden verschrieben worden waren, mußten bald bekennen, daß ihr ehemaliger Schüler in der Reitkunst ihr Lehrer geworden wäre.

Es ist natürlich, daß der Prinz alle diese belobten Talente nicht besizen konte, ohne sich derselben bewußt zu sein. Wirklich hatte er viel Selbstgefühl, das sich beständig unversteckt äusserte, weil er nicht gelernt hätte, seine Unbescheidenheit zu verbergen, und bescheiden zu scheinen. Also ließ er keine Gelegenheit vorbei, wo er seine Stärke, seine Behendigkeit, seine Reitkunst, und alle seine übrigen Künste zeigen konte. Kein Mensch übertraf ihn auch darin, so lange er sie übte; weil kein Mensch sich merken ließ, daß er innerlich überzeugt sei, er könte es doch besser. Besonders machte es ihm grosses Vergnügen, sein starkes und fast eisenhaftes Sprachorgan schallen zu lassen, und er bediente sich desselben statt eines Waldhorns zu

Signa-

Signalen für seine Leute, die beständig sehr, sehr weit (wie sie sagten) entfernt gewesen waren, und es doch gehört hatten. Da also dem Prinzen seine physischen Talente den meisten Genuß gewähreten, so war es natürlich, daß er nur diese an sich und Andern ausschließend schäzte, und geistige Vorzüge beständig über die Achsel ansah.

Das Bewußtsein seiner Vollkommenheiten leitete ihn ganz natürlich auf den Wunsch, sie vor so vielen Leuten zu zeigen, als möglich, und dieser Wunsch lag der Sehnsucht zum Grunde, die sich mit seinem siebzehnten Jahre in seinem Herzen entspann: seine künftige Gemalin zu sehen. Er wolte sie sehen, nicht, wie sein Oberhofmeister glaubte, um sie zu lieben und anzubeten, sondern ihr seine Reit- Fecht- Springer- und Läuferkünste zu zeigen. Jener hatte die Zeit her nichts versäumt, den Gedanken an seine künftige Braut aufrecht in ihm zu erhalten, und ganz gesunken war er auch nie, wol aber zurück gesezt worden, weil der Prinz, nach Art aller Naturmenschen, nur des Vergnügens, das da war, empfänglich schien, und nicht dessen, das kommen solte. Nun waren aber des Prinzen Pferde da, und zu seiner Braut solte er erst kommen. Wenn er sich mit seinen Rossen tummelte, so hörte er die Loblieder gern, die sein Hofmeister auf die Schönheit seiner Braut gedichtet hatte, und die er durch eine Kuppel junger Leute absingen ließ, denen er die Verfassung gege-

ben

ben, wie er sie unter den Chorschülern seiner Vaterstadt gesehn hatte; und wenn dem Prinzen diese Lieder recht gefallen solten, so mußte das ganze Sängerchör zu Pferde hinter ihm sein. Bei andern Gelegenheiten, als z. B. bei Tänzen, die der Oberhofmeister dem Landvolke gab, und bei andern ländlichen Aufzügen, wobei er nicht zu Pferde zugegen sein konte, hörte er sie nicht so gern, und daraus wird klar, daß ihm der Gedanke an seine schöne Braut nicht zunächst Vergnügen erweckte, sondern nur das beigeworfne Salz seines Vergnügens war, das er auch ohne diese Schmelzung genossen haben würde.

Der Oberhofmeister gab der Sehnsuche des Prinzen gerne nach, und alles ward zu einem glänzenden Zuge veranstaltet. Die Eigenliebe des Prinzen kante keine andern Mittel zu gefallen, als die er in sich selbst fand, mithin ward alles so eingeleitet, daß seine Talente in ihrem hellsten Lichte erscheinen mußten. Seine größte Sorgfalt ging dahin, die schönsten Pferde aus seinem Marstalle zu wählen, die geschicktesten Reiter darauf zu sezen, um desto mehr Ruhm davon zu haben, wenn er sie überträfe, die mächtigsten Springer zu versammeln, um sie alle zu überspringen, die schrecklichsten Baßstimmen in seinem Gefolge zu haben, um sie alle zu übertönen, die schallendsten Hörner mit sich zu führen, um sie durch seinen Organ stumm zu machen; und so in allen übrigen

Dingen.

klingen. Nachdem dies vorbereitet war, ging der Zug nach der Hauptstadt des benachbarten Landes.

Der Prinz näherte sich derselben mit einer Langsamkeit, welche die Würde seines Zuges vermehrte; alle Maaßregeln waren so genommen, daß er gerade um die Mittagszeit vor dem Wohnsize seiner Braut einträfe. Da glaubte er sie schon aufgestanden und angekleidet zu finden. Um ihre Aufmerksamkeit in voraus und desto gewisser zu fesseln, mußten sich seine treflichen Waldhornisten hören lassen, die er, mit der Hand vor dem Munde, schrecklich akompagnirte. Er war noch tief in dem Gedanken verloren, was diese Musik seiner Braut für Vergnügen machen würde, als er den Hofmarschall athemlos dahersprengen und mit der Hand den Hornisten zu winken sah, daß sie aufhören mögten. Aber diese gaben wenig darauf, weil sie sich in ihrer Musik eben so sehr gefielen, als der Prinz in seiner, denn alle glaubten, daß sie einzeln von dem Volke wegen ihrer Kunst ausgezeichnet würden, wie es der Prinz selbst glaubte. Der Hofmarschall hatte große Noth, sein Organ dem Prinzen hörbar zu machen, endlich gelang es ihm. „Gnädiger Herr,“ sagte er zu ihm: „Sie machen einen erschrecklichen Lärm! Wissen Sie denn nicht, daß die Prinzeßin noch in ihrem ersten Schlaf ist? Sie wäre des Todes, wenn sie plözlich dadurch aufgeschreckt

würde! Auch sind ja jene fürchterlichen Instrumente längst aus unsern Staaten verbannt."

„Aber doch nicht die Pauken?" sagte der Prinz, indem er seinen Paukern ein Zeichen gab, das im Nu von fürchterlich donnernden Wirbeln begleitet wurde.

Der Hofmarschall schrie, die Ohren fest zugedrückt und den hellen Angstschweiß auf der Stirne: „Ich beschwöre Sie, gnädiger Herr, lassen Sie auch die schweigen!"

„Aber," sagte der Prinz: „hat man je von einem Einzuge gehört, wobei keine Hörner, Paucken und Kanonen gewesen wären?"

Der Hofmarschall wolte bei dem Worte „Kanonen" in Ohnmacht sinken. Er nahm den lezten Rest seines Athems zusammen und rief: „Gnädiger Herr, schon seit langen Jahren sind alle Kanonen in unsern Staaten eingeschmolzen! Zu Ihren Füßen beschwör' ich Sie, lassen Sie Ihre unabgefeuert! Es ist Leideus genug für unsre Gebieterin, daß sie das Rollen des Donners nicht vermeiden kan, solte man ihn noch durch diese Höllenschlünde ohne Noth nachmachen?"

So habt ihr auch wol keine Soldaten?" sagte der Prinz.

„O,

Digitized by Google

„O, unüberwindliche Soldaten!“ erwiederte der Hofmarschall mit stolzem Selbstgefühl: und vor Ihren Kanonen fürchten sie sich nicht; sie sehen sie bloß für unnüze Dinge an, weil sie ganz andre und furchtbarere Waffen haben.“ —

Der Prinz gab sich nicht die Mühe, ihn anzuhören, weil er gerade im Begrif war, sich über das verbotene Hörner- Paucken- und Kanonen-Konzert zu trösten und sich damit aufzurichten, daß das Gesicht seiner Braut vielleicht nicht so zart und empfindlich wäre, als ihr Gehör, und daß ihm mithin noch eine Menge anderer Dinge, die auch zunächst noch mehr in ihm selbst lägen, zu einer unbegrenzten Empfehlung bei ihr übrig blieben. In dieser Hinsicht überwand er sich auch, mit dem Hofmarschall in einen Wagen zu steigen, und sein Gefolge ohne Geräusch nachkommen zu lassen. Er fand im Palaste alles so schüchtern und still, daß ihm die Todtengruft seiner Voreltern sehr lebhaft dabei einfiel. Man wies ihm eine Wohnung an, die sehr weit von den Zimmern der Prinzeßin entfernt war, und wo man ihn bat so lange zu bleiben, bis man ihn bei der Prinzeßin gemeldet haben würde. Er wolte auf der Stelle mit Stiefeln und Sporn zu ihr, aber man ließ ihm durch ein großstädtisches Lächeln und durch Achselzucken deutlich merken, daß dies Ansinnen lächerlich sei.

Digitized by Google

Er wolte ungeduldig werden, aber sein Oberhofmeister tröstete ihn mit derben Satyren auf die Weichlichkeit dieses Landes, und spiegelte ihm vor, daß sein Verdienst desto größer sein würde, wenn er troz derselben die Liebe der Prinzeßin, „woran gar nicht zu zweifeln wäre, gewönne und mit ihrer Hülfe hier das unterste zu oberst kehrte. Dies hielt den Prinzen ein paar Stunden beschäftigt; aber seine Ungeduld brach endlich von neuem durch. Er schellte, daß die Schnur zu springen drohete, und zog dadurch den Hofmarschall herbei, der an allen Gliedern zitternd in sein Zimmer trat und zugleich einen Bedienten mitbrachte, der (mit des Prinzen Erlaubniß, die man sich aber nicht erst ausbat) die Schnur abschnitt, ihm zugleich mit dringendem Winden und Krümmen die Stiefeln abzog und ihm dafür Schuhe und Strümpfe hinlegte. Der Prinz drang darauf, daß man ihm die Stunde, wo er die Prinzeßin sehen könte, ohne Bedinig bestimmen solte. „Sehen Sie gnädiger Herr," sagte der Hofmarschall darauf: „heute Abend um acht Uhr erwacht die Prinzeßin, trinkt ihren Kaffee und ist dann an ihrer Toilette bis Mitternacht; dann speist sie zu Mittage, ruht dann ein wenig, trinkt wieder Kaffee und des Morgens gegen sieben Uhr nimt sie ihr Abendessen. Nun kan es sein, daß Sie entweder um eilf Uhr, ehe sie zur Tafel geht, oder nach dem Kaffee um

fünf

fünf oder sechs Uhr des Morgens Ihre erste Audienz haben. Alles, mein Bester, kömt auf die Zeit an, wo sie erwacht, oder auf die die Laune worin sie erwacht. Sein Sie ruhig bis dahin, es ist alles recht gut so.“

(Der Beschluß im nächsten Stück.)

6.

Reichthum und Ehre,

eine Erzählung.

Es reisten einst der Reichthum und die Ehre;
Sie sezten ihren Fuß kaum in ein neues Land,
So war ihr Name gleich bekant,
Und, wie die Wogen, drängten Heere,
Von Menschen sich herbei, und stellten sich dem Paar
Demütig als Verehrer dar.
Da kamen Prinzen, Bürger, Hirten;
Der Priester bat sie in sein Haus,
Der Kaufman wolte sie bewirthen;
Ein Schäfer nur blieb aus.

„Wie?“ sprach der Reichthum, „der? hat der um nichts zu bitten?“
Die Ehre rief erstaunt: „wohnt solcher Stolz in Hütten?“

Von beiden ward der Mann verkant;
Er war jung, war nicht stolz: Amint ward er genant;
Ihm hatte die Natur ein frohes Herz gegeben,

Den

Digitized by Google

Den Geist der Freiheit, Lust zur Ruh
Und einen hellen Kopf dazu,
Was braucht' er mehr vergnügt zu leben?
Merkt noch, auch Liebe trug zu seinem Glücke bei,
Und nie empfand er, daß dazu mehr nöthig sei.

Indeß die Ehre sprach: „der Mann will mich verachten?
So mancher Weise ruft um meine Huld mich an!
Wo sind die Helden, die nach meiner Gunst nicht trachten?
Wo ist der Patriot, der mich entbehren kan?
Wird nicht um mich der Völker Blut vergossen?
Hat es in Strömen nicht um mich geflossen?
Wer schämt der Ketten sich, die ich ihm angelegt?
Wo ist der Sterbliche, der nicht mit Lust sie trägt?
Der Hirt nur fliehet sie? Ich schwör's, ich will mich rächen!
Sein Stolz soll biegen oder brechen."

Der Reichthum giebt ihr Recht, und will ihr Helfer sein.
Ein list'ger Anschlag wird von beiden ausgesonnen;
Sie kehren bei Amint verstellt als Schäfer ein,
Und ein vertrauliches Gespräch wird bald begonnen.
Mit schlauer Zunge spricht die Ehre zu Amint:
„Wär ich, wie du, mein Freund, ich würde hier nicht liegen;
Ich kenne Männer, die zu großem Ruhm gestiegen,
Und wahrlich dir nicht gleich an Geist und Gaben sind.
In diesem Winkel hier zu sterben?
Wär ich, wie du, ich könt' es nicht!
Welch einen Namen wolt' ich mir erwerben!
Es schmeichelt doch, wenn so die Welt laut von uns spricht.

Wär

Wär ich, wie du, man solt' auf Erden
Gewiß noch Thaten von mir sehn;
Es sollten Schlachten noch von mir gewonnen werden;
In der Gelehrtenwelt wolt' ich ganz oben stehn.
Hier kennt dich keiner recht; allein vor wenig Tagen
Hört' ich den Edelmann, der hier vorbei ging, sagen:
In dieser Hütte sei ein Mann,
Ein Schäfer, den säh keiner an,
Was einst aus ihm noch werden könte,
Wenn er sich selbst der Welt nur gönnte."

So spricht die Schmeichlerin. Ihr süsser Gift gefällt;
Amint verschlinget ihn, indem er gern es höret,
Wie der vermeinte Nachbar ihn so ehret;
Er wünscht zum erstenmal sich in die große Welt,
Und seines Herzens Ruhe ist gestöret.

Schon kämpfet Wunsch mit Wunsch in der empörten Brust;
So wie ein Mädchen, die von Liebe nichts gewußt,
Wenn ein verliebter Jüngling vor ihr kniet,
Von nieempfundnen Trieben glühet,
Bald wünschet, bald den Wunsch erstickt,
Und angstvoll vor sich niederblickt;
Unfähig selbst sich zu entschließen
Denkt sie stets nur: Mögt' er doch gehn!
Doch zitternd bleibt sie immer stehn,
Und sieht ihn gern zu ihren Füßen.

Der Reichthum sieht den Kampf, sieht, wie der junge Hirt
Von Leidenschaft bestürmet wird,
Sieht die Vernunft bei ihm nur schwach noch widerstreben.
Jetzt, denkt er, ist es Zeit, ich muß den Ausschlag geben.
„Amint,"

„Amint," spricht er zu ihm, „bedenke doch auch dies:
Ein Mann, wie du, (es kan nicht fehlen,)
Wenn der sein Glück versteht, so muß er dir gewiß
Sein Geld in kurzer Zeit bei Millionen zählen.
Dann dächtest du wol einst an deine Nachbarn hier,
Du bautest hier ein Schloß, und zu gewissen Zeiten
Kämst du und würdest Freud' und Ueberfluß verbreiten.
Du wärst hier, wie der Fürst, und wir,
Wir segneten den Tag, da du von uns gegangen,
Und deine Glücksbahn angefangen."

So sprechen sie und gehn. Ihr Gift wirkt immer mehr.
Amint kan länger nicht dem Wunsche widerstehen,
Sich groß, geehrt und reich zu sehen;
Verdrüßlich schleicht er umher,
Macht sich nichts mehr aus seinen Heerden,
Haßt seine Hütte, und den ganzen Tag
Und in schlaflosser Nacht denkt er beständig nach,
Der Welt nur erst bekant zu werden.

Sein Liebchen merkt, was er im Herzen sinnt,
Und zärtlich räth sie ihm die Grillen zu vertreiben.
„Wir sind ja glücklich hier, laß uns doch glücklich bleiben!"
Mit Thränen sagt sie dies. Vergebens. Ihr Amint,
Verhärtet durch der Ehre Zauberlieder,
Wovon die Töne stets ihm gegenwärtig sind,
Geht eines Morgens aus, und kommt nicht wieder.

O, stellt euch vor, wie drauf die Nacht
Sein Liebchen schrecklich zugebracht!

Amint geht in die Welt. In guter Laune schauet
Das Glück des Jünglings kühnen Schritt,

Und

Und lacht und spricht: „ich gehe mit,
Und schüz' ihn, weil er mir vertrauet!

Das Glück hält Wort. Es macht Aminten bald bekant.
Amint hat Dichtergeist; das Glück führt ihn zu Chören,
Die mit Bewundrung seine Lieder hören;
Sein Ruhm fliegt schon durchs ganze Land,
Am Hofe selbst wird er mit Beifall schon genant
Amint kommt an den Hof. Mit schnellem Blicke
Erforschet er der Höfe Kunst,
Erwirbt sich des Fürsten Gunst,
Und jedermann beneidet sein Geschicke.
Ihm selbst genügt es nicht; er ruft sich täglich zu:
„Amint, vergiß nicht, zu erhabnen Stufen
Der Ehre noch bist du berufen;
Bis sie erstiegen sind, genieße keine Ruh.“

Er hat des Fürsten Herz in Händen;
Der Fürst ernennt zum Feldherrn ihn,
Und sehet schnell das Blatt sich wenden:
Die Feinde, die sonst siegten, fliehn.

Nun geht er kühnen Schritts den Weg, den Helden gingen.
Er siegt in mancher blut'gen Schlacht;
Ein Siegeskranz wird nach dem andern ihm gebracht,
Von seinen Thaten hört man alle Dichter singen.
Entscheidend ist sein lezter Sieg,
Entschieden wird dadurch der Krieg;
Der Feind, entkräftet, fleht um Frieden.
Amint, den man bisher als Helden nur gekant,
Wird zum Minister jezt ernant,
Und er regiert das ganze Land:
Wem wurde je ein größer Loos beschieden?

Jezt

Jezt läßt er einen Palast baun
Voll Pracht und voll Geschmack. Man komt von allen Enden,
Eh noch die Künstler ihn vollenden,
Das Meisterwerk der Baukunst zu beschaun.

Umringt von Schaaren, die ihn glücklich nennen,
Sieht oft Amint dem Baue zu.
Einst sagt er: „mögt' ich bald dies Haus beziehen können!
Zum Tempel widm' ich es der Ruh!
Hier will ich erst mein Leben recht genießen!
Hier soll mir's sanft und sorgenfrei verfließen!"

Der Pöbel hört's und glaubet nicht,
Daß dies Amint von Herzen spricht;
Glaubt, daß es lauter Heuchelei,
Zum mindsten falsche Demut sei.

Das Werk ist fertig. Aus entlegenen Provinzen
Komt eine Schaar von Rittern, Grafen, Prinzen,
Zu sehn des Festes Herlichkeit,
Womit das Haus wird eingeweiht.
Im Lustbarkeitenrausch sind Wochen schon verflossen;
Amint hat keine Ruh genossen.
Er seufzet oft: „wann hats ein Ende dann?
Daß ich mein selbst genießen kan."

Sie gehn vorbei, die lärmenvolle Tage,
Es komt die erste stille Nacht;
Doch ach! auch die hat ihre Plage,
Auch die wird schlaflos zugebracht;
Die zweite auch; es folgt die dritte;
Es kommen mehrere dazu:
Amint, im Tempel seiner Ruh,
Schläft nie so sanft, wie einst in seiner Hütte.

„Und

Digitized by Google

„Und du wärst glücklich?“ fragt Amint
Sich selbst: „worin bestehn dann deine Freuden?
Die in so reichem Maaß dir zugeworfen sind,
Um die dich Könige beneiden.
Laß sehn, was dir begegnet ist,
Seit du, im Wahn der Welt, des Glückes Liebling bist.“

„Als Dichter trat ich auf. Wer kan die Tage zählen,
Die ich bloß zugebracht, den Ausdruck recht zu wählen?
Oft, wenn ich Nächte durch auf neue Bilder sann,
Und keine fand, wie mutlos war ich dann!
Ein kleines Lied war oft die Frucht von vielen Wochen,
Von vielem Sinnen, vieler Müh;
Das achteten die Leser nie:
Ihr Urtheil wurde schnell gesprochen.
Noch mehr. Stets wuchs der Dichter Chor;
Ein neuer trat mit jedem Tag hervor?
Da war Anstrengung Noth, mit ihnen mich zu messen.
Nie durfte meine Muse ruhn;
Sie mußte neue stets und größre Wunder thun,
Sonst wurden sie und ich vergessen.
Was sag' ich von dem stillen Gram,
Der oft mir allen Mut benahm,
Wann strenge Tadler mir laut meine Fehler wiesen?
Der Tadler kamen immer mehr.
Und fanden bei der Welt Gehör
Und wurden laut von ihr gepriesen.
So trat ich endlich gern vom Dichterschauplaz ab,
Und wohl mir, daß ich's that, eh man mir Abschied gab,
Eh mir die Welt es deutlich sagte,
Daß ihr mein Singen nicht behagte.
Ich ward ein Held. Und nun, was hat der Held vollbracht,
Das eine Stunde nur ihn glücklich hat gemacht?

Wär

War ich's in jenen trüben Tagen,
Als schwankend noch der Sieg dem Feinde günstig schien?
Wie leicht, wie leicht kont' er mich schlagen!
Und, ich entsezlich! solte fliehn!
Nein, sprach mein Herz, du mußt, du mußt nicht fliehn!
Laß eher todt dich von dem Kampfplaz tragen!
Wo der Gedanke herscht, kan da wol Ruhe sein?
Doch ich gewann die Schlacht: war ich nun glücklich?
Nein!
Man ließ mir nicht die Zeit mich seiner zu erfreun,
Fort, hieß es, säume nicht; der Held muß vorwärts eilen.
Der bloße Sieg thuts nichts allein;
Mehr, als verlorne Schlacht, schimpft müßiges Verweilen;
Auf, sammle frisch des Sieges Früchte ein!
Noch mehr. Im Lauf der schönsten Thaten
Hört' ich bald hinter mir die Tadler und den Neid.
Da hieß es: nicht Amint, nicht seine Tapferkeit
Gewinnt uns jeden Sieg: er ist bloß so gescheut,
Zu thun, was ein paar Freund' ihm rathen.
Er hat ja nie den Krieg gelernt;
Die beiden Freunde sind's, und würden die entfernt,
Er würde länger nicht sich stolz mit Lorbeern schmücken,
Die Freundeshände für ihn pflücken.
Bald warf man Kälte mir, bald rasches Feuer vor,
Der Tadler List gewann sogar des Fürsten Ohr.
Nie hab' ich reines Lob vernommen.
Bald hieß es: hätt' Amint nur dies nicht übernommen,
Die Feinde hätten schon an ihren Glück verzagt;
Bald aber: hätt' Amint nur auch noch dies gewagt,
Wir hätten Frieden schon bekommen.
Viel war der Sorgen, viel der Müh;
Das Lob war kümmerlich, und ganz erhielt ichs nie."

„Minister

„Minister ward ich nun. Wie? Zu den höchsten Stufen
Sagt ich erstaunt mir selbst, bist du, Amint, berufen!
Ist ein Minister nicht, wie Gott? Aus seiner Hand
Fließt Ordnung, Wohlstand, Ruh und Seegen übers Land,
Almählig ordnet er bloß an und seinen Willen
Eilt alles in dem Staat wetteifernd zu erfüllen.
Amint, nie oder jezt, da deine Thätigkeit
Das Wohl von Tausenden besorgt, wird Seligkeit,
Wird Götterseligkeit in deine Seele fließen,
Und auf dein ganzes Leben sich ergießen!
Gott, wie ich mich betrog! Ein Staatsmann ist nicht frei!
Zehnfach ist seine Sklaverei!
Er ist des Fürsten Sklav, der Sklav von tausend andern,
Die hin und her zum Fürsten wandern,
Und deren jeder bei Gelegenheit
Des Mistrauns Saamen ihm ins Herze streut;
Der Sklav des Pöbels, der laut schreit,
Wenn man nicht seiner Wünsche achtet;
Der Sklav von jedem unter ihm.
Der brauchbar ist und der mit Ungestüm
Nach gröserem Gehalt und höhern Stellen trachtet;
Der Sklav der Priester, wenn des Fürsten schwacher Sinn
Den Beichtstuhl fürchtet; Sklav der Damen,
Der Fürstin bald, und bald der Buhlerin,
Des Kammerdieners und der Kuplerin,
Sklav der Familien von großen Namen,
Und tausend andrer ohne Namen;
Sklav der Geschäfte: Er, meint man, befehle bloß?
Nein, ihm befiehlt der Wirbel der Geschäfte,
Den hemmt er nicht und hätt' er Riesenkräfte;
Die Macht des Stromes ist zu groß.

Doch,

Doch, leist' er was er kan, wie wird es angesehen?
Der Fürst giebt oft ihm zu verstehen,
Hier sei zu wenig, dort zu viel geschehen.
Bald klagt und murrt das ganze Land,
Bald wird ein andrer laut genant;
Den, heißt es, lasse man das Steuer führen,
Kein Mensch versteht, wie er, das Staatsschiff zu regieren.
Ach, all mein Streben jezt, geht es nicht bloß dahin,
Aus meinen Händen nicht dies Steuer zu verlieren?
Ist dies nicht bloß der Zweck um den ich thätig bin?
Des Landes Wohl? — ach ja, mich dünkt, die ersten Morgen
Kam der Gedanke mir zuweilen in den Sinn;
Doch jezt hab' ich zu viel der Sorgen,
Daß ich mir selbst das bleibe, was ich bin.
Furcht, mich gestürzt zu sehn, begleitet mich zu Bette;
Verfolgt mich in des Fürsten Kabinette;
Sezt sich mit mir zu Tisch. Oft, wenn die Miene lacht,
Qualt mich im Herzen lauernder Verdacht,
Selbst meine Gäste, die so tief sich vor mir bücken,
Sein im Begriffe, mich zu unterdrücken;
Mein Reichthum? — wenn genieß' ich ihn?
Ich kan ihn nicht nach meinem Sinn anwenden;
Die Schmeichler locken mir ihn künstlich aus den Händen;
Wer suchet nicht von mir zu ziehn?
Der Künstler hier, dort der Gelehrte;
Der Kaufmann, welcher sich dem Falle nahe sieht;
Der Spekulant, der mit Schimären sich bemüht;
Bald der Verschwender, bald der Reubekehrte;
Der Heuchler, der den Ruhm des Menschenfreundes liebt,
Und der Almosen gern aus fremdem Beutel giebt;

Die

Die Werber zu Subskriptionen;
Sie und viel tausend andre mehr, —
Unzählbar ist das ganze Heer, —
Die machen täglich Jagd auf meine Millionen.
Denn Millionen, wähnt die Welt,
Muß ein Amint zum mindesten besitzen;
Er konte ja, als Staatsmann und als Held,
Die bestrn Quellen, reich zu werden, nützen.

„Wie lange sehn' ich schon nach einem Abend mich,
Wie mir so oft in meiner Hütte
In tiefgefühlter Lust verstrich!
Ein halb zerbrochner Tisch stand in der Mitte,
Um welchen unsre kleine Schaar
So herzlich froh und munter war.
An meiner Tafel jezt seh' ich nie wahre Freunde;
Da sizen meine ärgsten Feinde;
Verräther trinken meinen Wein,
Nur sie sind lustig, spotten mein,
Und ich, damit sie mir nicht schaden,
Muß sie zu neuen Festen laden."

„Nein, nein, dies ist zu viel! Amint, ermanne dich!
Gehorche der Natur; sie hat dein Leben
Dir zum Geschenk, zur Knechtschaft nicht gegeben:
Wer ihr Geschenk verkennt, bestrafet selber sich.
Verzeih, Allgütige, zu dir kehr' ich zurücke!
Und trink' aus deinen Quellen wahres Glücke!" —
So spricht Amint, und mit entschloßnem Sinn
Eilt er zu jenem Thale hin,
Wo noch sein Liebchen um ihn klaget.
Er naht sich ihm, indem es tanzet.

Digitized by Google

O, wer beschreibt, was er empfand,
Als vor ihm da die Gegend stand,
Wo er sich einst so glücklich fand!
Was er empfand, als er mit gier'gen Blicken
Sein altes Dach von weitem schon erkennt!
Als er die Heerde sieht! wer malet sein Entzücken,
Als ihm sein Liebchen schnell entgegen rennt,
An ihr hochklopfend Herz ihn drücket,
Mit feur'gen Küssen fast erstücket,
Und ihn mit Blicken voller Lieb' und Treu,
Mehr als mit Worten, fragt, wo er gewesen sei?

„Es ist mir," spricht Amint, recht wunderlich gegangen.
Auf jenem Berge schlief ich ein,
Und träumte da bis jezt. Kein Traum kan bunter sein;
Doch ängstlich war er auch: Gott Lob! daß er vergangen!

„Ich träumt', ich wär' ein großer Mann,
Reich, wie ein Fürst, und mächtig, wie ein König;
Glück strahlte mich von allen Seiten an,
Doch hier inwendig fühlt' ich's wenig.
Da fühlt' ich, was ich sonst noch nie gefühlt:
Von Leidenschaften ward dies arme Herz zerwühlt,
Von Haß, von Neid; — ich mag sie dir nicht nennen:
Und wer gern groß und reich will sein,
Kan sich von ihnen nicht befreien;
Die Wahrheit lernt' ich in dem Traume kennen."

„Jezt, Liebchen, ist der Traum vorbei,
und ich bereu ihn nicht; denn er hat mich belehret,
Daß, wer sein Glücke sucht, und die Natur nicht höret,

Wer

Wer nur die Welt befragt, und Mod und Fantasei,
Daß der der Thoren größter sei.
Auch ich war dieser Thor, mein Traum hat mich bekehrt."

Was hier an Liebchens Brust Amint so früh gestand,
Hat mancher Alte spät, oft sterbend erst, bekant.

7.

Mundus vult decipi.

Folgender neuer Beleg zu dieser alten Wahrheit steht in Moncrifs Werken: Im Jahre 1711 kam eine Abhandlung *) heraus, worin ein sympathetisches Schweißpulver, als eine Universalmedizin angepriesen ward. Die Art des Gebrauchs hatte etwas wunderbares. Die Philosophie war bündig, wie — die Meßmersche; wie hätte der Mann nicht Beifall erhalten sollen?

„Die Materie" so begann er und schüttelte seine Schellenkappe, „die Materie besteht aus Atomen von verschiedenen Formen. Eine andre gewisse subtile Materie, die selbst in die feinsten Theilchen unsers Körpers eingreift, hascht diese Ato-

*) Der Titel ist: courte explication du secret de M. R. qui fait suer par la poudre sympatique. Die Abhandlung ist in Leipzig 1711 bei Simon Rein nachgedruckt.

Digitized by Google

Atomen. — So begreifen wir, wie die Seefahrenden, noch zehn Meilen von Ceylon entfernt, schon die Zimmetbäume der Insel zu riechen vermögen." Dergleichen Räsonnements und Beweise führen den Verfasser gar leicht zu der Wahrheit: „daß sein sympathetisches Pulver, in des Kranken Urin geschüttet, die Atomen desselben dergestalt in Bewegung sezt, daß sie dem Urin entsteigen, zum Kranken zurück kehren, sich dort in andre homogene Theilchen des Körpers einhaken und so die bösen Feuchtigkeiten daraus wegführen." Alles dieses wirkte der Wundermann durch einen wohlthätigen Schweiß, welchen er in einer Entfernung von mehr denn hundert Schritten bei dem Kranken hervor zu bringen wußte!! Wirklich schwizten die Kranken und befanden sich mitunter wohl darnach; aber ein Wunder war's nicht. — „Ich" schreibt Moncrif, „ich wolte doch wissen, wie es denn eigentlich zugieng, und begab mich bei dem Ehrenmann in die Kur. Verschiedene Tage vorher, ehe ich die Wunderkraft seines Pulvers erfahren solte, unterhielt er mich von der äußersten Gefahr, die man laufe, wenn man sich bei der beginnenden Wirkung des Pulvers erkälte. „Man decke sich ja warm zu, schon ehe der Schweiß sich äussert!" rief er wiederholt und noch an dem Tage, da die Kur ihren Anfang nahm. Nun mußte ich mich zu Bette legen. Er nahm eine Flasche meines Urins und ging damit zu Hause, unter

Digitized by Google

unter der Versicherung, daß er sofort bei seiner Ankunft daselbst, sein Pulver wirken lassen wolle und ich in Schweiß gerathen würde. — Ich schwizte nicht. — Die selbige Operazion ward Tages darauf wiederholt. — Ich schwizte nicht. — Freilich hatt' ich nur meine gewöhnliche Decke. „Ich will Ihnen während der Operazion mit meinem Pulver etwas näher kommen," sagte mir der Wundermann. Nun legte er zu Füßen meines Bettes ein Feuer an und goß meinen, mit Pulver vermischten Urin darauf. „Jezt müssen Sie wahrhaftig schwizen, lieber Herr! Lassen Sie sich um des Himmels willen noch eine Decke auflegen. Geht der Schweiß zurück, dann steh' ich für nichts. Sie riskiren den Schlag!" — Ich schwizte nicht, nahm keine Decke, bekam nicht den Schlag. — „So trinken Sie doch wenigstens eine Tasse Thee!" — Ich trank nicht. — Der Mann mußte mir gestehn, daß sein Arcanum bei mir die Wirkung verfehle. „Aber freuen Sie sich, sprach er mit der, den Leuten eignen Schamlosigkeit, „freuen Sie sich über Ihre herliche Natur! denn das hab' ich bemerket: die der Kraft meines Pulvers widerstehn, leben hundert Jahre."

v. H.

8.

An den Erminister Kardinal von Brienne.

Dein Fluch wird Segen; habe gern
Drum Purpurrock und Hut!
Du bleichst den Purpur deines Herrn,
Du walkst des Volkes Hut.

9.

Auszüge aus Briefen.

I.

Koblenz, 24. Mai. 1789.

. . . . Sobald Sie erfahren, daß das Hazard-Spiel die eigentliche Veranlassung der gegenwärtigen Unruhen in Aachen und Lüttich ist, wird die durch die Kaiserl. Kreis-Direktorial-Kommißion am ersten Orte bewirkte Abschaffung desselben Ihnen noch merkwürdiger scheinen und einige Nachricht davon und der bei meiner lezten Streiferei in diese Gegend mir in die Hände gefallene gedruckte Kommißionalvortrag, das Hauptaktenstück in dieser Sache, Ihnen um ein Großes wichtiger und willkommener sein. Es schneidet diese Abschaffung in Aachen dem Uebel völlig die Wurzel ab, denn hier waren es nicht die Aemter, um welche die Parteien strit-

gritten und so viel Geld aufwandten, daß man Eine Stimme mit einigen 100 Karolinen bezahlt hat, sondern der Vortheil in der Spielbank. Eben so ist es in Lüttich nicht allein die Polizeigesetzgebung, welche die Stände dem Fürsten streitig machen, sondern die Begierde an dem Gewinst des Spieles zu Spa Theil zu nehmen, wozu bisher der Fürst allein gegen einen Antheil Privilegien ertheilte. Der am 12ten Febr. d. J. an einige 30 Zunftdeputirte gehaltene Vortrag der Kommißion lautet wörtlich so:

„Die Kommißion habe bei ihren Berathschlagungen über das Verbesserungswesen izt auch in besondere Ueberlegung gezogen, welche Einrichtungen in Absicht des öffentlichen Hazardspiels für das gemeine Beste die rathsamste sein dürften? Ehe sie aber darüber ihre eigene Meinung festseze, wolle sie die Gedanken sämtlicher Deputirten vernehmen, und wünsche mit derselben Hülfe die zweckdienlichste Einrichtung dieses in mancher Absicht wichtigen Punkts baldmöglichst zu Stande zu bringen.“

„Es komme hiebei besonders auf folgende Betrachtungen an: Das öffentliche Hazardspiel sei unstreitig ein sittliches und politisches Uebel, da es viele hiesige Bürger und Einwohner von dem Wege des Fleißes und der Arbeit ableite, sie zur Verschwendung ihrer Zeit und ihres Vermögens verführe, und besonders jungen Leuten die Bahn

der

der Ausschweifungen und des Lasters erhöhe. Es sei, wie hier schon lange laut geklagt worden, an dem Ruin ganzer Familien Schuld."

„Wenn also das Spiel nach dem Beispiel anderer wolgeordneten Staaten, gänzlich abgeschaffet werden könte, so würde dieses unstreitig das Beste, ja diese Abschaffung würde Pflicht sein."

„Von der andern Seite kämen aber verschiedene auf der besondern Lage dieser Stadt beruhende Umstände in Betrachtung, nach welchen Viele der Meinung wären, daß eine gänzliche Abschaffung des Spiels hier nicht wol statt finden könne. Aachen, sage man, sei ein Kur-Ort, dem daran gelegen, viele Fremde anzuziehen; diese Fremden verlangten auch das Vergnügen des Hazardspiels, an das sie an andern Kur-Orten, und besonders im benachbarten Spa, gewöhnt wären; man würde auch, durch das Verbot des Spiels, dasselbe unmittelbar vor den hiesigen Stadtthoren auf fremden Gebiet nicht hindern können, vielmehr befördern, und wenn man es an den öffentlichen Orten untersagte, werde es in Privathäusern und Schlupfwinkeln mit noch verderblichern Folgen getrieben werden; es sei also besser das Spiel unter gewissen Einschränkungen, und öffentlicher Aufsicht des Staats zu dulden, und aus diesem nothwendigen Uebel noch eine Revenue zur Erleichterung des Bürgers zu ziehen."

„Diese

„Diese Gründe und Gegengründe sind allerdings wichtig, und verdienen eine reife Betrachtung. Es kömt hiebei alles auf die Frage an:“

„Ist das Spiel in Aachen ein *nothwendiges* Uebel oder nicht? Im leztern Fall muß es ganz abgeschaft werden; im erstern Fall müssen ihm möglichst enge Grenzen gesezt, und dasselbe, so unschädlich als es sein kan, gemacht werden.“

„Für die gänzliche Abschaffung können vornämlich folgende Gründe angeführt werden:“

„*Erstlich*: Aachen sei nicht mit Spa und andern Kur-Orten, welche allein von Fremden leben, zu vergleichen; Aachen könne und müsse durch seine Industrie, auch ohne Fremde, bestehen; wenn also auch die Abschaffung des Hazardspiels manche Fremde abhalte, so sei dies ein Verlust, welcher gegen den Schaden, den das Spiel stifte, nicht in Anschlag komme.“

„*Zweitens*: Es sei nicht so ausgemacht, daß das Spiel viele Fremde hieherziehe; die meisten und wichtigsten kämen wegen ihrer Gesundheit. Diejenigen Fremden, die bloß des Spiels wegen hieher kommen, beförderten den Nahrungsstand hiesiger Einwohner gerade am wenigsten.“

„*Drittens*: Die Revenüe, welche die Stadt von dem Hazardspiele ziehe, könne nicht in Betrach-

Digitized by Google

trachtung kommen; denn von einer Sache, welche den Untergang vieler Bürger zur Folge habe, müsse das gemeine Wesen keinen Geld-Vortheil verlangen."

„Gegen die gänzliche Aufhebung des Spiels sind die vornehmsten Gründe:"

„Erstlich: Die Unmöglichkeit es anderwärts nahe vor der Stadt zu hindern."

„Zweitens: Die gleichmäßige Unmöglichkeit der gänzlichen Hemmung des noch verderblichern Spiels an Winkel-Oertern ohne Aufsicht des Staats."

„Die Kommißion wünscht, daß die Deputirte diese auf beiden Seiten stehende Gründe und Bedenklichkeiten wol erwägen, und sich dann darüber erklären mögen, ob sie die gänzliche Abschaffung des Spiels für rathsam und möglich halten, oder nicht? Im lezten Falle käme es auf die Einschränkungen an, mit welchen ein nothwendiges, und nicht ganz abzuwendendes Uebel, wenigstens so unschädlich als möglich, gemacht werden könte."

„Diese Einschränkungen könten unter andern etwa folgende sein:"

„Erstlich: Das Spiel würde nur auf die eigentliche Saison eingeschränkt, und käme es darauf an, auf wie viel Monate man diese bestimmen wolle?"

Zwei-

„Zweitens. Müßten in dieser Zeit täglich nur gewisse, nicht zu überschreitende, Stunden zu dem Hazardspiel festgesezt sein.“

„Drittens. Da das Spiel nur um der Fremden willen geduldet wäre, müßte es allen Aachenschen Einwohnern ohne Ausnahme untersagt sein. Bei Städtischen Beamten und Bürgern könte der Verlust ihres Amts und aller Bürger- und Zunfts-Rechte, bei andern Personen aber theils schwere Geld- theils andere näher zu bestimmende Strafe darauf gesezt werden.“

„Viertens. Auch könte vielleicht jungen und allen solchen Personen, welche unter der Aufsicht anderer stehen, der Eintritt in den Saal während der zum Hazard-Spiel bestimten Zeit gänzlich versagt werden. Oder man könte ein Entrée-Geld für diese Zeit festsezen.“

„Die Kommißion empfiehlt diese Vorschläge gleichfals der besten Erwägung der Deputirten, welche vielleicht auch noch andere und bessere Mittel an Hand zu geben wissen werden, um das Uebel, wenn es nicht ganz sollte getilgt werden können, doch möglichst zu vermindern.“

„Die Kommißion erwartet und hoffet mit völliger Zuversicht von den Deputirten, daß sie mit Beiseitsezung aller Neben-Abschten, und des unseeligen Partei-Geistes, diese Sache nach ihrem besten

besten Wissen und Gewissen in Ueberlegung nehmen und wol bedenken werden, welch eine große Ehre ihnen dadurch wiederfahren sei, daß die sämtliche Bürgerschaft sie als diejenige ausersehen, und die Kaiserliche Kommißion angenommen hat, um mit derselben gemeinschaftlich das künftige Wohl dieser Stadt zu bewirken, und daß es besonders auch bei der ihnen izt vorgelegten Frage auf das Beste ihrer Kinder und Nachkommen ankomme, und diese Sache also einer ganz unparteiischen, reifen und gewissenhaften Ueberlegung vorzüglich werth sei."

„Es wurden hierauf die Deputirte des Magistrats, und sodann die von jeder Zunft, einer nach der andern, aufgefordert ihre Meinung zum Protocoll zu geben."

„Da verschiedene Deputirte sich äusserten, ihre Meinung nicht wol eher abgeben zu können, bis sie deshalb mit ihren respectiven Zünften Rückspruche genommen, so ist ihnen die deshalb erforderliche Convocation der Zünfte freigestellt und zugleich beschlossen, diesen Kommissarischen Vortrag mittelst öffentlichen Drucks zur allgemeinen Kenntniß des hiesigen Publikums zu bringen."

Nach vieler Mühe ist das Resultat der Berathschlagungen endlich gewesen, daß, nach abgelaufenen Pachtjahre des jezigen Pächters der Hazardspiele, schlechterdings alles Hazardspiel in Aachen für Einheimische und Fremde verboten sein soll;

Digitized by Google

soll; bis dahin aber, da man dem Pächter sein einmal erworbenes Recht nicht nehmen konte, ist, nach gütlichem Vergleich mit demselben, das Spiel nur auf die Kurzeit und die Fremden eingeschränkt, dortigen Bürgern aber bei Verlust der Aemter, des Bürger- und Zunftsrechts, ohne Unterschied des Standes alles Hazardspiel untersagt. Ich erlasse Ihnen mancherlei über diesen Vorgang sich darbietende Betrachtungen, will Ihnen aber bei meinem vermutlich verlängerten Aufenthalt in dieser Nachbarschaft, künftig eins und das andere von der neuen, der Vollendung nahen und wie man äußerlich vernimt, vortreflichen Verfassung mitzutheilen suchen, die dieser Reichsstadt einen Glanz zu geben verspricht, den sie vorher nie hatte.

II.

Rom, den 1. Mai, 1788.

Mit Freuden schreibe ichs Ihnen: immer höher steigt der Künstlerruhm der Deutschen selbst unter römischen Himmel. Rom hat jezt keinen einzigen großen Künstler, der ein Italiener wäre. Sogar die größten Antiquare sind Deutsche — Raifenstein, den ich Ihnen nicht zu nennen brauche, und Magister Hirt, aus Schwaben, der den Verlust von jenen, wenn er hier bleibt, einst ersezen wird.

Erst

Erst kürzlich verließ uns ein junger Künstler, den der Herzog von Zweibrücken drei Jahre in Paris und vier Jahre hier unterhielt. Er heißt Pitz, und ist ein Saarbrücker. Sein leztes großes Werk ist der Tod des Antonius, nach Plutarch und Shakespear bearbeitet, achtzehn Schuhe lang, und ungefehr zehen hoch. Die Figuren sind in natürlicher Größe dargestellt. Erfindung und Komposition erhielten allgemeinen Beifall.

Kleopatra hat den Antonius mit Hülfe ihrer zwei Sklavinnen zu sich herauf in ihren Thurm, oder in ihr Grab gezogen, und auf das Bette gelegt. Hier wirft sich die Königin mit halbem Leibe über ihn her, umfaßt den obern Körper ihres sterbenden Freundes mit der Linken, und mit der Rechten hält sie die Wunde zu, die sein eignes Schwert ihm gemacht hatte, gleichsam um der Seele den Ausgang zu verschließen — oder, solte sie durch den Mund entrinnen wollen, ist die Liebende nahe genug, seinen lezten Hauch in einem Kuße aufzufassen. Der Schmerz der verzweifelnden Königin, die ihr Schicksal durch den Tod des Feldherrn gesprochen sieht, ist auf's wahrste und natürlichste dargestellt. Man sieht die lezten Worte an ihn auf ihren Lippen schweben, hört sie gleichsam sprechen: „mein Freund! ich sterbe mit dir!“ und zwischen diesen Klagen schimmert der feste Entschluß als Trost für den Sterbenden, durch: „nein! gewiß gerathe ich nicht in die Hände des Siegers.

Sei

Sei deßwegen ruhig!“ Womit kan er ihr für diese lezten Beweise ihrer Liebe danken? Was er fühlt, zeigt seine Miene, aber sagen kan er ihrs nicht mehr. Sein leztes Gefühl zückt in einem Händedruck; denn seine Linke ruht auf ihrer Rechten, mit der sie seine Wunde deckt.

Die Sklavinnen theilen den Schmerz mit ihrer Gebieterin, aber er ist bei beiden nicht gleich. Die ältere sehr betrübt, unterstüzt an dem oberen Theile des Lagers den Sterbenden durch untergelegte Kissen, die jüngere aber liegt an ihr, und hält den Kopf in dem Schooße der Freundin verborgen.

Alles, was man in dem Zimmer herum erblickt, verräth das Land, in welchem Antonius stirbt — Egypten. Denn die Nebenfiguren sind aus diesem Reiche entlehnt.

Das Ganze wird durch ein blendendes und wolgewähltes Kolorit erhoben, so daß jeder, der dieses Gemälde betrachtete, nicht ohne Rührung davor stund, und nicht ohne Wehmut es verließ.

So werden Sie also, mein Freund! mit mir den Meisterpinsel dieses jungen Künstlers schäzen —, aber, wo möglich noch mehr — sein Herz.

Mehrere reiche Liebhaber wolten ihm das Stück so theuer bezahlen, als er foderte; allein Pitz hatte es seinem Herzoge, dem er das Glück seiner Bildung schuldig war, als ein Zeichen seiner

Dank-

Digitized by Google

Dankbarkeit gewidmet, und nun konte man's ihm durch Gold nicht aufwiegen, ungeachtet er, wie man denken sollte, ein anderes ähnliches machen konte. Noch mehr! Gewisse Umstände waren schuld, daß Pitz eine Zeitlang seine Wechsel nicht erhielt, und in einige Verlegenheit kam. Durch den Verkauf des Stücks konte er sich helfen, thats aber doch nicht. Der leztverstorbene Graf Fries schäzte die Edelmut seiner Denkungsart, und gab ihm offene Kreditbriefe.

Auch brachte er seinem Herzoge einen Correggio mit, von denen Sie wissen, daß sie in Deutschland selten, und z. E. in der Dresdner Gallerie nur zwei sind. Der Graf Fries bot ihm 1500 Dukaten dafür, aber vergeblich!

III.

B. d. 20. Sept. 1788.

In der Correspondance litteraire secrete Nr. 37. S. 298. (Paris, 7 Sept.) finde ich folgendes französische Lied:

Ie dedaigne un baiser, où sourit l'innocence;
Le baiser enfantin n'a rien de seduisant:
Qu'est-ce donc, qu'un baiser donné sans connoissance?
Ainsi que sans plaisir, il est sans sentiment.

Le baiser dont l'ami m'effleure avec souplesse
Qu'il prodigue à chacun, & dont la feinte ardeur
Sacrifie à la mode, & non à la tendresse,
C'est un baiser contraint, c'est un baiser trompeur.

Le

Le baiſer d'amitie, le baiſer, que mon pere
Reçoit avec transport, & donne en me louant,
C'eſt un baiſer ſacré, que j' honore & révere,
C'eſt le gage flatteux de ſon contentement.

Mais le baiſer de feu, que la belle Julie,
Cédant à mes deſirs, m'accord avec rougeur,
Voila le ſeul baiſer, dont l'empreinte eſt cherie,
Voila le ſeul baiſer, qui donne le bonheur!

Die erſte Zeile ſagt Ihnen, daß es eine wörtliche Ueberſezung von Leſſings:

Ein Küschen, das ein Kind mir ſchenkt ꝛc.

iſt. In dem franzöſiſchen Blatte aber wird dieſes nicht angemerkt. Der Verfaſſer iſt ein Niederländiſcher Kavalier, von dem in jenem Blatte öfters Franzöſiſche Verſe ſtehen, und der alſo die deutſche Litteratur nicht mißkennt.

IV.

Amſterdam, d. 20. Jänner 1784.

Wyttenbachs Plutarch wird prächtig in England gedruckt; er iſt immer ſehr damit beſchäftigt. Die Phönissen des Euripides von Valkenaer ſind aufs neue unter der Preſſe.

Das prächtige Gebäude der hieſigen Geſellſchaft: Felix meritis iſt nun endlich ſo weit fertig, daß ſchon mehrere Säle daron feierlich eingeweiht ſind. Vorige Woche hat Profeſſor Praß den Saal, der den ſchönen Wiſſenſchaften beſtimt iſt, eingeweiht, und eine Rede Over det Schoone

(über

über das Schöne gehalten. Alle diese Reden werden nach und nach gedruckt — aber holländisch. Vielleicht finden sie einen Uebersezer.

Daß in einer Handelsstadt so ein Institut für die Wissenschaften errichtet wird, ist doch ein Phänomen! ꝛc.

V.

Valenciennes, d. 3. März. 1788.

Anstatt des Holzes brennen wir Steinkohlen, welche in den Vorstädten, durch sonderbare und bewunderungswürdige Maschinen, viele 100 Schuhe aus dem untersten Schoß der Erde herausgewunden werden. Sehr sonderbare Kleidungen sieht man hier. — Die vornehmsten Frauenzimmer, die hohe Hüte tragen, und übrigens sehr prächtig geputzt, geschmückt und geschminkt sind, gehen in Holzschuhen über die Straßen und in die Kirchen — diesen männlichen Aufzug bemerkte ich schon in Champagne — aber freilich muß man sich darunter keine eigentliche Bauernholtschein denken, sie sind fein gearbeitet, und leichter, als man denkt, auch warm. Doch ist's einem Deutschen auffallend, von Frauenzimmern in hohen Hüten zu hören oder zu lesen, daß sie Holzschuhe tragen. Auch haben sie den Vortheil im Winter, daß sie gegen Nässe schüzen, der in sumpfigten Ländern nicht klein ist. ꝛc.

Digitized by Google

Neues
Deutsches Museum.
2. Stück. August, 1789.

An den Herausgeber des deutschen Museums.

Ich hoffe dieses kleine Drama werde den Freunden meiner Muse nicht unwillkommen sein.

Ich dichtete es in einer seligen Zeit meines Lebens; eine komische Laune wandelte mich an, und wich süßen Empfindungen, die den Hauch der Liebe darüber athmeten, welche mir dieses Gedicht lieb machen. Es ward, im eigentlichsten Sinne, con amore gedichtet; und glücklicher war Herodot nicht, als er den versammleten Griechen seine unsterbliche Geschichte vorlas, wie ich es damals — ach damals! — war, als die Lieder Jons und der Psyche, mit der Thräne der Einen, welcher ich im häuslichen Schatten diese Kleinigkeit vorlas, belohnt, ach! wie überschwenglicher, als durch allen möglichen Beifall, belohnt wurden!

Solte einigen Apollons Hain misfallen, so mögen sie sich freuen, daß die frohe Laune, welche mir die ersten Gedanken zu diesem Gedichte eingab, mich gewiß nie wieder anwandeln wird. Aber auch so con amore werde ich wol nie wieder dichten können.

Digitized by Google

Kleine Beiträge, etwan Ueberſetzungen aus den Alten, wünſchte ich Ihnen, liebſter B. ferner ſenden zu können. Aber es gehört zu den ſcheinbaren Disharmonien unſrer ſublunariſchen Exiſtenz hienieden, daß oft eben dieſelbe traurige Faſſung dem Herzen Beſchäftigungen zur Erholung nothwendig, und den Kopf dazu unfähig macht. Berlin den 15. Juny 1785.

I.

Apollons Hain,

ein Schauſpiel mit Chören.

An meinen Freund

Gottfried Auguſt Bürger.

Geſchrieben im Jahr 1786.

Perſonen.

Sofron, Prieſter des Apollon.
Jon, ein Jüngling, Pflegeſohn des Sofron.
Theopompos, ein Jüngling.
Knabe des Theopompos.
Ein alter Faun.
Ein junger Faun.
Pſyche, Tochter des Sofron.
Eine Muſe.
Chor der Muſen.
Chor der Faunen.

Ein

Digitized by Google

Ein alter Faun und ein junger Faun.

Der alte Faun.

Ein jeder Tag hat ſeinen eignen Schwank,
Ein jeder Schwank hat ſeinen eignen Spaß,
Und mancher Spaß heckt ſeine Späßchen aus,
Wenn ihr ihm Ruhe laßt, und nicht zu früh
Die loſen Vögel aus dem Neſte ſcheucht.
Ihr junge Faunen habt die rechte Kunſt
Nur nicht gelernt; warum? weil ihr das Ding
Als Kunſt behandelt. Sinnend geht ihr aus
Auf Luſt, wie Königsſöhne auf die Jagd.
Da denn der Spaß gar leicht zu Waſſer wird,
Und eh der Troß, mit Jäger, Hund und Pferd,
Den Wald ereilt, ſchon lang der Auerhahn
Der Bulſchaft Blindheit ausgekollert hat.
So macht auch ihr's, und gackert wie ein Huhn,
Eh noch das Ei im ſichern Neſte liegt.
Ein Späßgen, das mir unverhofft gelingt,
Erhält mich luſtig auf den ganzen Tag;
Und eines Waſſernimpfchens ſcheuer Kuß,
Das ich mit leiſem Fuß' im Schilf beſchleich',
Wann es die grünen Haar am Mittag ſonnt,
Iſt mir willkomner, und entzückt mich mehr,
Als hätte Kypris mir ein Rendez-vous
Durch Iris auf den Ida angeſagt.
Erwartung täuſcht mich nie; ich rechn' auf nichts,
Und laſſe nichts vorbeigehn; aber ihr,

Dünkt euch wie Hermäs klug, wie Bachus froh,
Und habet lange Weile, wie ein Mensch.

Der junge Faun.

Beim Pan! du hast nicht Unrecht. Manchesmal
Bewundr' ich dich im Stillen, alter Schalk!
Und wäre gern so klug und froh wie du.
Ich bitte, lehre deine Weise mich.

Der alte Faun.

Da haben wir's! das soll gelernet seyn!
Was Fäunchen noch nicht weis, lernt Faun vielleicht,
Das ist dein Trost; doch lern' auch das von mir:
Wenn Fäunchen sich nicht freut, freut Faun sich nie!
Da sizt der Unterschied! Als Bube schon
Sucht' ich die Freude nie, war immer froh,
Nahm der Gelegenheit aus ofner Hand,
Was keiner findet, der es ängstlich sucht;
Und wann ich schon in grauer Dämmerung
Der alten Harpä, welche Tag für Tag
Der bärt'gen Ziegen Euter, Stück für Stück,
Betastete, der eignen Tochter selbst
Nicht trauend, ihrem hagern Murrkopf nicht,
(Wiewol auch täglich der mit karger Hand
Den Esel nährend seinen Gaul bestal)
Wann ich alsdann im kalten Morgenthau

Die

Die aufgeschwollnen Euter trocken sog,
Da schmeckte mir die Milch nicht halb so süß,
Als ihre Klage, wann die Hexe kam,
Und schlapp, wie ihrer Brüste welkes Paar,
Auf fettem Kle der Ziegen Euter fand,
Und bald des Mondes schwindend Horn, und bald
Den Pan, bald nasse Nächte, bald den Spruch
Des Zaubrers, Flüche murmelnd, schuldigte,
Indessen ich im nahen Busche lag.
Der armen Amarylis hätt ich nicht
Den kleinsten Käs aus ihrer Hütte, nicht
Ein Tröpfchen Milch genascht; warum? sie war
Nicht ärmer, als sie froh und freundlich war.
Ihr Haus stand immer offen, und ich ging
Mit leerer Hand und trocknem Maul vorbei.
Die Thorheit andrer muß den Wissen mir,
Sie muß mir jeden schlauen Schabernack,
Mit eignem Salze würzen, ohne das
Mir Götterkost nicht baß als Schlehen schmeckt.
Was kuckest du hinab ins krumme Thal?

Der junge Faun.

Se! Alter! hinter jenen Büschen kommt
Ein allerliebstes Gecklein her zu uns,
Gekränzt mit Blumen, schnaubend, feist und glatt
Und einem jungen Eichelfresser gleich
Den Winzer, zu des Dionüsos Fest,

Dem

Dem Gott zur Gabe und zum Opferschmaus
Dem Pfaffen bringen. Einen solchen Fang
Hat dir mit hellen Schellen lange nicht
Die Thorheit angelockt. Du hörst ihn schon.
Er prahlt vor seinem Knaben, den die Last
Der großen Geige, deren hohler Bauch
Vom Morgenwinde brummet, fast erdrückt.

Der alte Faun.

Den sandte Hermäs! Klettre leis' und schnell
Auf jene Eiche, der Kastanienbaum
Nimt mich in seine Höhlung, wo mir oft
Die rohe Frucht zum Göttermale wird,
Wann mir ein Schwank im glatten Schädel reift.
Hier wird er weilen bei dem Scheideweg;
Verweilend giebt er uns der Kurzweil mehr.

Theopompos.

Je mehr ich alles das im hohen Sinn
Erwäge, diese Götterglut, die früh,
Wie in des rauchumwallten Aetna Bauch,
In meinem Busen loderte, den Trieb,
Der mich gen Delfos leitete, den Spruch
Der Püthia, den Ruhm, der meiner harrt,
Und mehr als alles dieses, diesen Geist,
Der immer dürstet, immer aufwärts strebt,
Auf Flammenfittigen den Sternen nahe,
Und, rastlos, wie Kronions Adler, auch

Mit

Mit ihm aus Hebäs Nektarschale schlürft;
Um desto mehr entwickelt sich in mir,
Wird hell und heller, und umstralet mich
Ein göttlicher Gedanke! — Linos war
Ein Götterſohn, der weise Orfeus war
Ein Götterſohn, und deines Herrn Geburt,
O Knabe, war mit Dunkelheit umwölkt.
Mir ahndet viel von dieſes Tages Licht,
Das große Wunder offenbaren wird.

Der Knabe.

Du wunderbarer! ahndet dir nicht auch
Die rechte Wahl auf dieſem Scheideweg?

Theopompos.

Auch der iſt Vorbedeutung! Sinnend ſtand
An zweien Pfaden einſt Alkmänas Sohn;
Hier ſtand die Wolluſt, und die Weisheit dort,
Der Halbgott zwiſchen ihnen zweifelvoll.

Der Knabe.

Wir ſtehen zwiſchen dem Kaſtanienbaum
Und jener Eiche. Beide laden mich
In ihre Schatten; aber wenn mir hier
Der Hunger winket, ſchreckt mich dort die Furcht
Vor dir, und gleichwol meint die Weisheit uns

Zu rathen fürder nicht zu gehen, bis
Wir wissen, welcher Weg der rechte sei.

Theopompos.

Der Götter einer wird den rechten Pfad,
Wiewol vielleicht durch eines Menschen Mund,
Mir offenbaren. Du, der Sinns Sklav,
Ruh dort, und nasche von des Baumes Frucht!
Mir kühlt indessen dieser Eiche Laub
Die Stirne, welche voll Begeistrung glüht.

(Der Knabe liefet Kostanten auf; nach kurzem Stillschweigen fährt Theopompos fort.)

Ihr Nimpfen, die ihr an den Quellen wohnt,
Und ihr Drüaden dieses Haines, ihr
Hamadrüaden, Oreaden und
Najaden? — oder walleſt du, o Pan!
In diesem Hainthal mit Silänen und
Mit Faunen? Faunen und Silänen hört
Den heil'gen Dichter, dessen Stimm' euch ruft,
Und lehrt ihn günstig den geweihten Pfad,
Der zu dem Heiligthum Apollons führt!

Der junge Faun aus der Eiche.

Ha! ha! ha! ha!

Theopompos.

Hörst eines Gottes Ruf?

Den

Der Knabe.

Ja, eines Kukuks, der im fremden Nest
Ein Eichen schlürft und froh des Schmauses lacht.

Theopompos.

Dein Maul ist ungeweihet, wie dein Ohr;
Elender geh und packe seitwärts dich!

Der junge Faun aus der Eiche.

Ha! ha! ha! ha!

Der Knabe.

Beim Zeus, nun wird mir bang!
Ich kriech' in dieses hohlen Baumes Kluft,

(indem er hinein kriechen will fährt der alte Faun heraus)

Au weh! Tod und Verderben! hilf! au weh!

Theopompos (mit banger Stimme).

Unsterblicher, du kommst auf meinen Ruf?

(Der junge Faun springt dem Theopompos, indem er einen Schritt zurück tritt, auf den Rücken.)

Der Knabe.

Und ungerufen reitet jener dich!

Der junge Faun (nachdem er abgesprungen ist).

Erhabner Liebling der Unsterblichen,

Was

Was zitterst du? wir hörten deinen Ruf.
Verzeihe! des Gehorsams Eile nur,
Vermogte zu verlezen diese Scham
Der Ehrerbietung, welche dir gebürt.

Der alte Faun.

Aus dunkeln Tiefen riefst du mich hervor,
Und jenen aus der Höh. Geheut; wir stehn,
O Sohn Apollons, deinem Wink bereit.

Theopompos (halblaut zum Knaben.)

Hm, Sohn Apollons, hab ich's nicht gesagt?

Der Knabe.

Ihr Herren Ziegenfüßler, lehret uns,
Seid günstig, gnädge rauche Herrn! und lehrt
Den nächsten Weg aus diesem Zauberhain!

Theopompos.

Schweig! oder meine Rechte fasset dich,
Und schleudert, wie Hiarklas einst im Zorn
Den Lichas, dich zehntausend Parasangen,
Von hier ins dunkle Schattenreich hinab,
Daß über dir Ixions Wirbelrad
Erstrudle, Cerberus begeifre dich!

Der Knabe.

Zehntausend Anger breit von hier? wie gern!
Nur nicht geschleudert, großer Götterſohn!

Theo-

Theopompos.

Ihr, die Apollons Sohn in mir erkant,
Ihr, die mein Vater mir gesendet hat,
Sagt an den Pfad zu meines Vaters Hain.

Der Knabe (halbleise)

Er sieht den Wald vor lauter Bäumen nicht.

Der alte Faun.

Zuerst erkühn' ich ehrerbietig mich,
O Götterſohn, von dir zu forschen, was
Beweget dich, der ohne Zweifel selbst
Vom Duft der Opfer und von Nektar lebst,
Zu wallen zu Apollons Heiligthum?

Theopompos.

Der Götterspruch der weisen Pythia.

Der alte Faun.

So sendet deines Vaters Dreifuß dich?

Theopompos.

Nicht anders. Wisse, Faun: es regte sich
Des Vaters Glut in meinem Busen früh,
Und solcher hohen Weisheit Uebermaaß,
Daß ich dem blöden Volk unsinnig schien;
Mir schien ich weise, weil ich weise war.
Doch wankte zweifelvoll ein Hochgefühl
Auf Wogen banger Ahndung mir im Sinn,

Ich

Ich wußte nicht, zu welchem hohen Zweck
Die Götter mich bestimmten. Zwar ich sang
Erhabne Hümnen, doch das Volk vernahm
Den tiefen Sinn der hohen Hümnen nicht.
Verschieden ist von Art der Dichter Ruhm;
Der weise Orfeus fesselte den Strom,
Und Haine tanzten seiner Leier nach,
Die Löwen leckten seiner Füße Tritt,
Und Wölfe folgten mit den Lämmern ihm.
Mein Lied war selbst den Menschen viel zu hoch,
Und schnöder Spott war meiner Weisheit Lohn.
Da macht' ich zweifelnd mich und zürnend auf,
Und wallete gen Delfos. Wenn du mir,
O Föbos, sprach ich, deine Gaben gabst,
So lehre mich der hohen Gaben Brauch!
Was frommet deine goldne Leier mir,
Wenn Hohn des Volks mit Fingern auf mich zeigt?
Ich sprach's, und wähnte schon, es würde nun
Der Boden zittern vor dem Götterspruch,
Und flammenathmend und mit wehndem Haar
Die Püthia mir Antwort donnern; doch
Sie lächelte und sprach: o Jüngling, geh
Gen Tempe, forsche nach des Föbos Hain,
Den Tag, an welchem sich mit jungem Licht
Der keuschen Föbä Silbersichel zeigt;

Dann

Dann wirst du sehen, welche Ehren dem
Gezimmen, den Apollon Föbos liebt.
So viel gewährt' ich deiner Frag', o Faun!
Nun sage mir, wie hast du mich erkant?

Der alte Faun.

Dem Blick der blöden Menschen hüllet sich
Der Göttersöhne Herlichkeit in Nacht;
Wir aber sahen dein umkränztes Haupt
Mit Strahlen schimmern, und es duftete
Aus deinen Locken uns Ambrosia.

Theopompos.

O weiser Faun, o Liebling Pans! es träuft
Von deinen Lippen, süß wie Honigseim,
Der Weisheit Rede, wie der Nektar stark!
Doch sprich, du Freund der Himlischen, wie lang
Wird meine Gottheit unbekant dem Volk,
Unsichtbar mir die eigne Herlichkeit,
Und ungerochen dieser Duft mir sein?

Der alte Faun.

Ich meine, dieser Tag enthüllet dich
Dir selber, wie die Pythia verheißt.

Theopompos.

Wie schwillet mir das volle Herz empor!

Der junge Faun.

Gleich einer Wolke, welche Blitze dräut,
Und voll und schwarz von klarem Wasser schwillt.

Theopompos.

Nun sage mir den Pfad zum Tempel an!

Der alte Faun.

Heil dir! Sei stets mir hold, du Götterſohn!

Der junge Faun.

Verschmähe nicht die Opfer meiner Hand!

Der Knabe.

Und theile mir den süßen Fladen mit;
Dein sei der Opfer Duft, und mein das Fett!

Theopompos.

Euch wird des goldumlockten Föbos Sohn,
Euch Föbos selber hold und günstig sein.
Doch lehre mich, o Faun, den rechten Pfad
Zu meines Vaters Föbos Heiligthum!

Der alte Faun.

O Sohn Apollons, deine Stimme tönt
Stark wie die Donner Zeus, melodiſch wie
Apollons Leier, und der Muſen Lied!

Theopompos.

Dein Ohr, o Faun, iſt weiſe wie dein Mund!

Doch

Doch ſprich, wo lenk ich meine Tritte hin?

Der alte Faun.

Ach! deine Gegenwart iſt uns erwünſcht
Wie Sonnenſchein —

Der junge Faun (halbleiſe).

Dem Diebe!

Der alte Faun.

Wie der Wind,
Der günſtig in die vollen Seegel brauſt.

Theopompos.

Ihr haltet mich, in meines Ruhmes Bahn,
So nah dem Stralenziel, o Faunen, auf!
Wiewol ich dankbar eurer Liebe bin,
Muß ich doch eilen, wo der Götter Wink
Gebeut, wo mein vielleicht Apollon harrt.

Der junge Faun.

Ach, ich liebe dich mehr
Als den Honig der Bär!
Als der Widder die Au!
Als der Käfer den Thau!

Theopompos.

Fürwahr das Scheiden wird mir ſchwer!
So ſchied
Ungern mein Vater von den Hirten einſt,
Wiewol die Götter des Olympos ſein.

Mit

Mit Sehnsucht harrten, seiner Leier Klang
Vermissend, seines Liedes Harmonie
Vermissend bei des Nektars Schale selbst
Sank Zeus in Schlummer, weil sein schöner Sohn
Im niedern Thal mit Schäferinnen sang;
Doch riß er aus dem süßen Taumel sich,
Als mit gemeßnen Schritten ihren Tanz
Die Horen nun vollendet hatten, schwang
Sich stralend wieder zum Olympos auf.
So reiß' ich mich von euch, ihr Faunen, los,
Und bleib euch günstig. Aber sagt mir schnell
Den Pfad; ich bin entschlossen ihn zu gehn,
Und führt' er durch die Nacht des Tartaros!

Der alte Faun.

Erst gehst du rechts, dann links, dann wieder rechts,
Dann vorwärts, wieder links, und rückwärts dann.

Der Knabe.

O wehe, wenn in diesem Labürinth
Uns nur kein schnöder Minotauros frißt!

(die Faunen schleichen fort)

Theopompos.

Den Pfad des Ruhms umstarret die Gefahr;
Des Dichters Lorber sproßt auf steiler Höh!
Häraklás ging ins Schattenreich hinab,

Und

Und Orfeus mit der goldnen Leier ging,
Wie er, hinunter in der Schatten Thal.
Ich fühle Mut wie sie, und Kraft! Auch mir
Kocht in den Adern des Olümpos Blut.

Der Knabe.

Ich aber bin ein armer schwacher Wicht!
Weh dem, der Kirschen ißt mit großen Herrn!
Sie schnellen ihm die Stein' ins ofne Maul!
Wo sind die Faunen? Bei des Halbgotts Haupt!
Und bei Silänos Esel! sie sind fort!

Theopompos.

Dienstbare Faunen, kehrt auf meinen Ruf!
Sie schweigen! Feierliche Stille herscht
Im heil'gen Haine! Doch sie sagten ja
Den Pfad zum Tempel; sprich, wie sagten sie?

Der Knabe.

Ja, wer das wüßte! rechts und links! doch hieß
Ihr lezes Wort uns rückwärts gehen, drum
Was brauchts des rechts und links? zurück! zurück,
O Halbgott! führet der geheißne Pfad!

Theopompos.

Erst sprach er rechts; drum will ich diesen Pfad
Erwählen. Föbos, leite deinen Sohn!

(Jon und Psyche sizen an einer Quelle im Schatten überhangendes Gebüsches.)

Psyche singt.

Mit leisen Füssen hüpften die Horen mir
Vorüber; deine Psyche war sorgenlos,
Wie Filomelas Tochter, wann sie
Nahe dem Neste der Mutter nachhüpft.

Wir sahn uns, liebten; schnelleren Tanzes flog
Der Horen Reigen. Jegliche lächelt uns,
Und streut uns Blumen, wie Aurora
Freundlich dem Sterne der Liebe nachstreut.

Nun beben sanfte Freuden, und Liebe du,
Mir durch die Seele, wie in dem Abendhauch
Durch wankend Laub der Abendsonne
Stral auf die singende Filomela.

Jon singt.

O meine Psyche! freundlicher lächelt nicht
Der Jugend Göttin, wann sie Unsterblichen
Die Wonneschale reicht, als Psyches
Auge dem seligen Jon lächelt.

Dein frommes Auge lehrete, Psyche, mich
Die Liebe! blickte stralenden Sonnenschein
Auf meine Freuden, deren Knospen
Dir sich entfalten und Wonne duften!

O Liebe! Liebe! Sonne der Seele! dich
Verkündet sanfterröthend die holde Scham,
Und tagender Empfindung Schauer
Steigen empor mit geweckterm Fittig!

(Sofron schleichet heran und bleibt hinter ihnen im Gebüsch.)

Jon

Jon und Pſyche.

O Liebe! Liebe! Sonne der Seele! dich
Verkündet ſanfterröthend die holde Scham,
Und tagender Empfindung Schauer
Steigen empor mit gewecktem Fittig!

Pſyche.

Wie ſelig ſind wir, Jon! dennoch trübt
Ein Wölkchen noch den Himmel meines Glücks,
Wir lieben, und mein Vater weis es nicht!

Jon.

Er weis vielleicht es wohl und ſagt es nicht.

Pſyche.

Er weis vielleicht es wohl, vielleicht auch nicht.
Er, dem ich keinen Schmerz verberge, weis
Vielleicht die Liebe ſeiner Pſyche nicht,
Ach, ihre Wonne nicht! O hätt ich dir
Erlaubt zu offenbaren, was mir ſelbſt
Oft auf den Lippen ſchwebte, oft zurück
Erzitternd von halbofnen Lippen floh,
Und was ich dir beneide, ſelber dir,
Der Väter beſtem, der mir Bruder, Freund,
Und Vater iſt, ihm kund zu thun! ſo fleucht
Nach einem Tag ein andrer uns zu ſchnell
Dahin, und was mir keine Furcht verbeut,
Verzögert blöde Scham, die jeden Tag
Sich neuer Kühnheit ſchmeichelt, jeden Tag

Digitized by Google

Selbst durch ihr Zögern schüchterner noch wird.
O weh, was rauschet in den Blättern hier?

Jon.

Verschämte Lieb' erlauschet den Verdacht
Aus jedes Zefürs Hauch, aus jedem Blat.

Sofron.

Und nicht mit Unrecht, wann der hohle Busch
Des blöden Mädchens strengen Vater deckt.

Psyche.

(sich vor ihm hinstürzend)

Mein Vater, sei willkommen! Bist mir stets
Willkommen, wie der Morgen! Bist's auch hier!
Und mehr als jemals nun! Ich hülle mich
In dein Gewand, o! laß mich deine Hand
Mit süßen Thränen nezen, laß sie mich
Mit Küssen decken, daß sie meinen Mund
Verberge! meine Augen deinem Blick
Nur diesen Augenblick verberge! Lang
Band meinen Mund die Scham, umwölkte mir
Den Blick in deiner Gegenwart! Nicht Furcht,
Du lieber Vater! Scham, nur blöde Scham!

Sofron.

Mein gutes Kind! —

Psyche.

Oh erhebe nun
Der langverschmähten süßen Pflicht mich nicht!

Ich

Ich will, ich muß gestehen, was ich verbarg,
Wiewol du's weissest. Jon liebet mich,
Ich Jon. Neidend hielt ich ihn zurück
Dir das zu sagen, was ich jeden Tag
Dir sagen wolte, jeden Tag verschwieg.

Sofron.

Was nur dein Mund mir jeden Tag verschwieg,
Oft durch sein Schweigen selbst bekante, was
Dein Blick, mein Töchterchen, mir oft verrieth,
Was lange mir geheime Freuden gab.

Jon.

O Psyches und mein Vater! lange brant
Im tiefen Herzen heißer Dank! Er darf
Nun flammenströmend sich ergießen, darf —

Sofron.

Genung, mein Sohn, und nicht mein Sohn! — wie oft
Verirrte sich mein Herz im eitlen Wunsch,
Daß meine Gorgo dich geboren, dich
Gesäuget hätte! die Unsterblichen
Verzeihen auch des Menschen eitlen Wunsch,
Und lehren ihn, daß ihr verborgener Rath
Noch milder als die süße Hofnung war.
Das Bäumchen unsrer Freude schneiden oft
Die guten Götter nah der Wurzel ab,
Und impfen heimlich in den kahlen Stamm
Der höhern Wonne bessern Sprößling ein.

Dann

Dann segnen wir die weise Weigrung deß,
Was wir so eifrig wünschten. Kinder, lernt,
O lernet früh, die Flügel jedem Wunsch,
Noch eh er flücke wird, beschneiden! lernt,
Was heute zwar vielleicht so leicht euch scheint,
Und was der Weise doch als Greis noch lernt:
Den Göttern trauend, froh und dankbar sein!

Jon.

Die Freude lehrt mich Psyche, und du lehrst,
Durch Wohlthat und durch Beispiel, dankbar sein.

Sofron.

Nun ruft des Heiligthumes Pflege mich,
Sie rufet bald auch euch; verweilet nicht
Zu lange. Winde deine Kränze, Kind!
Schön ist der heut'ge Tag, geheimnißvoll
Die Feier, denn ein Dichter wird geweiht.

Jon.

Wer ist der Musen Günstling und des Gott's?

Sofron.

Das hat Apollon mir nicht kund gethan.

Jon.

Von wannen komt er? und wer sendet ihn?

Sofron.

Wer zu der rechten Zeit, zum rechten Werk,
Sich selber gürtet, oder gürten läßt,

Den

Digitized by Google

Den ſenden Götter; weihen werden den,
Den ſich Apollon Föbos ſelbſt erkor,
Die Stimmen höheren Geſanges als
Des alten Sofrons — Kinder, folget bald
Mit Ahndung mir und reinen Herzen nach.
(er geht.)

Pſyche.

Mein Jon, Bläſſe deckt dein Angeſicht,
Und deine Glieder beben! Kaum vermag
Ich dieſe Blumen noch in einen Kranz
Zu winden; heilig, Jon, iſt und hehr
Der Ahndung Schauer welcher mich durchbebt.
Doch ſüß iſt die Erwartung — ſüßer iſt,
Als jede Ahndung, unſre Seligkeit.

Jon.

Wie viel des Lebens drängt in Einen Tag
Sich heut zuſammen! Pſyche, laß mich ruhn,
Nur einen Augenblick, o Pſyche, ruhn.
In deinen Armen! Einen Hafen da
Zu finden, matt vom Sturme des Gefühls,
Der mich auf hohen Wonnefluten wiegt.
(Jon legt ſich mit dem Haupt in ihren Schoß.)

Pſyche ſingt.

Liebender, ruh' in der Liebenden
Armen vom Taumel der Seligkeit!
Komm, o ſanftere Ruhe!
Labe den Glühenden!

Schüttle

Schüttle die thauenden Fittige
Ueber die Scheitel des Trunkenen!
Kühl' in Lüften des Lethe,
Kühle die Fittige!

Aber, o! nur in den wehenden
Lüften des Stromes. Ich dulde nicht
Einen Tropfen des Lethe;
Dulde die Lüftchen nur!

Bis er gekühlet der Sonne gleich,
Wieder das flammende Haupt erhebt,
Und dem seligen Mädchen
Wonne der Liebe blickt!

(Indem sie die lezten Worte singt, kommen unbemerkt Theopompos und sein Knabe dicht zu ihnen heran. Psyche thut einen Schrei, und Jon springt auf.)

Theopompos.

Wer bist du, Jungfrau, deren Stimme werth
Erhabner Lieder wäre? Weidest du
Mit diesem Knaben Opferheerden? dienst
Du an des Tempels Schwelle? windest du
Zu Föbos heil'ger Feier diesen Kranz?
Und ist des Stralengottes Tempel nah?

Psyche.

Ich bin des Priesters Kind, dies ist der Hain
Apollons, und sein Heiligthum ist nah.

Theo-

Digitized by Google

Theopompos.

Dein Vater harret sehnend wol auf mich?

Psyche.

Das weis ich nicht, und weis nicht wer du bist.

Der Knabe.

Er ist ein Götterkind! Apollons Sohn!
Apollons Dreifuß hat ihn hergesandt!

Theopompos.

Entweihe mit gemeiner Zunge nicht,
Was dieser Tag so herlich offenbart.

Der Knabe.

O Jüngling, leit' uns zu des Tempels Pfad!
Ich und der Göttersohn verschmachten schier,
Ein zottlicht Unthier hat uns irr' geführt.

Theopompos.

Wie heißt Apollons Priester? bist sein Sohn?

Jon.

Er heißet Sofron, ich bin nicht sein Sohn,
Doch seine Weisheit, seine Liebe hat
Von Kindesblüte bis zu diesem Tag
Mich väterlich geleitet; unter ihm
Dien ich dem Gott in seinem Heiligthum.

Theopompos.

Du wirst ihm dienen, Jüngling, seiner Gunst
Dich würdig machen, wenn du mir den Weg

Zu

Zu seinem Tempel zeigest; gnädig werd'
Auch ich dir sein, dich zu Geheimnissen
Der Weisheit künftig weihen. Eingeweiht
Scheinst du mir nicht, wenn du nicht weissest, wer
Ich sei, und ob der Priester meiner harr';
Es hat die Pythia mich hergesandt.

Jon.

Als Gast wirst du dem Sofron angenehm,
Wie jeder Fremdling, sein. Du harrest wol
In seiner Hütte diesen Tag, und auch
Den morgenden; denn heute ruft die Pflicht
Den weisen Priester zu des Gottes Dienst.

Theopompos.

Zum Fest des Gottes rufet mich der Spruch,
Der aus der Erde Nabel mir erscholl.

Jon.

Daß du von Delfos komst, verräth dein Kranz.
Der Pilger kommen viel von Delfos heim.
Des Tages Feier ist geheimnißvoll;
Ein Dichter wird geweihet. Wer er ist,
Und wer ihn weihet, ist mir nicht bekant.
Sogar der weise Sofron schien es nicht
Zu wissen, sprach, Apollon würde selbst
Den Günstling senden, weihen würden ihn
Die Stimmen heiliges Gesanges. Wer
Der Feier naht, muß reines Herzens sein.

Theo-

Digitized by Google

Theopompos.

Der Götter Weisheit sprach aus Sokrons Mund.
Ich bin des Gottes Günstling! bin der Sohn
Apollons! ward hieher von ihm gesandt!
Ja, Stralender, du leitest deinen Sohn!
O Theopompos, wenn du sterblich wärst,
Du faßtest nicht die Größe deines Glücks!
Dich würde deines Ruhmes Herlichkeit
Im Schwindel deiner himmelhohen Bahn,
Wie Faethon, ergreifen, würde dich,
Wie ihn, hinab zerschellen in den Staub!
Dich würde deines Ruhmes Herlichkeit
Verzehren, wie die kühne Sterbliche
Des Zeus Umarmung! Brünstig herzte sie
Den Donnergott; getroffen von der Glut
An welcher Hära liebeschmachtend schmilzt,
Sank sie vor ihm, ein Aschenhaufen, hin,
Eh noch des Wetterstrales Streitgenoß,
Der ehrne Donner, rollend sie umscholl.

Psyche.

Wenn du mich liebst, so gehst du nicht mit ihm!
Zeig ihm den Weg, und bleib, o Jon, hier!

Jon.

Dort hinter jenen Lorbeern krümmet sich
Der Pfad zur Linken. Irren kanst du nicht.

Theo-

Digitized by Google

Theopompos.

Ich kan nicht irren. Föbos leitet mich!

Der Knabe.

Ja, wenn der Weg ihm vor der Nase liegt,
So leiten ihn die Götter immer recht.

Theopompos.

Auf Wiedersehen, Kleine! Sieh nicht bang
Auf mich! des Sofrons Tochter bin ich hold!
Wie, oder scheuest du vielleicht das Loos
Der Semelä? die Thörin fiel durch Stolz;
Sonst wäre Zeus mit ihr auch säuberlich
Verfahren; denn die hohe Stralenkraft
Der Götter gleicht des bunten Pardels Klau,
Zum Schmeicheln linde wie zum Reissen scharf.

(er geht)

Psyche.

Des schnöden Thoren! Siehe, wie sein Gang,
Gleich seiner Stimme, schon den Narren zeigt.

Jon.

Ein sonderbarer Geck! daß der nun heut
Muß kommen! Götter, glaub' ich, leiten auch
Der Narren Irsal, häuchen leeren Wind
In ihres Stolzes Blase, bis sie plazt.
Wie schwoll er auf, als er von mir vernahm,

Was

Was ich, nicht ohne Schalkheit, kund ihm that.
Ich freue sein mich dennoch! Herlich wird
Der Dünkel dieses Ungeweiheten
Des Musenlieblings reinen Glanz erhöhn.
Komm, Psyche! daß wir seine Ankunft schaun.
Er scheinet mir ein Marktschif voll von Tand,
Das mit geschwollnem Segel und geschmückt,
Geführt von trunknen Schiffern, mit Geschrei
Verkündet, rauschend in den Hafen fährt.

Psyche.

Fast fürcht' ich ihn, und dennoch muß ich gehn;
Der eitlen Neugier weichet selbst die Furcht.

Viele Faunen.

Der alte Faun.

Nun wißt ihr, was von euch gefodert wird.
Nur kein unzeitig Lachen! Wahrer Hohn,
Der dem gehöhnten kalt, wie Hebros Flut,
Auf seine Scheitel träuft, und Schauer ihm
Auf Schauer jaget in das eitle Herz,
Ein solcher Hohn muß tief geschöpfet, muß
Der ernsten Wahrheit selbst entquollen sein;
Sonst schüttelt die gewaschne Eitelkeit
Sich, wie ein nasser Pudel, und besprüzt
Den, der sie wusch. Versteht mich aber recht!
Ein Faun verbietet seinen Freunden nicht

Das

Das Lachen; nur zur Unzeit lachet nicht!
Die laute Lache sei des dürren Ernsts
Gefährtin! schrecke den gebeugten hier,
Und Dolche des geschlifnen Witzes dort;
Daß, wenn der Kamm von Zorn und Eitelkeit
Ihm schwellen wolte, bleiches Zagen ihn
Verfelg', ergreife, knäte, wie zu Staub
Zermalme! wieder schwellen lasse, dann
Von neuem hudle, wie die Kaz die Maus.
Arachnä hängt ihr luftiges Gespinst
Den Fliegen und den Schmetterlingen hin;
Der kleine Vogel schnappt und wird erschnappt;
Der Hunger lehrt den Wolf, die List den Fuchs
Die Kunst der Jagd; der Löwe geht auf Raub,
Und Pallas Vogel und der Adler Zeus.
Der allgemeine Räuber heisset Mensch;
Uns Faunen ward der Thoren Jagd zum Theil,
Und dieses Wildpret fehlet nicht, so lang
Der Affen und der Götter Mittelding,
Promätheus Püpchen lebt, der eitle Mensch.

(er singt)

Die schwachen Geschöpfe
Erheben die Köpfe,
Und schwellen von Weisheit, wie Frösche von Wind!
O! gingt ihr auf Vieren,
Gleich weiseren Thieren,
So wärt ihr mit offenen Augen nicht blind.

Der

Der misset den Himmel,
Der reitet den Schimmel
Apollons, und jauchzet, und stolpert und stürzt!
Der Weise macht Künste,
Des Hirnes Gespinste,
Doch ist seine Weisheit mit Thorheit gewürzt.

Gefressen vom Harme
Ernährt er im Darme
Den Bandwurm und nagende Sorgen im Kopf;
Er schmelzet Demanten,
Er zähmt Elefanten;
Es tödtet ein Lüftchen den elenden Tropf!

Den lenket ein Mädchen,
An seidenem Fädchen,
Und locket ihn lächelnd und tränkt ihn mit Hohn!
Von grösseren Thoren
Zum Herscher erkoren,
Verdauet ein sterblicher Gott auf dem Thron.

Aus furchtbarem Dunkel
Erschreckt sie die Runkel
Der Parze; sie kaufen sich Qualen vom Arzt,
Als wüßt' er den Scheeren
Des Todes zu wehren,
Als hätt' er das Leben verpicht und verharzt.

Sie pressen aus Trauben
Sich Wahnsinn, und klauben
Aus nächtlicher Tiefe den mordenden Stahl!
Sie scheuen Gefahren,
Und stürzen zu Schaaren
Ans Schwert, und bereiten den Geiern ein Mahl!

Da lob' ich uns Faune!
Die lachende Laune
Erhält uns beim Quell und bei Früchten vergnügt;
Und necken und schimpfen
Die flatternden Nimpfen;
Wir wissen, daß ihnen ein Fäunchen genügt!

Alle.

Wir loben uns Faune!
Die lachende Laune
Erhält uns beim Quell und bey Früchten vergnügt,
Uns necken und schimpfen
Die flatternden Nimpfen;
Wir wissen, daß ihnen ein Fäunchen genügt!

Der alte Faun.

's ist Zeit, wir kommen sonst zum Fest zu spät!
Die Jagdlust glüht, die Zähne sind geweze,
Und

Und viele Hunde sind des Hasen Tod.
Nur kucke keiner aus dem Hinterhalt
Zu früh hervor; ein jeder lache leis'
Jn seinen Bart, wenn's ja gelacht will sein,
Eh, wie ein Wolkenbruch, die Lache plazt.

(Jm Hintergrunde ruhen die Musen auf einer Anhöhe; im Vordergrunde stehet Sofron. Von der einen Seite treten Jon und Psyche herein, von der andern Theopompos. Jon und Psyche werfen sich auf die Kniee.)

Jon.

Unsterbliche, seid Psyche hold und mir!

Psyche.

Unsterbliche, seid Jon hold und mir!

Theopompos.

Wofern ihr Nymphen dieser Fluren seid,
So hört ihr günstig eines Dichters Gruß.

Sofron.

Es sind die Musen, sind die Töchter Zeus!
Steht auf, ihr Kinder, so gebieten sie,
Und bleibet schweigend stehn! bleib schweigend stehn
O Theopompos! — heilig ist der Grund,
Auf dem wir stehen, reines Herzens muß —
Ein jeder prüfe sich — bescheiden muß
Und reines Herzens, wem der Musen Lied
Soll tönen, muß ein Freund der Götter sein!

Digitized by Google

Eine Muse.

Sterblicher vernim,
Sohn des Weibes,
Liebling des Gottes;
Dem, wann wandelt sein Stralenfuß
Auf Auen, wo Amaranthos ihm entblüht,
Im goldenen Köcher
Säuseln die gefiederten Pfeile,
Wie an Quellen das bebende Schilfgeräusch!
Dem, wann er einhertritt zu Kampf und Sieg,
Rasselt das verderbende Geschoß,
Wie Boreas eherne Räder,
Wann der brausende Wald vor ihm hinstürzt,
Sich der Ozean thürmet, und die Veste bebt!
Seliger Sterblicher, vernim
Der olümpischen Musen
Weihegesang!

Chor der Musen.

Weil rein dein Herz ist, weil du der Weisheit dich
Und Tugend weihest, weil, wie des Helden Roß,
Dein Geist entflammet und die holde
Scham den entflamten errötheud zähmet;

Weil zahllos dir, wie Blumen der Au, entblühn
Gedanken, vor dir her die Erfindung stralt,
Die

Die Fantaſie dir ungerufen
Schweber auf Purpurgewölk zur Seite;

Weil oft dem jungen Morgen dein Wonneblick
Von thaubenezten Hügeln begegnete,
Weil Filomela fromme Thränen
Dir in dem ſchweigenden Thal' entlockte;

Weil heilig deiner Seele die Schönheit war,
Weil heilig deiner Seele die Wahrheit war,
Und ungerufne Melodieen
Um die Gefühle des Jünglings ſpielten;

So weihen dich die Töchter Kronions, weihe
Durch ſeine Schweſtern Föbos Apollon dich!
Es weihet dich die goldgelockte
Küpris, der Muſen vertraute Göttin!

Komm Pſyche, winde, Pſyche, den Blumenkranz
Um deines Jünglings Schläfen! Es windet ſich,
O ſelig Paar, der Muſen Reigen
Rund um dich her, wie im Sternentanze!

(Pſyche, Jon und Theopompos treten hervor).

Theopompos.

Vermeßner Jüngling, eh mein Edelmut
Zu ſpät dich warne, nahe nicht dem Kreis
Der Muſen! Mich! mich rufet ihr Geſang!
Mich ſandte Föbos Dreifuß meinen Ruf

Digitized by Google

Gehorchten Faune! nänten mich den Sohn
Des Stralengottes! Ich bin Föbos Sohn!

Eine Muse.

Nahet noch nicht,
Psyche, Theopompos, Jon!
Liebliche Psyche,
Du bist schön, wie der Liebe Stern,
Wann er schimmert am röthlichen Himmel,
Ihm zur Rechten glänzet der Mond,
Zur linken Gewölk sich bläht:
Freundliche Psyche,
Dein ist der Kranz, und die Wahl ist dein!

Psyche.

Erhabne Töchter Zeus, ich wähle nicht;
Dein, Jon, ist der Kranz, und Psyche dein!

Theopompos.

Bescheiden ist, o Psyche, deine Wahl!

(Psyche windet den Kranz um Jons Haupt; die Musen tanzen mit verschlungnen Händen um sie her).

Psyche.

O Liebe! Liebe! Sonne der Seele! dich
Verkünder sanfterröthend die holde Scham,
Und tagender Empfindung Schauer
Steigen empor mit geweckterm Fittig!

Theo-

Digitized by Google

Theopompos.

Erſt ſingen früh die Vögelchen im Buſch,
Die Horen tanzen vor dem Morgen her,
Eh aus der blauen Thetis naſſem Schooß
Das Glutgeſpan des Sonnenwagens brauſt.
Geduld, o pochend Herz! zerſprenge nicht
Die Bruſt, die ſchon von eigner Größe ſchwillt!

Eine Muſe.

Dämme, Theopompos,
Die Fluten der Freude!
Es harren noch dein
Geſänge der Feier,
Wig der Adler Kronions
In ſtralenden Lüften.
Des herbſtlichen Mittags
Der Beute harrt!
Noch feiern die Muſen
Der Sterblichen Feſt.

Chor der Muſen.

Halbgeweihet iſt der, welchen die himliſchen
Muſen weihen, eh du, hohe Geſpielin der
Götter, Freundin der Muſen,
Liebe, weiheſt den Glücklichen!

Viele nennen uns zwar, wenigen lächelt wir!
Viele nennen dich zwar, wenigen lächelſt du!

See-

Seelenwandelnd und schaffend
Ist das Lächeln der Himlischen!

Liebe tönt der Gesang hoher Unsterblichen!
Wahrer Liebe Gefühl, beb' es im weinenden
Aug' auch sprachlos, ist dennoch
Lied, und Götter vernehmen es.

Lieb' erfüllet die Welt, knüpfet im goldenen
Aetherbande Gestirn sanft an Gestirn, und geußt
Durch die lauschenden Himmel
Harmonien des Urgesangs!

Ihm entschöpfeten wir! Föbos Apollon ihm,
Als sein erster Gesang an dem Gestade von
Dälos schall, und die Rosse
Lauschend anhielt der Sonnengott!

Jon.

Zuviel der Wonne! Götter, gebt mir auch
Für diese neue Wonne neue Kraft!

Psyche.

Wie selig bin ich, Jon! Sieh' ich trink'
Aus vollem Extreme deiner Seligkeit,
Wie aus der Sonne nie erschöpften Glut
Der stille Mond die goldnen Stralen trinkt,
Wann über ihm der Sterne feiernd Chor
Zum Brautgesang im leichten Aether tanzt.

Jon

Jon.

Ha! mir netzet die Lippe,
Stürzet auf das Herz,
Entflammet das Haupt der Begeistrung Wein!
In sicherm Fluge
Hebet auf Flügeln des Gesanges
Sich der entzückte Geist!
Nicht mehr gefesselt an den Staub,
Der des Sterblichen Füßen sich entwölkend den Blick ihm trübt,
Schweb' ich hinfort
Von der Erde zu den Himlischen,
Ihrer Wonne Genoß!
Ruh' in der Erde
Heimischen Schatten dann,
Und wieg' auf dem Busen der Psyche
Mein glühendes Haupt,
Ihrer Wonne Genoß!

Chor der Musen.

Auf den Schultern erklingt, Jüngling, dein Köcher, voll
Neuer Lieder! dir spannt freudige Jugendkraft
Föbos Bogen, und tönend
Fleugt der Pfeil des Gesangs einher!

Wann die Senne noch bebt, horchet der Zeitgenoß,
Rastlos tönet der Pfeil, Enkel noch horchen ihm,

Ueber

Ueber staunender Nachwelt
Späte Sonnen noch rauschet er!

Deiner Pfeile verfehlt keiner des eigenen
Zieles! Plözlich erweckt dieser den schlum-
mernden
Helden, daß er die Lanze
Schwingt für Freiheit und Vaterland!

Dieser senkt sich ins Herz feuriger Jünglinge,
Tief in Nektar getaucht, leise wie Eros Pfeil,
Lockt der Wehmut Gespielen,
Fromme Thränen, ins Angesicht.

Mächtig trittst du einher, Jüngling, in tö-
nender
Rüstung! sicher des Siegs, weil dich mit
stralendem
Schilde Pallas begleitet,
Mit der Lanze das Ziel dir zeigt!

Ueberhebe dich nicht deiner verliehenen
Kräfte! Rüstung und Kraft weihe der Weis-
heit und
Tugend! weihe den Göttern,
Die dir Rüstung und Kraft verliehn!

Wisse, Jüngling, ein Gott tauchete jeden
Pfeil
In die Wirbel des Styx, als er gehärtet
ward!

Spiele

Spiele nicht mit Geschossen,
Deren Wunden unheilbar sind!

Auf Häraklås Geschoß trozte der mächtige
Filoktätås; ein Pfeil fiel aus der Rechten ihm,
Und die einsame Insel
Scholl vom Jammer des Mächtigen!

Eine Muse.

Zu dir, o Theopompos, wend' ich mich.

Theopompos.

Schon lange lauschet dürstend euch mein Ohr,
Schon lange schlägt mein Hofnungtrunknes Herz!
Ward solches Ruhmes Glanz dem Sterblichen,
Was harret eines Götterkindes dann!

Die Muse.

Erst schweige; dann vernim der Muse Wort,
Das heut zum erstenmale dir ertönt,
Das heut zum leztenmale dir ertönt.
Nicht deinetwegen, sondern weil ein Schwarm
An deines Schwindels bösen Seuche krankt,
Wiewol des Wahnsinns Bremse jeden nicht
So tief wie dich ins leere Köpfchen stach;
Um dieses Schwarmes willen sandte dich
Die Püthia; sie hat dich nicht getäuscht.
Du hast vernommen, welche Ehren dem
Gebühren, den Apollon Föbos ehrt,

Ihn

Ihn ehret, weil, als er geboren ward,
Sich ihm der Götter Gabe schon ergoß,
Der Götter freie Gabe, die kein Fleiß
Erringt, vielweniger der Stolz ertrozt.
Es traf Kronions Rache den Salmoneus,
Der Donner nachzuahmen sich vermaß;
Auf ehrner Brücke scholl der Rosse Huf
Vor ehrnen Rädern, und der König schwang
Der Fackel rothe Glut; geschleudert flog,
Dem Wagen ihn entstürzend, Zeus Geschoß.
Zu klein der Rache, büssest du mit Hohn,
Der nahe schon mit offnem Munde klafft.

(Es erschallt von allen Seiten lautes Gelächter der Faunen. Indem Theopompos entfliehen will, stürzen sie hervor, und schliessen mit verschlungnen Händen einen Kreis um ihn.)

Der alte Faun.

Sohn Apollons, schone! schone! deines Hauptes Stralenkranz
Blendet unser blödes Auge, wie des Hundssterns Feuerglanz!
Scheußt Verderben, wie Kometen, deren dunsterfüllter Schwanz
Flammenzückend die Gestirne schreckt aus hohem Himmeltanz.

Chor der Faunen.

Sohn Apollons, lasse dir gefallen
Deiner Ziegenfüßler frommes Lallen!

Sieh

Sieh uns dienstbar dir zu Füßen fallen!
Hörs deines Preises Stimme schallen!

Der alte Faun.

Wer vermißt sich, dir zu gleichen? nicht der kühne Ikaros,
Noch der Held, den jäher Schwindel stürzte von dem Pägasos!

Chor der Faunen.

Daidalos hub sich auf wächsernem Fittig;
Ikaros weinete: Vater, dich bitt' ich,
Lehre mich fliegen! doch Daidalos sprach:
Hättest du Flügel, so flögst du mir nach.

Aber dem Ikaros brauset es und pocht es
Tief in dem Herzen; ihm sauset es und kocht es
Hoch in dem Köpfchen: du bildetest dir
Flügel; so bilde doch Flügel auch mir!

Nun denn, mein Bübchen, solst Flügelein haben!
Sagte der Vater zum wimmernden Knaben;
Schritt zu der künstlichen Arbeit, und straks
Knätete Daidalos Flügel aus Wachs.

Ikaros bebet vor Wonn' und Verlangen,
Als ihm der Vater mit güldenen Spangen

Digitized by Google

Heftet die Flügel an Schulter und Brust,
Ist sich der Ammenmilch nicht mehr bewußt.

Höre, mein Söhnchen! der Klugheit bedarf es
Oben in Lüften; drum achte mein scharfes,
Weises Verbot, und bedenk nicht zu spät,
Daß man aus Wachs nur was wächsernes dreht.

Folge mir nach in den mitleren Lüften;
Wittre nicht nach ätherischen Düften!
Weit ist die Reise nach Welschland und schwer,
Oben die Sonne und unten das Meer.

Nahest du steigend der Sonne, so schmelzen
Flugs dir die Fittige; tauchst du, so wälzen
Wogen des Meers dich ins gläserne Haus
Wilder Tritonen, den Hechten zum Schmaus.

Daidalos sprach es und hub sich — der Junker
Fühlte sich nicht vor Entzücken; kühn schwung er
Nach sich dem Vater, hoch über ihn hin,
Ueber die Wolken mit trunkenem Sinn.

Aber

Aber die Flügel begannen zu triefen,
Eh er es merkte; die Schwingen entliefen
Sinkend dem Sinkenden, und er entſtürzt
Purzelnd dem Flug, nicht zur Seefahrt geſchürzt.

Merke ſich das der Beſcheidneren Tadler:
Keck iſt der Käfer, und kühn iſt der Adler!
Haben die Götter dir Schwingen verſagt,
Ei, ſo geh nicht auf ätheriſche Jagd!

Der alte Faun.

Der Kukuk trauete
Im finſtern Strauch;
Ein Specht belaurte
Den armen Gauch:
Was traureſt du Kukuk? ſo fragte der Specht.
Ach! ſprach er: deß hab' ich ein trauriges Recht.

Chor der Faunen.

Der arme Kukuk!

Der alte Faun.

Dem Adler raunet
Ins Ohr Herr Zeus,
Und wann er launet
So ſpricht er: ſcheuß

Mit

Mit Donnern bewafnet vom Himmel herab,
Und kehre der Sterblichen Stät' in ein Grab!

Chor der Faunen.

Der arme Kukuk!

Der alte Faun.

Des Donnergottes
Gekränkte Frau,
Vergißt des Spottes,
Und krau't den Pfau;
Und ruhend im Wagen auf schwellendem Flaum
Lenkt Küpris die Täubchen mit purpurnem Zaum.

Chor der Faunen.

Der arme Kukuk!

Der alte Faun.

Die Lerche schwinget
Sich aus der Au,
Und steigt und singet
Im Morgenthau;
Es singt Filomela das Bächlein entlang,
Und Götter und Menschen entzückt ihr Gesang!

Chor der Faunen.

Der arme Kukuk!

Der

Der alte Faun.

Mein schwacher Fittig
Trägt mich nicht weit;
Der bunte Pfittich
Beschämt mein Kleid;
Ach, könnt' ich nur zwitschern, wie Hänfling und Spaz,
So nähm' ich mit Ehren doch auch meinen Plaz!

Chor der Faunen.

Der arme Kukuk!

Der alte Faun.

Da lacht' ins Kröpfchen
Der lose Specht:
Du armes Tröpfchen,
Wohl hast du Recht!
Doch ehre dich selber, mein Freund, und bekuck
Dich selber, und rufe dir selber: Kukuk!

Chor der Faunen.

Und rufe: Kukuk!

Der alte Faun.

Und ihm behaget
Der Rath noch izt,

Und eh es taget,
Und spät noch, sizt
Der Kukuk und rufet; doch fliegt er empor,
So jaget ihn spottend ein zwitscherndes Chor.

Chor der Faunen.

Der arme Kukuk!

(Vier Faunen ergreifen den Theopompos und tragen ihn in den Wald hinein. Man hört noch ihre Stimme, bis sie sich verliert.)

Der arme Kukuk!
Ha! ha! ha! ha!
Der arme Kukuk!
Ha! ha! ha! ha!

Anmer-

Anmerkungen.

V. 13. Der Auerhahn ist sehr scheu, die Zeit der Buhlschaft ausgenommen. Alsdann sizt er auf hohen Bäumen, lockt die Weibchen mit seinem Geschrei, und merkt nicht den nahenden Feind. Diesen Zustand nennen die Jäger das Kollern des Hahns. Man sagt daher im Sprüchworte von einem Jünglinge, welchem, so zu sagen, Hören und Sehen in der Leidenschaft vergeht, er sei verliebt, wie ein Auerhahn.

V. 72. Dionüsos, Bakchos, (Bacchus) der Weingott. Schweine und Ziegen werden ihm geopfert, weil diese Thiere den Reben vorzüglich schädlich sind.

V. 80. Hermäs, Merkur. Jeder glückliche, zufällige Fund wird als eine Gabe dieses Gottes angesehen. Daher er auch der ihr nützliche (κερδιος) genant ward. Als Schuzgott wird er vorzüglich verehrt von Künstlern, Kaufleuten und — Dieben.

V. 92. Püthia, Püthias, die wahrsagende Priesterin des Apollons in Delfos.

V. 109. Alkmänä, Mutter des Hräkläs. (Hercules.)

V. 126. Drüaden, Hamadrüaden, Waldnümfen; Oreaden, Bergnümfen; Näjaden, Wassernümfen.

V. 158. Aus Wut schleuderte Hräkläs den Lichas, welcher ihm in unwissender Unschuld das mit des Kentauren Näſſos Blut benezte giftige Gewand gebracht hatte, gegen eine Klippe des Meers. S. Sofokläs in den Trachinerinnen.

V. 158. Parasangis, eine persische Meile, ohngefehr so groß, als eine französische Lieue.

V. 160. Weil Ixion der keuschen Hera (Juno) nachgestellet hatte, ward er nach dem Tode verdammt, auf ein horizontal liegendes, beständig kreisendes Rad gebunden zu werden.

Volvitur Ixion, & se sequiturque fugitque

sagt Ovidius.

Nicht seine That, seine Absicht verdiente diese Strafe. Die Göttin suchte Schuz bei ihrem Gemale Zeus, und dieser bildete eine Wolke in Gestalt der Hera. Ixion umarmte diese Wolke und zeugte mit ihr die Kentauren.

V. 161. Cerberus, eigentlich Kerberos, der dreiköpfige Höllenhund.

V. 167. So wahr als schön sagt Wieland von einer gewissen, auch unter uns nicht seltnen, Art von Philosophen:

— Die Heinen dieser Art bleiben weit zu kurz Licht,
Sie sehn den Wald vor lauter Bäumen nicht.

V. 231. Horen, die Göttinnen der Jahrs- und Tageszeiten.

V. 427. Lethe (eigentlich Lethä) das Vergessenheit Strom. Aus ihm tranken die Seelen nach dem Tode um aller Mühseligkeiten des irdischen Lebens zu vergessen.

V. 474. Den Mittelpunkt der Erde zu erforschen, ließ Zeus in einem Augenblick zween Adler, den einen vom östlichen Ende der Erde ausfliegen, den andern vom westlichen. Sie begegneten einander über Delfos, daher auch Sofokles diesen Ort den Nabel der Erde nennet.

V. 475.

Digitized by Google

V. 475. Aus der ersten Szene des Plutos im Aristofanes sehen wir, daß diejenigen, welche ein Orakel befragt hatten, einen Kranz auf der Rückreise trugen.

V. 495. Faethon, Sohn des Sonnengotts und der Klümene, Sich und andre von seinem göttlichen Ursprung zu überzeugen, erhielt er durch vieles Flehen die Erlaubniß des Vaters Rosse einen Tag zu lenken, aber sie liefen durch mit ihm. Als sie nah an den himlischen Skorpion kamen, ließ der erschrockne Jüngling die Zügel fallen. Die Rosse kamen der Erde so nah, daß sie wäre verbrent worden, wenn Zeus nicht seinen Bliz geschleudert hätte, welcher den Jüngling tödtete und den Wagen zerbrach. Ovidius hat diese Fabel mit dem Reichthum und der Originalität, welche ihn so sehr von allen andern römischen Dichtern unterscheiden, im 2ten Buch der Verwandlungen erzählt. Nach Art der Römer verwechselt er den Sonnengott (Hülios) mit Apollon.

V. 497. Semelä, war Tochter des Kadmos. Zeus liebte sie; von ihm empfing sie den Bakchus. Als sie schwanger war, kam Härä zu ihr in Gestalt ihrer Amme, erregte Zweifel über die Person des Gottes, und beredete sie von ihm, als ein Pfand der Gottheit, zu fodern, daß er sie, wie er sich Härä zu nahen pflegte, mit seinen Blizen gewafnet, umarmen mögte. Die bethörte Semelä ließ sich vom Zeus die Erfüllung ihrer Bitte durch einen Eid verheissen, bat, und erbat sich vom traurenden Liebhaber den Tod, ohne zu wissen, mit welcher Gefahr die Erhörung ihres Wunsches verknüpft wäre.

— — — corpus mortale tumultus
Non tulit aetherios — sagt Ovidius.

Digitized by Google

Zeus nährte den kleinen Bakchus in einer seiner Kühen ein, bis er die Zeit der Geburt erreichte.

V. 557. Arachnä rühmte sich selber als Pallas zu weben, und ward von der erzürnten Göttin in eine Spinne verwandelt.

V. 566. Zeus wolte, als er den alten Kronos (Saturn) hinab ins Unterreich gestoßen hatte, die Menschen vertilgen. Der Titan Promätheus nahm sich ihrer an. Nicht damit zufrieden, sie dem Untergang entrissen zu haben, erhub er sie über ihren vorigen Zustand. Er nahm ihnen den Blick in die Zukunft, welcher ihnen nur schädlich war, dadurch daß er ihnen, wie der Dichter sagt, die blinden Hofnungen gab. Aus dem Himmel raubte er das Feuer und gab es ihnen; auch lehrte er sie Künste und Wissenschaften. S. den gebundenen Promätheus des Äischülos, eins der schönsten Schauspiele dieses erhabnen und kühnen Dichters. Nach andern Dichtern soll Promätheus sogar den Menschen gebildet haben. Horaz spielet sehr schön hierauf an:

Fertur Prometheus addere principi
Limo coactus particulam undique
Desectam, et insani Leonis
Vim stomacho apposuisse nostro.

V. 770. Eros, Amor.

V. 784. Ehe Häraklés (Hercules) sich auf dem Berge Oeta verbrante, schenkte er seinen Köcher mit den vom Blut der Hydra giftigen Pfeilen, seinem Freunde Philoktätes. Mit diesem Geschoß begleitete Philoktätes die Helden auf ihrem Zuge gen Troja. Aus Unvorsicht ließ er einen der Pfeile

Philoktet in seinen Fuß fallen, mußte in Lemnos zurückgelassen werden, und litt zehn Jahre lang schmerzende Schmerzen auf dieser einsamen Insel. Seines Jammers Gemälde, wie Odüsseus und Neoptolemos, Achilleus Sohn, ihn besuchten, und weil ein Götterspruch entschieden hatte, daß ohne die göttlichen Waffen, des Hêraklês Troja nicht erobert werden solte, ihn bald berauben, bald ihnen zu folgen bereden wolten; wie ihm endlich Hêraklês erschien, gen Troja zu reisen hieß, Hülfe durch den Asklêpias (Aeskulap) und den Ruhm Troja zu zerstören verhieß, erzählt uns Sofoklês in seinem herzerschütternden Trauerspiel Filoktêtês. Wie schön ihm des sanftfühlende Fenelon in seinem Telemaquei, dem Meisterstück der französischen Poesie, nacherzählt habe, wird jedem gefühlvollen Leser in dankbarem Andenken sein.

V. 808. Salmoneus, König des fabelvollen Thessaliens. Um Zeus Donner nachzuahmen fuhr er auf einer ehernen Brücke im vierspännigen Wagen und schwang eine Fackel. Zeus tödtete ihn mit dem Bliz in dem Augenblick, da er fuhr.

Quatuor hic invectus equis, et lampada quassans,
Per Grajûm populos, mediæque per Elidis urbem,
Ibat ovans, divûmque sibi poscebat honorem.
Demens qui nimbos et non imitabile fulmen
Aere et cornipedum pulsu simulârat equorum!
At pater omnipotens densa inter nubila telum
Contorsit, non ille faces, nec fumea tædæ
Lumina, præcipitemque immani turbine adegit.
Virg. Æn. VI. 587 — 94.

V. 824.

Digitized by Google

V. 824. Daidalos war ein großer Künstler in Athen, Schüler des Hermäas. (Merkurs.) Nach einer begangenen Mordthat flüchtete er nach Kreta, zum weisen Könige Minos, und baute ihm vor drei und dreißig Jahrhunderten das berühmte Labyrinth, nach dem Muster jenes älteren ägyptischen, dessen Ueberbleibsel noch jetzt das Erstaunen der Reisenden erregen. Er selbst ward darin eingesperrt mit seinem Sohn Ikaros, machte sich und dem Knaben wächserne Flügel und flog übers Meer. Ikaros Flügel schmolzen, weil er der Sonne zu nahe kam. Daidalos rettete sich hinüber nach Italien, widmete Apollon seine Flügel, und bauete ihm einen Tempel. Diesen schmückte er mit seiner Geschichte aus. Er wollte auch das Schicksal seines Sohnes darauf anbringen, aber ihm sanken, wie der Dichter sagt, die väterlichen Hände.

Bis conatus erat casus effingere in auro.
Bis patriæ cecidere manus.
Virg. Æn. VI. 32. 33.

V. 825. Bellerofon. Einen Theil seiner Geschichte erzählet des Helden Enkel im 6sten Ges. der Ilias. Er vertilgte die Amazonen; das geflügelte Roß Pägasos reitend, bekämpfte er die Chimaira, dieses fürchterliche Ungeheuer. Zuletzt wolte er sich auf dem Pägasos gen Himmel erheben, und stürzte herab. Kühnheit, Edelmut, Keuschheit und Verschwiegenheit bezeichnen den Karakter dieses Helden.

V. 853. Tritonen, eine Art Meergötter.

V. 896. Psittich, das eigentliche deutsche Wort für Papagey.

Digitized by Google

2.

Militarische Verfassung des ottomannischen Reichs.

Beschluß.

Die Religion befiehlt sowol den Mohammedanern als den Christen, daß sie mit ihren eigenen Glaubensgenossen keinen Krieg führen, sondern mit selbigen in Frieden leben sollen. Dies wird nun freilich eben so wenig von den Mohammedanern als von den Christen beobachtet. Man wird aber nicht leicht eine mohammedanische Macht finden, die sich mit einer christlichen Macht gegen seinen mohammedanischen Nachbarn verbunden hätte; selbst Machmûd Pascha zu Scutari, der sich gegen seinen rechtmäßigen Herrn aufgesezt hat, und noch mit demselben in einem öffentlichen Kriege lebt, verwarf die Anerbietungen des Kaisers, als dieser gemeinschaftliche Sache mit ihm gegen die Pforte machen wolte. Erbietet sich aber eine christliche Macht der Pforte gegen eine andere christliche Macht, von welcher sie etwas zu fürchten hat, Beistand leisten zu wollen, so verwirft selbige einen solchen Antrag nicht. Sie wird die Christen, die ihren christlichen Feinden Abbruch thun,

thun, dafür auch gut bezahlen, und ihnen, so lange sie sie braucht, sehr freundschaftlich begegnen; denn die Otmanly sind nicht rohe Barbaren, wie einige Europäer sie zu nennen beliebten, sondern wenn sie Vortheil davon erwarten können, so sind ihre Vornehmen so fein, als irgend eine Nazion in Europa. Ueberhaupt genommen aber verachten die Otmanly die christlichen mit ihnen gegen Christen verbundene Nazionen nicht weniger, als die übrigen Europäer. Sie sind mißtrauisch gegen alle, welche sie Djaur nennen, und glauben selbst darin einen Beweis ihrer Treulosigkeit und daß sie keinen Gott glauben zu finden, daß sie sich für Geld gegen ihre eigene Glaubensgenossen brauchen lassen.

Ist die Pforte des Krieges mit einer benachbarten christlichen Macht überdrüßig, so schließt sie mit derselben einen Frieden; aber keinen ewigen Frieden, wie das unter den Europäern gewöhnlich ist, sondern einen Waffenstillstand auf bestimte Jahre, und sie pflegt zu behaupten, daß sie ihrerseits diesen Waffenstillstand getreu erfülle. Man will davon z. B. anführen, daß der Sultan das Haus Oesterreich nie angegriffen habe, wenn es bereits mit Frankreich Krieg führte, wie oft lezteres auch der Pforte den Nuzen davon vorgestellt hat. Einer, dem ich sagte, die Pforte würde das Haus Oesterreich in große Verlegenheit gesezt haben, wenn sie mit demselben zur Zeit

des

des preußischen Krieges gebrochen hätte, antworteten mit einer Art Verachtung: Die Deutschen hatten ihre Säbel gegen den König von Preussen gezogen; wir lebten mit ihnen in Frieden; sollten wir sie von hinten angreifen? Der Waffenstillstand der Pforte mit ihren christlichen Nachbaren ist unterdeß auf der Grenze oft nicht viel besser als ein beständiger Krieg. Dies ist eine Folge ihrer schlechten Regierungsverfassung. Mit uns im Reiche zieht nicht selten eine Horde gegen die andere, ein Beglerbegk gegen den andern auf einige Monate zu Felde, ohne daß die Regierung sich darum im geringsten bekümmert; eben so glauben auch die in den Grenzfestungen liegende Janitscharen und die auf dem Lande vertheilt wohnende Spahi sich für Beleidigungen selbst Recht verschaffen zu müssen. Sie finden sich aber von den Christen in den benachbarten Dörfern schon oft beleidigt, wenn diese sich von ihnen nicht eben so behandeln lassen wollen, als die griechischen Unterthanen des Sultans sich solches gefallen lassen müssen. Dann nimt das ganze Korps dieses als eine Beschimpfung: und zum rauben und plündern kömt bald ein Haufe zusammen. Mit aller seiner Macht kan der Sultan das nicht verhindern; da es aber der Pforte öfters sehr ungelegen fallen könte, wenn das ganze Reich wegen eines solchen Einfalls in ein fremdes Gebiet sich in einen Krieg verwickelt sehen

hen sokte, so ist selbige genöthigt, bey einem Waffenstillstande mit einer christlichen Macht gar auszubedingen, daß es noch nicht für einen Friedensbruch gelten müsse, wenn etwa ein Haufe von einigen Tausenden ihrer Truppen ohne Kanonen über die Grenze gienge, wobei den der benachbarten christlichen Macht allerdings die Freiheit, Gewalt gegen Gewalt zu sezen, und die Räuber wieder zurück zu treiben gelassen werden muß.

Wie oft auch schon die Otmanly die Wirkung der europäischen Artillerie erfahren haben, so schämen die Janitscharen und Spahi sich doch noch immer, sich derselben bei ihren Korps im Felde zu bedienen. Diese nennen nur den tapfer, der einen starken Arm hat und den Säbel oder die Lanze geschickt zu führen weis; und wenn sie hören, daß auch die Regimenter der Europäer Kanonen führen, so halten sie das für einen Beweis ihrer Zaghaftigkeit. Wenn aber mit dem Säbel und der Lanze noch jezt große Schlachten gegen die Europäer zu gewinnen wären, so würden die Otmanly bei allen unter ihre Truppen eingeschlichenen Unordnungen noch immer fürchterlich sein. Religion, Gesezgebung, Vorurtheil und hergebrachte Gewohnheiten, alles hat sich vereinigt, um bei ihren Truppen persönliche Tapferkeit anzuspornen. So ist es gewiß kein geringer Vortheil für den Anführer einer otmannischen Armee, daß Mahommed seinen Anhängern alles Spiel

um

um Geld und alle starke Getränke verboten hat. Mithr gerechnet, daß ihre Krieger ihr Geld weit nützlicher anwenden können, als zu Wein und Brantwein; sind selbige allezeit nüchtern (daß einige sich des Abends ingeheim betrinken, kan nicht gerechnet werden) und viele Unordnungen, die Folgen der Trunkenheit und des Spiels zu seyn pflegen, werden vermieden. Zudem erklären die Mahommedaner jeden Krieg gegen die Christen für einen Religionskrieg; die ottomannischen Truppen glauben also nicht blos die Sache des Sultans und des Reichs, sondern Gottes Sache zu vertheidigen. Siehet es gleich unter den gemeinen Leuten, welche der Armee folgen, solchen genug, die nur selten beten, so bezeigen doch alle Krieger, von dem Westir el asem an, bis auf den Soldaten (wenigstens äusserlich) die größte Ehrfurcht vor Gott. Die ihnen vorgeschriebenen Gebete werden täglich, auch im Lager, gehalten, und dies mit großer Feierlichkeit. Die Ottomanly halten besonders ein inbrünstiges Gebet vor einer Schlacht, und bitten Gott, daß er ihnen, so wie ihrem Propheten, ein Korps Engel zu Hülfe schicken möge, um ihnen behülflich zu seyn, den Sieg über die Ungläubigen zu erhalten. Sie ergeben sich gänzlich in den Willen Gottes, als welcher es vorher bestimt habe, wann und welchen Tod einer sterben soll; sie verlassen sich darauf, daß der Sultan ihre Tapferkeit belohnen

werde,

werde; wenn sie mit dem Leben davon kommen, und glauben gewiß, daß sie gerade ins Paradies eingehen werden, wenn sie ihr Leben in der Vertheidigung der Sache Gottes verlieren: und so greifen sie den Feind unter beständigem Ausrufung des Namen Gottes mutig an. Wenn die Armee nicht gehörig mit Lebensmitteln versorgt ist, oder die Löhnung zu der bestimten Zeit nicht prompt ausbezahlt wird, so ist leicht ein Aufruhr zu befürchten, welcher selbst dem Anführer der Armee gefährlich werden kan. Demselben wird aber nur selten von den Soldaten die Schuld beigelegt, wenn eine Schlacht verloren wird; man glaubt vielmehr, Gott habe solches vorher beschlossen, um sie ihrer Sünden wegen zu strafen.

Es ist zwar in den lezten hundert Jahren, in denen die Ottomanly keine Eroberungen gemacht haben, nicht mehr so leicht gewesen, Lehngüter zu erwerben, im Kriege aber werden dergleichen immer ledig: und in der Hofnung, davon eins zu erhalten, verkauft noch mancher Handwerker alles, was er hat, und schaft sich ein Pferd an, um für Gott zu streiten, und dafür in dieser und jener Welt belohnt zu werden. Wenn ein Ottomanly Beute macht, so weis er wie viel er dem Gesetze nach davon abgeben muß; das übrige ist sein Eigenthum. Auch wenn er einen Feind lebendig zurück bringt, so wird der sein Sklav,

von

von dem er sich bedienen lassen, oder ihn wieder verkaufen kan. Daß die Soldaten für jeden feindlichen Kopf ein gewisses Stück Geld zur Belohnung erhalten, ist wohl nur eine Gewohnheit, die von wohldenkenden Mohammedanern, wegen des darauf unvertrauten Misbrauchs, nicht anders als verabscheuet werden kan; aber der gemeine Mann sieht diese Gewohnheit als ein Gesez an, das er nicht abschaffen lassen wird. Auch giebt der Sultan, welcher nicht reich genug ist, um alle die mit Zulagen und gar Lehngütern zu beschenken, so darauf Anspruch machen wollen, an seine Offiziere und Soldaten Ehrenzeichen, die sie zum Beweise ihrer Tapferkeit am Turban tragen können.

Diese und andere Vortheile steht ein Ottomanly vor sich, der sich im Kriege durch seine Tapferkeit auszeichnet. Schimpf und Schande ist dagegen sein Lohn, wenn er sich von Christen zurücktreiben läßt, oder gar eine Festung übergiebt, in welcher mohammedanische Büreger wohnen, und folglich Moskeen sind. Erhalten die Belagerten einen freien Abzug, so muß das Oberhaupt derselben gemeiniglich doch seinen Kopf verlieren; denn er hat dem Befehl der hohen Pforte, nach welchem er seinen Pösten gegen die Ungläubigen vertheidigen solte, nicht befolgt; ob er dazu gehörig unterstüzt worden ist, das wird nicht untersucht. Muß die Besatzung sich als Kriegsgefan-

fangene ergeben, so hat sie nicht viele Hoffnung, daß die Regierung sich weiter um sie bekümmern werde: und der Gedanke, daß ein Muslim auch Zeitlebens ein Sklav des Osman seyn soll, über welche er sich so sehr erhaben zu seyn glaubt, ist ihm so fürchterlich, als es einem europäischen Edelmann nur sein kan, wenn man ihn nöthigen wolte, sich in die Knechtschaft leibeigener Bauern zu begeben. Viele bilden sich wol gar ein, daß sie bei den Christen eben so wie die christlichen Gefangenen bei ihnen behandelt werden; daß nemlich der Gefangene ein Sklav des Soldaten wird, der er sich ergeben hat, und daß dieser ihn nach Gefallen zu allen niedrigen Arbeiten brauchen, ihn auch verkaufen könne. Bei solchen Umständen darf man sich also darüber gar nicht wundern, wenn die Ottomanen sich in Scharmützeln so tapfer halten, und ihre schlechten Festungen auf das hartnäckigste vertheidigen, oder vielmehr so verzweifelte Ausfälle wagen; denn wenn sich nicht etwa französische Kanoniere in einer Festung finden, so werden sie den Belagerern mit ihren Kanonen wol keinen großen Abbruch thun können.

Die Vortheile, welche theils der Korân und theils die Kriegsgesetze den Truppen des Sultans versprechen, die sich gegen die Ungläubigen tapfer halten, sind so groß, daß sie manchen gar zur Tollkühnheit treiben. Alle ziehen in den Krieg, um ihr Glück zu machen, aber mancher kan die Zeit

nicht

nicht abwarten, bis selbiges ihm günstig sein will. Diejenigen welche ihr Brod zu Hause verdienen zu können glauben, verlassen die Armee haufenweise, gehen wol gar nach der Hauptstadt, und schimpfen da öffentlich über den Anführer der Truppen und alle Anstalten der Regierung; die Ausreisser werden nicht weiter gestraft, als mit Verachtung, und daß man ihnen ihren Sold nimt. Andere, die zu Hause keine Arbeit zu bekommen wissen, oder nicht arbeiten mögen, aber das ihrige bereits verzehrt haben, oder aus andern Ursachen ein kümmerliches Leben führen müssen, das sie nicht länger ertragen mögen, ergreifen die erste Gelegenheit, um entweder zu siegen oder zu sterben. In der gewissen Ueberzeugung, daß sie für Gott streiten, rennen die Schwärmer ohne alle Ueberlegung auf den Feind los, und sind des Vortheils zum voraus versichert; denn wenn sie so glücklich sind, den Kopf eines Feindes, oder gar einen Feind lebendig zurück ins Lager zu bringen, so haben sie ausser der Ehre, ein Recht zu verlangen, daß ihre zeitlichen Umstände wo nicht viel, so doch um etwas verbessert werden; hat aber Gott beschlossen, daß sie bei dieser ihrer Unternehmung ihr Leben verlieren sollen, so erwarten sie nach der Versicherung ihrer Religion, daß sie gerade ins Paradies eingehen werden, welches Mohammed so reizend sinlich beschrieben hat.

Aber

Aber bloße persönliche Tapferkeit mit der größten Versicherung, daß solche nicht nur in diesem sondern auch im künftigen Leben reichlich belohnt werden soll, ist jezt nicht mehr hinreichend gegen ihre benachbarten, christlichen Mächte. Die Europäer haben es von den Otmanly gelernt, was eine stehende Armee auszurichten im Stande ist, jezt müssen wiederum die Otmanly die Kriegswissenschaften von den Europäern lernen, wenn sie aus den Ländern, die sie der Christenheit entrissen haben, nicht wieder vertrieben werden wollen. Anstatt aber, daß diese, wie in allen andern Kenntnissen, so auch in der Kunst Krieg zu führen in den lezten hundert Jahren die größten Fortschritte gemacht haben, sind die Otmanly darin nicht um einen Schritt weiter gekommen. Die Spahi und Janitscharen, ihre besten Soldaten, kennen noch jezt keine andere Kriegsübungen als die, welche vor 200 Jahren bei ihren Armeen gebräuchlich waren, und auch darin sind sie nur schlecht geübt; die große Menge der von den Paschen aus den verschiedenen Provinzen zur Armee geführten Truppen, weis noch weniger, was Kriegsübungen sind; die Artillerie befindet sich in einem schlechten, und die Flotte in einem noch schlechtern Zustande; die Taktik der Europäer ist den Anführern ihrer Armeen noch ein ganz fremdes Ding; sie kennen nur den kleinen Krieg, und müssen eine entscheidende Schlacht zu ver-

herunterdrücken suchen. Die Franzosen haben sich zwar alle Mühe gegeben, sie in der Artillerie, in der Ingenieurkunst und gar in der Taktik zu unterrichten; man will ihre Gelehrigkeit rühmen, und gar versichern, daß ihr Kriegswesen seit ihrem lezten Kriege mit den Russen schon sehr viel verbessert worden sei. Nach meinem Urtheile aber können die Ottomanky von allen den hungrigen Europäern, die ihr Glück zu Konstantinopel gesucht, und sich deswegen zum Theil gar haben beschneiden lassen, nichts weiter gelernt haben, als bessere Kanonen zu gießen. In der Ingenieurkunst, Artillerie und Taktik werden sie es niemals weit bringen; und so ist es unmöglich, daß sie ihren mächtigen christlichen Nachbaren noch lange Widerstand thun können, wenn sich nicht Christen mit ihnen gegen Christen verbinden, nur eine Mazon, die so viele christliche Reiche zerstört hat, und noch jezt alle Christen so verächtlich behandelt, noch ferner in Europa zu erhalten.

Gott hat den Mohammedanern sterlich eben so gute Geistesfähigkeiten gegeben, als den Christen, und es fehlt bei ihnen auch nicht gänzlich an Lectern, die ihre Kenntnisse gern erweitern wollen; allein um die Kriegswissenschaften von fremden Nationen zu lernen, müssen die Ottomanky es doch voll so anfangen, wie die Russen es gemacht haben. Diese waren noch im Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts ein rohes Volk,

aber der Regent erwarb sich unter ihnen zuerst selbst Kentnisse, er bediente sich fremder Generale, als Anführer seiner Armeen, ja ganzer ausländischer Regimenter, auch Ingenieure, Artilleristen. Die Fremden wurden geehrt, die vornehmen Russen lernten fremde Sprachen; sie mußten reisen, um sich mit den Wissenschaften und Sitten anderer Nazionen bekant zu machen. Da sie bereits Buchdruckereien hatten, so wurden die Geschriftswerke anderer Nazionen durch Uebersezungen immer mehr und mehr unter ihnen verbreitet; und so haben die Russen nun schon selbst nichtige Ingenieure, Artilleristen, ja Generale, obgleich man leztern noch bei weitem nicht die taktischen Kentnisse einräumen will, die man von einem deutschen oder französischen General verlangt. Dagegen hat der Regent des ottomannischen Reichs nichts gelernt und auch nichts gesehen; er ist erst im Alter aus dem Gefängniß hervorgezogen und auf den Thron erhoben, wo er ein großes Reich regieren soll ohne es zu kennen, und ohne zu wissen, was regieren sei. Die Regierung ist in den Händen der Vornehmen, welche zu allen Intrigen erzogen sind, indem sie sich nur dadurch empor schwingen und in ihren Bedienungen erhalten können. Ohne von ihrer eigenen Religion vielmehr zu befolgen, als die äusserlichen Zeremonien, welche sie genau und vor aller Welt Augen beobachten müssen, wenn sie nicht des Unglau-

bens

lung beschuldigt werden, und dem Sultân dadurch eine Gelegenheit geben wollen, sich ihres Vermögens zu bemächtigen, verachten sie die Europäer als Ungläubige; und da es ihnen an guten Buchdruckereien fehlt, so können nicht einmal Uebersezungen von Büchern aus fremden Sprachen bei ihnen Eingang finden. *) Der Sultân hat nicht einmal Dollmetscher von seiner eigenen Nazion, wann europäische Mächte Gesandte nach Konstantinopel senden, um Handlungs- oder Friedenstraktaten zu errichten, oder wie die Otmanly in ihrem dummen Stolz sagen, um sich dem Schuz des Sultâns zu unterwerfen; man bedient sich zu Unterhandlungen mit den europäischen Gesandten allezeit Griechen, als wenn es für einen Otmanly eine Schande wäre, die Sprache der Europäer zu reden. Die Pforte hält es für überflüssig, Minister an europäische Höfe zu schicken,

*) Die Pforte hat zwar den Nuzen der Buchdruckerei eingesehen, und einen Renegaten unterstüzt, um dergleichen auch zu Konstantinopel anzulegen, die Druckerei ist aber nach dessen Tode wieder eingegangen. Vor einiger Zeit hat man zwar angefangen selbige wieder herzustellen, indeß werden noch sehr viele Jahre erfodert werden, bevor die Druckerei bei dieser Nazion emporkommen kan. Theils sind die türkischen Schriftzüge zu verwickelt, und daher zu kostbar, um im Druck gut nachgeahmt zu zu werden, und dann ist es auch verboten, die Art Bücher zu drucken, wodurch die Druckereien zuerst in Europa empor kamen, nemlich geistliche Bücher.

Digitized by Google

die europäischen Minister zu Pera, sagen sie, lassen uns durch ihre Dolmetscher alles wissen, was bei ihnen vorgeht und uns interessiren kan; und alleine vornehme Otmanly können vollends keinen Reiz haben, die Länder der Europäer zu besuchen. Da unsere Sitten und Gebräuche so gar sehr von den ihrigen verschieden sind, so kan keine Otmanly Vergnügen in unserm Umgange finden: und wann einer von ihnen das Geringste von unsern Gebräuchen solte nachahmen wollen, so würde man schreien, er sei nicht mehr ein Muslim, (Rechtgläubiger). Bei dem Militäre kan kein Christ, also auch kein Europäer ein gemeiner Soldat werden, ohne daß er seine Religion und damit alle seine vorigen Sitten und Gebräuche verändert; und da die verschiedenen Korps der regulirten Truppen sich selbst regieren, so wird man sich bey denen schon hüten, europäische Offiziere unter sich aufzunehmen. Die ganze Armee würde in Aufruhr kommen, wenn der Sultàn einen europäischen Offizier in ein Korps einschieben wolte. Auch kan kein europäischer Offizier mit Ehren bei einem Korps der Otmanly dienen. Weil leztere sich vermöge ihrer Religion fleißig waschen und baden, da sie allezeit vor und nach dem Essen ihre Hände waschen, und es ihnen bekant ist, daß die Europäer nicht so sehr auf die Reinlichkeit des Körpers halten, so verachten sie uns schon deswegen: und da sie uns nur selten be-

ten

den sehen, ehe sie daß sie endlich einsmal vor ihren Augen treten, so glauben sie, wir bedürfen gar nicht. Auch darf kein Mohammedaner bei einem Christen Fleisch essen, wenn es nicht von einem Mohammedaner geschlachtet ist; sie haben auch andere Gebräuche, nach welchen sie glauben, rein, gastfreier und über die Thiere erhaben zu leben. Und welcher ehrliebende Europäer würde wohl in einem Korps dienen wollen, wo auch der geringste Soldat ihn nicht nur wegen seiner Religion, sondern auch wegen seiner Sitten verachtete. Da die mohammedanischen und heidnischen Völker in Indien ganze Korps französischer Truppen in ihrem Dienste haben, so glaube man, vielleicht, daß auch der Soldat durch dieses Mittel die europäische Kriegsdisciplin bei seiner Armee werde einführen können. Allein die Landschaften und Epochen würden kein solches Korps Europäer neben sich leiden, selbst die irregulären Truppen würden nicht mit ihnen fechten wollen; in der Nähe des Feindes würden sie die Europäer zuerst massacriren. Selbst die wahrnehmen Ottomanly, bei dem Grosvezier bis auf den geringsten Janitschar, können die besten, militairischen Kenntnisse eines europäischen Offiziers nicht einmal beurtheilen. Sie verlangen nemlich von einem Offizier, daß er seinen Gegner mit dem Djerid (einem Stock etwa 3 Fuß lang) Aug und Bein entzwei werfen, daß

er im stärksten Galop einen auf der Erde gestellten Topf mit einer Kugel treffen, und andere dergleichen Kunststücke machen könne: und da es einem europäischen Offizier daran an Fertigkeit fehlt, so wird er für einen Stümper gehalten. Auch die Araber nennen die muhammedanische Religion die einzige wahre Religion, und die Christen Ungläubige. Einzelne Ausnahmen ausgenommen aber, wornach man keine ganze Nation beurtheilen kann, habe ich bei diesen keinen Religionshaß bemerkt, selbst Scheche und Daimte in den Provinzen haben sich freundschaftlich gegen mich gezeigt. Dagegen haben alle Osmanly, d. i. diejenigen, welche ich von denen kennen zu lernen Gelegenheit gehabt habe, welche im Dienste des Sultans stehen, von dem Pascha an bis auf den Soldaten, gleich beim ersten Anblick so etwas gezeigt, wodurch ihr Haß unverkennbar wurde, daß sie sich weit über die Christen erhaben zu sein glaubten.

Die vielen französischen Offiziere, welche sich während des vorigen Krieges mit Rußland, zu Konstantinopel aufgehalten haben, mögen vielleicht alle mit dem festen Gedanken dahin gereiset sein, bei der Armee des Sultans angesezt zu werden, und die Osmanly auf diese Art mit der Kriegskunst der Europäer bekant zu machen. Bei der Pforte aber ist es wol Niemanden eingefallen, sich dieser Leute anders zu bedienen, als

bei

bei der Ausbesserung ihrer Grenzfestungen, beim Kanonengießen und beim Schiffbau, wo man sie als Handwerksleute betrachtete. Wenn einige derselben von der Pforte als Schullehrer angesetzt wurden, so geschah dies nur auf Empfehlung des französischen Ambassadeurs, welcher die Untersuchungen seines Herrn bei dessen Bundesgenossen doch nicht gern verhungern lassen wollte. Hatten nun diese Herrn erst gut türkisch gelernt, (welches keine so leichte Sache ist) so mag es ihnen auch nicht an Schülern gefehlt haben. Es giebt unter den Schulmeistern, Schreibern und Halbgelehrten zu Konstantinopel genug, die ihre Kenntnisse gern erweitern wollen, und unter diesen einige, welche es nicht für erniedrigend halten, von einem Christen Geometrie, Erdbeschreibung, mathematische Zeichnungen u. dgl. zu lernen, indem ihnen dies alles auch nüzlich und angenehm sein kan, wann sie in ihre vorige Laufbahn wieder zurückkehren müssen. Aber wirkliche Offiziere, oder Söhne vornehmer Osmanly, die sich zu Offizierstellen Hofnung machen konten, werden sich schwerlich zu einem Ossaur in die Schule begeben haben. Von allen mohammedanischen Schülern der Franzosen aber sind wol nur sehr wenige bei der Armee als Offiziere angesezt worden, und von diesen Wenigen hat sich vielleicht kein einziger unterstanden, mit seinen geringen Kenntnissen, welche nicht größer haben sein können,

als

als die eines Kadetten von einer Militairakademie in Europa, hervorzutreten, um nicht von seinen Oberen ausgelacht und verspottet zu werden.

Also Sprache, Religion, politische und militairische Gesetze, Urtheil, Sitten und Gebräuche trennen die Osmanly von den Europäern, und es müßte wol durch ein Wunderwerk geschehen sein, wenn selbige die Kriegswissenschaft der Europäer, worauf diese bei ihren vielen Hülfsmitteln so viele Jahre gewandt haben, in so kurzer Zeit von französischen Schulmeistern gelernt hätten. Gott wird aber wol kein Wunderwerk verrichten, um die Osmanly klug zu machen, und die, welche daran große Fortschritte in der Kriegswissenschaft der Europäer so sehr rühmen, sind also, wol parteiisch, oder sie wissen es selbst nicht, welche Kentnisse von einem tüchtigen Offizier verlangt werden.

Wie wenig die Osmanly die europäischen Offiziere zu nutzen wissen, das sieht man schon daraus, daß viele der letztern, welche Mohammedaner geworden sind, sich unter die Dienerschaft dieses oder jenes Pascha haben stecken lassen, und so selbst die Kriegsübungen der Bedienten lernen müssen, ohne daß man etwas von ihnen zu lernen verlangt hat. Die Verachtung, welche man vorher gegen solche Leute als Christen hatte, hört zwar auf, wann sie Mohammedaner geworden sind. Aber auch gegen die Renegaten hat man

ein

ein Aberglaube, ein türkisches Sprichwort sagt, daß der, welcher seinen Religion und seinem Vaterlande ungetreu geworden ist, auch seinem neuen Herrn nicht mit Eifer dienen werde. Ein französischer Offizier, der im siebenjährigen Kriege in die Gefangenschaft des Königs von Preussen gerathen war, bei demselben Dienste genommen, und es unter den leichten Truppen bis zum Rittmeister gebracht hatte, war verabschiedet, und in der Hofnung nach Konstantinopel gegangen, daselbst ein Pascha zu werden. Als Mohammedaner ward er bald angenommen; er erhielt auch nothdürftig zu leben, aber weiter ward er nicht geachtet. Er fand bald, daß er bei den Janitscharen und Spahi nicht angesetzt werden konnte, und richtete also sein Augenmerk auf die Artillerie. Aber auch da war kein Mangel an Osmanli, welche die Offizierstellen bereits bekleideten, oder dergleichen suchten. Nun hatte er die Dreistigkeit eine türkische Uebersetzung einer kleinen Schrift zu übernehmen, die von der Artillerie handelte, und ihm ward auch dafür eine gute Belohnung ausgesetzt. Als aber der Großwesir, welcher in dergleichen Fällen keinen Scherz versteht, ihn antreiben ließ, die Uebersetzung endlich zu liefern, hielt er es für rathsam, sich von Konstantinopel heimlich weg zu machen. Ich traf ihn zu Holey als einen Osmanly gekleidet, an; er hatte aber die preußische Uniform noch

bei

bei sich, und war bereit in Persien ein Schiit, oder bei den Holländern in Indien ein Protestant zu werden, wenn er wiederum eine Kompagnie erhalten könte. Den Engländern traute er nicht. Ich rieth ihm, bei einem mohammedanischen oder heidnischen Prinzen in Indien Dienste zu suchen, weil selbige die Kriegskunst der Europäer besser zu schätzen wüßten als die Otmanly, und weil er daselbst viele Landsleute würde antreffen können.

Daß ein solcher Abenteurer sein Glück bei den Otmanly nicht hat finden können, darüber kan sich Niemand wundern. Aber auch Europäer, die wirklich Wissenschaften besizen, wodurch sie der Pforte nüzlich werden könten, und Eifer genug, um sich ihrem Dienst ganz zu ergeben, suchen ihr Glück bei derselben vergebens. Der berüchtigte Graf von Bonneval kan davon zum Beispiel dienen. Die militairischen Verdienste dieses ehmaligen kaiserlichen Generals waren bei der Pforte bekant, so wie auch das, daß er nicht wieder zu den Europäern zurückkommen durfte. Er leistete dem Sultän im Kriege gegen das Haus Oesterreich (vielleicht nicht soviel aus Eifer für seine neue Glaubensgenossen, als um sich an seinem vorigen Herrn zu rächen) große Dienste, er konte es aber doch nicht dahin bringen, daß er drei Roßschweife erhalten hätte, obgleich ihm in den unter seinem Namen herausgekommenen

Me-

Memoiren, gleich beim Uebertritte zur mohammedanischen Religion drei Roßschweife beigelegt were den. Er war nun Pascha von zwei Roßschweifen und Kumbaradschi bachi, d. i. Chef über die Bombardirer, ein kleines Korps, welches mit dem Korps der Artillerie verbunden ist, dessen Chef Topdschi bachi genannt wird. Ueberhaupt hat Bonneval von seinen neuen Glaubensverwandten gewiß nicht die Achtung genossen, die man ihm wegen der Dienste des Königs von Frankreich und des Kaisers erwiesen hatte.

Es ist mir nicht bekannt, in welcher Verbindung die Bombardirer mit den Artilleristen, der Chef der erstern mit dem Chef der letztern steht, aber das ist unstreitig, daß Bonneval die Artillerie des Sultans sehr verbessert hat. Es war nicht seine Schuld, daß nicht auch die ganze europäische Kriegsdisziplin bei der Armee des Sultans eingeführet ward; er hätte seine neuen Glaubensgenossen gern mit Gewalt klug gemacht, wenn es in seinem Vermögen gewesen wäre. Aber die Janitscharen wollten von keinen Neuerungen wissen, die Vornehmen am Hofe kannten Bonnevals unternehmenden Geist, und glaubten vielleicht, daß wenn er Groß-Wesir geworden wäre, er auch noch wol Lust bekommen könte, Sultân werden zu wollen, sie arbeiteten daher allen seinen Vorschlägen entgegen. Jeder andere ehrliebende europäische Offizier würde bald überdrüßig geworden sein, seine

Vor-

Vorschläge von unwissenden Obern beurtheilen, und verwerfen zu lassen; der gewesene Graf von Bonneval aber mußte alle Demüthigungen von Leuten, die er im Herzen verachtete, ertragen; er konte in seinen vorigen Stand nicht wieder zurücktreten.

Er starb den 23ten März 1747, und liegt zu Pera auf dem Dodtencker bei dem Kloster der Mevlevis begraben. Man hat ihm eine weitläuftige türkische Inschrift gesetzt, wovon folgendes eine Uebersetzung ist, die ich zu Halep von dem Kaufmann Herrn Pury erhalten habe:

Bonneval Achmed Pachà, que tout le monde
connoit,
Abandonna son patrimoine pour embrasser
la foi mahometane,
Il s'acquit à la vérité un renom parmi les siens,
Mais en venant parmi les Musulmans il y
gagna la gloire & l'immortalité.
Ce fut un sage du siècle, qui éprouva la grandeur & la bassesse,
Et qui connoissant le bien & le mal, distingua
la beauté de la laideur.
Pleinement persuadé de la caducité des choses
de ce monde;
Il épia l'heureux moment de passer à l'eternité;
Et but le calice la nuit qui se rencontre être
La nuit de la naissance du plus glorieux des
prophetes.

Ce

Ce fût l'heureux tems, qu'il choisit, pour se
rendre à la misericorde
Et passer sans hésiter de cette vie à l'autre.
Que le Paradis soit la retraite de Bonneval
Achmed Pacha.
Le 12 de la Lune de Rabbi-Ewel 1160. de
l'Egire.

NB. Wenn die Buchstaben dieses kleinen Gedichts als Zahlen angesehen, und zusammen gethan werden, so bekomt man das Jahr 1160.

Auf einer kleinen Cartouche steht noch folgende Ermahnung.

Qu'on recite pour l'amour de Dieu l'exode
de l'alcoran
Pour l'ame d'Achmed Pacha, Chef des Bombardiers.

Bonnevals Nachfolger als Kumbarad schi baschi war ein gebornet Italiäner, den er als einen Knaben mit nach Konstantinopel gebracht und hernach als seinen Sohn angenommen hatte. Dieser war unter den Otmanly erzogen, und hatte mit deren Sitten zugleich ihre ganze Denkungsart angenommen; auch war die Artillerie unter ihm wiederum ganz in Verfall gerathen. Bonneval, welcher erst bei erwachsenen Jahren ein Mohammedaner geworden war, lebte noch als Pascha von zwei Roßschweifen und Kumbarad schi baschi gern in

der

der Gesellschaft von Europäern, wie sehr ihm solches auch von seinen Glaubensgenossen verdacht ward. Sein angenommener Sohn aber bekümmerte sich gar nicht um dieselbe. Dies ist die Denkungsart aller gebornen Christen, die als Knaben Mohammedaner geworden sind, und dies wol aus eben der Ursache, warum auch die in ihrer Kindheit getauften Juden sich in ihrem Alter nicht um die Glaubensgenossen ihrer Väter zu bekümmern pflegen. *)

Daß die Pforte nachher dem Baron Tott als einem Christen beim Kanonengießen so sehr viel anvertraut hat, ist ein ganz ungewöhnliches Beispiel, und ein gewisses Zeichen, daß die Regierung selbst ihre große Schwäche gegen die benachbarten christ-

*) Ein europäischer Kaufmann zu Kahira war Schulden wegen ein Mohammedaner geworden, und hatte nachher eine kleine Bedienung beim Zoll zu Damiat erhalten. Weil in dieser Stadt gar kein europäischer Kaufmann oder Consul geduldet wird, die Europäer zu Kahira aber viele Waaren über Damiat absenden und erhalten, so war der Renegat ihrer aller Kommissionär, und hatte dadurch keinen geringen Verdienst. Ich selbst war ihm von Kahira aus empfohlen worden, und genoß von ihm viele Höflichkeit; er freute sich allezeit einen Europäer zu sehen. Sein erwachsener einziger Sohn aber, dessen Mutter eine Mohammedanerin war, zeigte sich gar nicht, und ich hörte nachher, daß dieser nicht nur alle Europäer haßte, sondern selbst seinen Vater als einen Renegaten, der es noch immer mit seinen alten Glaubensgenossen hielt, verachtete. Er hatte auch weder italiänisch noch französisch gelernt, weil dies seine Abkunft von einem Europäer hätte verrathen können.

Digitized by Google

christlichen Mächte fühlt. Indeß mag der Vorschlag doch wol nicht von einem Otmanly herrühren, sondern von dem französischen Bothschafter; denn unter den vielen französischen Offizieren die nach Konstantinopel gesandt wurden, oder auf eigene Kosten dahin reiseten, um daselbst ihr Glück zu suchen, mogte vielleicht keiner türkisch verstehen und mit den Sitten der Otmanly bekant sein; der Baron Tott aber war nicht nur der türkischen, sondern auch der neu griechischen Sprache vollkommen mächtig, und wußte, wie die Otmanly im Umgange genommen werden mußten. Wie wenig aber auch er zur Verbesserung des Kriegswesen der Otmanly hat ausrichten können, davon giebt er uns in den drei ersten Theilen seiner Memoiren selbst Nachricht.

Das ganze Korps der Artillerie wird auf 10,000 Mann gerechnet. Aber dazu gehören nicht nur alle Arbeitsleute in der Stückgießerei, sondern vermutlich auch die vorher rewähnten Bombardirer, die Arabadschi (welche die Aufsicht über die Wagen) und die Laghumdschi (welche die über die Lavetten haben) und jedes der drei lezten Korps hat seinen eigenen Baschi. Die Artilleristen haben ihre Oda (Kisle, Kaserne) zu Töb châne d. i. in dem Quartier der Stückgießerei, welches bei Galata liegt. Nach dem Chef desselben, dem Töbdschi baschi folgt der Kehaja, der Katib, der Tschauisch und die Tschorbadschi. Die Offiziere

bei

bei einer Oda haben fast eben die Namen, wie bei den Janitscharen.

Die Osjebedsji haben die Aufsicht über das Zeughaus, und machen ein besonderes Korps aus, dessen Chef der Osjebedsji baschi genant wird. Ihre Kasernen liegen beim Zeughause, nicht weit von der Moskee St. Sophie. Man sagte, daß ihre Anzahl einige Tausend betrage; aber soviel braucht man doch wol nicht um die alten Gewehre zu reinigen, und statt der abgenuzten neue zu verfertigen, und es sind also vermutlich andere kleine Korps, z. B. die Baltadsji, damit verbunden, die vorzüglich zu grober Arbeit gebraucht werden.

Die Mechter machen ein großes Korps aus dessen Chef der Mechter baschi genant wird. Diese müssen in Friedenszeiten in den Palästen des Sultans und des Groß-Wesirs allerhand geringe Arbeiten verrichten, und im Felde auf die Zelte passen. Die vornehmen Otmanly pflegen zwei Zelte mit ins Feld zu nehmen; wenn nun das Lager aufgebrochen werden soll, so muß ein Theil der Mechter einen Tag voraus reisen, um die übermäßig großen Zelte des Sultans und des Wesirs aufzuschlagen, damit selbige gleich bei ihrer Ankunft alle Bequemlichkeiten finden. *)

Die

*) Die Otmanly nennen ihre Hautboisten gleichfalls Mechter, aber die stehen nicht unter dem hier erwähnten Mechter baschi. So wie man die hohen Würden

Die Flotte des Sultans ist in einem noch schlechtern Zustande, als die Landarmee. Er hat zwar in seinen eigenen Staaten alles, was zum Schiffbau erfodert wird; es fehlt ihm aber nicht nur an guten Schiffbaumeistern, sondern auch an tüchtigen See-Offizieren und Matrosen. Zu meiner Zeit schätzte man die Anzahl der Kriegsschiffe und Fregatten etwa auf 24, und die der Galeeren ungefähr auf 16, (von ihren übrigen kleinen Kriegsschiffen wußten sie, bei welchen ich mich deswegen erkundigte, keine Nachricht zu geben; ein Theil dieser Flotte lag zu Rhodus und in andern Seehäfen des Archipels, die übrigen lagen im Hafen zu Konstantinopel beim Arsenal. Letztere wären alle schön angemalt, aber von plumper Bauart, also schwer zu regieren: und zu dem meinte man, daß nicht die Hälfte davon im Stande wäre, in See zu gehen. Seit der Schlacht bei Tschesme wird die Pforte es wol haben einsehen lernen, daß auch sie ihre Seemacht in einen bessern Zustand setzen müsse, wenn sie der so schnell heranwachsenden Russischen Widerstand leisten wolle, und daher nicht nur die

Würden nach der Anzahl der Roßschweife unterscheidet, welche die Paschen vor sich hertragen lassen, so erkennt man selbige auch an ihrer Feldmusik. Der Weste, die Paschen von drei, die von zwei Roßschweifen und die Begke welche nur einen Roßschweif haben, dürfen nach ihrem verschiedenen Range nur eine gewisse Anzahl dieser Mechter halten, und selbige nicht überschreiten.

die Anzahl ihrer Kriegsſchiffe ſehr vermehrt, ſondern dieſe auch nach beſſern Muſtern haben bauen laſſen. *)

Indeſſen hat der Sultän durch die gröſſere Anzahl und beſſere Bauart ſeiner Kriegsſchiffe noch keine tüchtigere Seeoffiziere und Matroſen erhalten, und an beiden iſt ein groſſer Mangel. Das einzige Mittel, das die Pforte zur Vermehrung ihrer Matroſen hätte, wäre wol die Begünſtigung des Handels ihrer mohammedaniſchen Unterthanen. Aber ein Sprüchwort bei ihnen ſagt: die Osmanly herrſchen zu Lande; die Schiffahrt iſt ein Geſchäft der Europäer. Die Pforte iſt und bleibt noch immer eine ruhige Zuſchauerin bei der Störung der mohammedaniſchen Handlung durch die Korſaren von Malta, und ihre Kaufleute ſind auch ganz wohl damit zufrieden, daß die Europäer ihre Frachtfahrer ſein wollen, indem ſie mit dieſen ihre Waaren meiſt ſicherer und wolfeiler verſchicken können, als mit einem mohammedaniſchen Schiffer.

Man wird faſt geneigt zu glauben, daß die Osmanly, welche unter ihre regulâre Truppen keinen

*) Der Sultän hat auch eine kleine Flotte auf der Donau, es wird aber dieſe in Friedenszeiten wol nicht mehr zu bedeuten haben, als die auf dem Schat el arrab bei Basra, welcher im 2ten Bande meiner Reiſebeſchreibung S. 213 erwähnt worden iſt.

nen einigen Christen aufnehmen, die Matrosen auf ihren Kriegschiffen als Führleute, oder als den Troß bey einer Landarmee ansehen müssen. Sie bedienen sich nämlich dazu eine Menge asiatischer Unterthanen, auch europäischer Sklaven, keinesweges aber freier Europäer; selbst an das Ruder stellen sie oft Griechen, Renegaten und alte getreue europäische Sklaven. Zum rudern auf den Galeeren läßt sich gar kein Mohammedaner brauchen; diese Arbeit gehört gänzlich für europäische Sklaven. *) Für die Offiziere hat dies seinen guten Nutzen; denn, wenn alle Steuerleute Matrosen und Ruderer Mohammedaner wären, so würden diese verlangen, mit Vernunft angeführt zu werden, oder sie würden sich ihnen widersezen. Wenn aber nun die Christen das Schif nicht so geschwind fortschaffen oder wenden können, als die Offiziere solches verlangen, so können leztere auf selbige nach Herzenslust nicht nur schimpfen, sondern auch schlagen, ohne befürchten zu dürfen, daß sich jemand widersezen werde. Auf das geringste Wort zu seiner Vertheidigung würde der Christ niedergehauen werden.

*) Am Lande müssen die europäischen Sklaven im Arsenal arbeiten, wo sie des Nachts in einem Quartier eingeschlossen werden, welches man Bagno nennt, und worüber der Zindan Kiahi die Aufsicht hat.

Die Seesoldaten des Sultans betrachtet man dagegen als eine höhere Klasse von Menschen. Diese müssen alle Mohammedaner sein; sie heissen Levendi, und sind ein unbändiges Volk, vor welchem die Unterthanen überall, wo die Flotte anlandet, nicht ohne Ursache zittern. Sie haben kleine Lehngüter, wofür sie, auf Verlangen, gewisse Monate im Jahre dienen müssen; sie stehen also gleichsam in einem beständigen Sold, wie die Spahi und Janitscharen, und halten sich daher für weit vornehmer als andere mohammedanische Soldaten und Matrosen, die man abdanket, wenn man ihre Dienste nicht mehr braucht.

So wie die Levendi, müssen auch alle Seeoffiziere nothwendig Mohammedaner sein. Der Kapudan Pascha ist der Chef über die ganze Seemacht des Sultans, und zugleich Pascha über die Inseln im Archipel und verschiedene Seehäfen am festen Lande. So wie der Sultan den Aga der Janitscharen so oft verändern kann, als es ihm gefällt, so kann auch er selbst seinen Kapudan Pascha. Die übrigen Offiziere sowol bei dem Arsenal als bei der Flotte müssen aber aus dem Seetat genommen werden, und ich meine, daß der Kapudan Pascha diese ernennt. Da die Pforte es dem Botschafter des Königs von Frankreich überläßt, die Korsaren von Malta in Ordnung zu halten, damit sie sich nicht in Schiffe ver-

ausgerüsten, welche dem Sultan gehören, und nicht irgendwo an Land gehen, um zu rauben und zu plündern, so hat der Kapudân Pascha in Friedenszeiten keine Geschäfte zur See, als sein Pascalik, d. i. die unter ihm stehende Inseln und Seehafen, in der besten Jahrszeit mit einer Flotte zu besuchen und die Schazungen einzufodern. Kan er auf diesem seinen Wege etwan ein kleines Fahrzeug der Mahometen, welche oft Seeräuberei treiben erhaschen, (die Malteser wissen zu dieser Zeit ihn schon zu vermeiden) so wird solches mit großem Pomp zu Konstantinopel aufgebracht. *)

Unter dem Kapudân Pascha ist der Terschane Kehajasi der Chef über die Flotte, und der Terschame Emini der Chef über das Arsenal; also über alles, was zum Schifbau und zur Ausrüstung der Schiffe gehört. Von diesen scheint lezterer den Rang über dem erstern zu haben; dann in Abwesenheit des Kapudan Pascha hat der Terschâne Emini die Vorstellung wegen des Seedepartements bei dem Sultân.

Nach

*) In Friedenszeiten wird auch wol ein Hofmann zum Kapudân Pascha ernant, der niemals zur See gewesen ist. Von einem dieser Helden erzählt man, er sei schon im Hafen zu Konstantinopel seekrank geworden, und habe es auf dem Schiffe nicht länger aushalten können als bis Gallipoli, wo er sich wieder an Land habe sezen lassen.

Digitized by Google

Nach dem Terschane Emini sind [illegible] die vornehmsten Bediente bei dem Arsenal. Der Terschane Katebi, welcher von allen Schiffsmaterialien die aus den Provinzen abgeliefert werden, Rechnung führt. Der Rus namedsji führt Rechnung über die tägliche Einnahme und Ausgabe. Der Idsiaat Katebi ist Oberaufseher über die Arbeitsleute. Der Machzen Emini ist Magazinverwalter. In wiefern die Bedienung des letztern von der des Ilimar Re ist unterschieden ist, welcher ähnliche Geschäfte haben soll, ist mir nicht bekannt.

Von den verschiedenen Offizieren bei der Flotte habe ich weiter keine Nachricht erhalten, als daß die Galeeren-Kapitäne den Titel Begk, und dabei einen Roßschweif führen. Einige von ihnen sind zugleich Statthalter oder Amtmänner von den Inseln im Archipel, und gar Eigenthümer ihrer Galeeren, wobei denn zu vermuten ist, daß sie selbige in einer Schlacht zu schonen suchen werden. Auch der Pascha von Negraponte ist wahrscheinlich ein solcher Galeerenkapitän. Alle Seeoffiziere des Sultans mögen persönliche Tapferkeit besitzen, und wenn es zum Handgemenge kömt, den Säbel gut führen können; es ist aber nicht zu vermuten, daß sie den Kompaß und die Laglinie so gut zu brauchen, ihre Segel gut zu stellen und den Wind gut zu nuzen wissen; die Artillerie zur See mag wol nicht besser bedient sein,

sein, als die zu Lande, und das Gefecht einer ganzen Flotte ist ihnen gar was fremdes. Auch zur See kennen die Ottomanen nur den kleinen, d. i. den Korsarenkrieg, in welchem es freilich schlim sein mag, mit ihnen Bord an Bord zu kommen.

Die Russen waren vor nicht vielen Jahren noch weniger mit der Schiffarth bekant, als die Unterthanen des Sultans; die Regierung hatte kein einziges Kriegsschif. Aber die Russen schämten sich nicht von andern Nazionen zu lernen, was sie nicht wusten. Der Hof zu Petersburg schickte junge Leute nach England, um den Seedienst zu lernen; und kamen gleich diese nicht alle als geschickte Offiziere zurück, so lernten doch alle fremde Sprachen, wurden mit den Sitten und Gewohnheiten anderer Völker bekant, und einige von ihnen sind nachher mit großem Nutzen im Dienste des Vaterlandes gebraucht worden. *) Auf ihrer eige-

ner,

*) Auf einem Schiffe der ostindischen Kompagnie das nach Bombay kam, waren zwei junge Russen. Die englandischen Offiziere sagten zwar von dem einem, er bekümmere sich um nichts, und wäre oft betrunken, den andern aber rühmten sie als einen fleißigen jungen Menschen, der alle Dienste eines jungen Offiziers mit übernahme, keine Wache versäumte, und keine Gelegenheit vorbei ließe, wo er seine Kentnisse in der Schiffarth und Länderkunde erweitern könte. Zu der Zeit wurden 24 solcher jungen Leute von der Kaiserin von Rußland im englischen Seedienst unterhalten, wovon die Hälfte auf der Flotte des Königs, und die andere Hälfte auf den Schiffen der ostindischen Kompagnie als Freiwillige vertheilt war.

Digitized by Google

nen Flotte bedienten die Kaiserin von Rußland sich anfänglich dänischer und engländischer Offiziere, Steuerleute, Unteroffiziere und Matrosen, bis ihre Unterthanen nach und nach immer mehr und mehr mit der Schiffahrt bekannt wurden; und so haben nun schon Offiziere von ihrer eigenen Nazion sich auf dem schwarzen Meere mit einer kleinen Flotte einer weit größern des Sultans widersetzt, und auf der Ostsee hat eine andere Flotte ihre Kräfte unter dem Befehl eines Ausländers am 17ten Julius 1788 schon gegen eine schwedische Flotte versucht, selbiger nicht nur tapfern Widerstand geleistet, sondern sie auch gleich nachher in ihrem Hafen eingesperrt, wo sie über vier Monate eingeschlossen liegen müssen, bis die Russen sich zurückzogen.

Man glaubt vielleicht, die Pforte könne sich durch eben die Mittel tüchtige Seeoffiziere bilden, wodurch Rußland sich solche verschaft hat, aber daran ist gar nicht zu denken. Die christlichen Bundesgenossen, von welchen ihre Leute die Schiffahrt würden lernen können, sind die Franzosen und die Schweden. Diese würden vielleicht gern junge Otmanly als Freiwillige auf ihre Schiffe nehmen, und es ihnen unterdeß an tüchtigen Seeoffizieren und Steuerleuten für die Flotte nicht fehlen lassen. Aber die Franzosen und Schweden sind Christen, wie die Deutschen und Russen, sie sind also nach dem Ausdruck der Otmanly Dsiaur (Ungläubige) und der Sultan kan zwar die Dsiaur unter

unter seinen Schutz nehmen, ohne zu verlangen, daß sie seine Religion annehmen, er kan sich ihrer auch gegen andere Ungläubige bedienen, ein Muslim (Rechtgläubiger, also ein junger Otmanly) soll aber nicht unter ihnen leben, damit er nicht zum Unglauben verleitet werde. *) Viel weniger kan der Sultan einem Ungläubigen ein Kriegsschif anvertrauen, oder nur den rechtgläubigen Befehlshabern seiner Schiffe europäische Schiffer und Steurleute zur Seite sezen. So wenig die Religion, als der Stolz, erlaubt den Otmanly, der Freundschaft der Franzosen und Schweden zu trauen, wofern diese nicht Mohamedaner werden, und die Schweden können nicht einmal Mohammedaner werden, ohne zugleich ihr Vätterland zu verlassen; denn da der Korân befiehlt, im Monat Ramadan den ganzen Tag über nichts zu genießen, so würden die Schweden todt hungern und dursten müssen, wenn der Fasten-Monat in den Sommer fälle.

Es

*) Der Korân, welchen die Otmanly als ein von Gott selbst ihnen gegebenes Buch ansehen, giebt unter andern folgende Regeln, wie sie sich gegen die Christen betragen sollen.

Sur. III. nach Sales Uebersezung p. 50. O true believers, contract not an intimate friendship with any besides your selves, they will not fail to corrupt you. They wish for that which may cause you to perish; their hatred &c.

Chap. V. p. 89. O true believers, take not the Jews or the Christians for your friends; they are friends the one to the others; but whoso gamon you taketh them for his friends, he is surely one of them &c.

Digitized by Google

Es ist also eben so wenig wahrscheinlich, daß die Flotte des Sultans als seine Armee seinen benachbarten christlichen Mächten noch lange widerstehen kan. Aber das ist ein glücklicher Umstand für das ottomanische Reich, daß die verschiedenen Mächte in Europa ein verschiedenes Interesse haben, und sich noch immer einige finden, die sich desselben annehmen, ja die sich als Christen erbieten, Krieg mit Christen anzufangen, wenn die glänzende Pforte dazu das Geld hergeben will. Die wahre Ursache, warum die Schweden ihnen jezt für Geld Beistand gegen die Russen leisten, und die Franzosen sie nicht aus Europa vertreiben lassen wollen, sehen sie nicht ein, oder wollen sie wenigstens nicht einsehen, sondern erklären dergleichen Begebenheiten so, als nähme Gott selbst sich der gerechten Sache der Muselmin an, indem er unter den Ungläubigen Verwirrung stifte, damit sie sich untereinander selbst aufreiben. Ich meine, daß Mohammed seinen Anhängern eine solche Hülfe von Gott irgendwo im Korân versprochen hat; sie glauben also bei jedem Vorfall, da Christen ihnen gegen Christen Beistand leisten, einen neuen Beweis von der göttlichen Sendung ihres Propheten und der Wahrheit ihrer Religion zu erhalten.

Und so sind wol die christlichen Mächte selbst Schuld daran, wenn die Ottmanly uns noch immer Ungläubige (Djaur) nennen, und als solche

che verachten. Das eifrige Bestreben so vieler europäischen Höfe, ihre Streitigkeiten mit den beiden Kaiserhöfen zu vermitteln, bestärkt sie in dem stolzen Gedanken, daß die Christen mich immer ihre große Macht fürchten. Jetzt scheint der Zeitpunkt vorhanden zu sein, da man die Ottmanly lehren könte, die Europäer als ihresgleichen anzusehen, und die Christen überhaupt nicht als eine geringere Art Menschen zu betrachten. Allein, so lange die europäischen Mächte sich dieser stolzen Nazion noch immer gegen ihre Mächtigsten annehmen, und so lange man es sich gefallen läßt, daß die europäischen Minister bei der Pforte noch bei jeder Gelegenheit verächtlich behandelt werden, so lange ist es auch vergebens, wenn Reisebeschreiber sich über die Verachtung beschweren wollen, welche die Ottmanly gegen alle Christen, von welcher Nazion sie auch sein mögen, bezeigen.

Niebuhr.

3. Wie

9.

Wie ist Reformazion der Philosophie möglich?

Fortsezung.

Was ist unter Vernunft zu verstehen?

Die Frage: welche sind die Grenzen des menschlichen Erkentnißvermögens? kan unmöglich allgemeingültig beantwortet werden, bevor man nicht über das, was man unter Erkentnißvermögen zu verstehen habe, einig geworden ist.

„O, darüber ist man doch wol längst einig,“ wendet hier der Popularphilosoph ein. „Jeder „denkende Kopf, Philosoph oder nicht — Philosoph, „versteht mich, wenn ich ihm das Erkentnißvermögen auch nur nenne.“ Der berühmte Schriftsteller, der die Kritik der Vernunft in ihren beiden Hauptmomenten durch eine besondere Schrift über Raum und Caussalität widerlegt hat, Herr Feder, sagt daher ganz richtig in seinem beliebten und allgemeinverständlichen Lehrbuche der Logik und Metaphysik in dem Abschnitte, der vom Erkentnißvermögen handelt: „Was dies heisse, sich „eine Sache vorstellen, eine Sache erkennen, et-

„was

„was denken; was Vorstellungen, Gedanken, „Begriffe, Ideen heissen, muß ein jeder von sich „selbst wissen. Man kan hier weiter nichts erklären, als daß man, wenn etwa ein Wort jemanden nicht verständlich genug sein sollte, ein anderes ihm verständlicheres wählet, um durch „die bekannten Namen zu Sachen zu erinnern, „die man aus eigenen Empfindungen kennen muß. „Wol aber kan man durch gesuchte künstliche Definizionen, die Begriffe verwirren, und zu Streitigkeiten Anlaß geben, deren man hätte überhoben sein können.“ — Was haben euch die gesuchten künstlichen Definizionen, welche die Kritik der Vernunft, von allen diesen durch Empfindung genugsam bekannten Sachen geliefert hat, für einen Erfolg gehabt? — Sie wurden, wie die Kantianer selbst eingestehen, ja sogar behaupten, von den berühmtesten Philosophen unsrer Nazion, die sich bisher über die kantische Philosophie erklärt haben, von einem Plattner, *) Eberhard, **) Tiedemann, ***) Reimarus, †) Feder, ††) Meiners

*) In den wenigen Rücksichten, welche in den philosophischen Aphorismen. Erster Theil. neue Ausgabe 1784. auf das kantische Werk genommen sind.

**) In dessen philosophischem Magazin.

***) In den hessischen Beiträgen.

†) Ueber die Gründe der menschlichen Erkentniß, und der natürlichen Religion.

††) Ueber Raum und Caussalität, zur Prüfung der kantischen Philosophie.

Digitized by Google

[illegible] Seele [illegible] u. s. w. mißverstanden; sie haben in ihren Erläuterungen und Folgen, wie der berühmte Philosoph Meiners erzählt, hoffnungsvollen Jünglingen die Ruhe ihres Gemüths und wahrscheinlich noch mehr, einem derselben aber sogar seinen Verstand geraubt, haben, Herrn Meiners, und wie dieser neunmahet, mehreren, seines Gleichen, peinliche Empfindungen verursachet u. s. w.

So

†) Grundriß der Seelenlehre in der Vorrede.
††) Grundsätze der reinen Philosophie.
*) Ich glaube berechtiget zu sein, mir, so wie allen, nicht beim Buchstaben der Kritik der Vernunft stehen bleibenden Freunden der kritischen Philosophie, den sektirisch klingenden Namen eines Kantianers zu verbitten. Gleichwol bin ich genöthiget die hier angeführte Behauptung der sogenanten Kantianer zu unterschreiben. Auch glaube ich meiner aufrichtigen Hochachtung gegen die genanten verdienstvollen Schriftsteller keineswegs zu nahe zu treten, wenn ich hier laut und öffentlich gestehe: daß ich alle von denselben gegen die kantische Philosophie vorgebrachten Bedenklichkeiten, Zweifel und Einwürfe, für Folgen des unrichtig aufgefaßten Sinnes der Kritik der Vernunft erkenne. Ich kan hier freilich nicht beweisen, aber diejenigen Leser, die durch meine in der Vorrede versuchte Erklärung dieses sonderbaren Phänomens nicht befriediget sind, haben ja freie Wahl: ob sie dafür halten wollen, daß die Gegner der kantischen Philosophie, zu denen ich hier noch die Herren Weißhaupt, Flatt, Maaß, Tittel, Sattler (in seinen drei Bände starken Antikant) u. a. mehr zähle — oder daß ich der von allem, was diese Männer in der Kritik der Vernunft anstößiges fanden, gerade das Gegentheil gefunden hat — den Philosophen von Königsberg nicht verstanden haben.

Digitized by Google

Wenn ich hier unsern Populärphilosophen reden lassen wollte, so muß ich ihn gleichwol um der übrigen Leser willen, die nicht Populärphilosophen sind, ersuchen, mich erst meine Behauptung vortragen und beweisen zu lassen, bevor er seine Einwürfe dagegen vorbringt.

Ich bin im Begriffe zu zeigen, daß man sich über das Erkenntnißvermögen lange nicht genug verstanden habe, und daß der Mangel allgemeingültiger Principien der Philosophie, und alle Uebel, welche von demselben unzertrennlich sind, und zum Theile selbst das Mißverstehen der kantischen Untersuchung des Erkenntnißvermögens, sich unter andern daraus erklären lasse, daß unsre Philosophen von Metaphysik so gerne voraussetzen: ihre Leser müßten von sich selbst wissen, was das hieße, sich eine Sache vorstellen, eine Sache erkennen.

Die Vernunft wird meines Wissens von allen bisherigen Philosophen zum Erkenntnißvermögen gezählt. Ob auch die Sinlichkeit darzu gehöre, ist unter ihnen bei weitem nicht ausgemacht. Von vielen wird sie von aller Funktion beim eigentlichen Erkennen ausgeschlossen, von vielen auf das sogenante untere Erkenntnißvermögen eingeschränkt, u. s. w. wovon in der Folge ein mehreres: Zuerst also von der Vernunft.

Man ist in der philosophischen Welt keineswegs darüber einig, was man unter Vernunft zu verstehen habe. Dies ließe sich schon aus dem

Streit

Streit über das Vermögen der Vernunft in den Angelegenheiten der Religion schließen, der sich ohne Mühe auf die Verschiedenheit der Begriffe, welche die streitenden Parteien von der Vernunft haben, zurückführen läßt. Das Schlimste dabei ist, daß man sich gerade dort am wenigsten versteht, wo man sich am meisten zu verstehen glaubt; und daß man, indem man sich über gewisse Merkmale des Begriffes wirklich versteht, um soweit entfernt ist, ein Mißverständniß überhaupt zu vermuten. So denken z. B. alle, welche Freiheit des Willens nennen hören, etwas gemeinschaftliches bei diesem Worte, ungeachtet der eine die bloße Unabhängigkeit von der Nöthigung durch sinnliche Triebe, und ein dritter die Unabhängigkeit von den Gesezen der Vernunft darunter versteht. Dies ist um so mehr bei dem Wort Vernunft der Fall, da dieses selbst durch den Sprachgebrauch mehr als eine Bedeutung erhalten hat.

Ich unterscheide hier drei dieser Bedeutungen: die Weitere; wenn durch das Wort Vernunft das dem Menschen eigene und ihn von den Thieren unterscheidende Erkenntniß- und Vorstellungsvermögen überhaupt angedeutet, und folglich auch die zusammengesetztere, oder künstlichere, dem Menschen eigenthümliche Organisazion oder Beschaffenheit der sinnlichen Werkzeuge mit in den Begrif aufgenommen wird; — die Engere; wenn man damit dasjenige Erkenntnißvermögen, das insgemein

gemein das obere heißt, bezeichnet, um dasselbe von der Sinlichkeit, dem sogenanten untern Erkentnißvermögen zu unterscheiden, und wo folglich in dem Begrif der Vernunft auch der Verstand und das Vermögen zu urtheilen enthalten ist; — und endlich die Engste; welche allein einen Theil des obern Erkentnißvermögens, nämlich das Vermögen zu schließen begreift, und dasselbe vom Verstande unterscheidet.

Ich bleibe bei der lezten unter diesen drei Bedeutungen stehen, welche unter allen die Bestimteste ist, über welche, so viel ich weis, das vollkommenste Einverständniß herscht, und die das eigentliche Wesen der Vernunft im Gegensatze nicht nur mit der Sinlichkeit, sondern auch mit dem Verstande angeben soll, und in dem Vermögen zu schließen wirklich anzugeben geglaubt wird.

Was ist denn nun aber dieses Vermögen zu schließen? Die Logik giebt uns die kurze und bündige Antwort: Das Vermögen des Gemüthes, die Uebereinstimmung oder Nichtübereinstimmung zweier Vorstellungen durch Vergleichung derselben mit einer dritten einzusehen. In der Syllogistik mag man sich allerdings mit dieser Antwort begnügen können, die weiter nichts als eine logische Funktion unsres Vorstellungsvermögens angiebt, ohne zu bestimmen, in welchen Fällen, bei welcher Art von Vorstellungen diese lo-

gische Funktion, dieses Vermögen zu schließen gebraucht werden könne. Aber was kan mir diese Antwort helfen, wenn nicht von bloßen Vorstellungen überhaupt die Rede ist? Ist die Uebereinstimmung unter Vorstellungen, welche durch diese logische Funktion herausgebracht wird, darum auch schon Uebereinstimmung unter den Gegenständen dieser Vorstellungen? kan nicht ein Vernunftschluß seiner Form nach (in Rücksicht der logischen Funktion) vollkommen richtig sein, ohne daß er darum seinen Inhalt nach wahr, und einer Anwendung auf wirkliche Gegenstände fähig wäre? z. B. „Der Reiche kan viele Werke der Wohlthätigkeit ausüben: nun ist der König von Eldorado reich; also kan er viele Werke der Wohlthätigkeit ausüben.“ Dieser Vernunftschluß ist seiner Form nach vollkommen richtig. Der Schlußsaz ergiebt sich aus den Vordersäzen, die beide an sich wahr sind, mit aller möglichen Evidenz, und es fehlt dem ganzen Vernunftschlusse nichts als die Wirklichkeit des Subjektes, von dem die Rede ist.

Die Vernunft, in wieferne sie nichts weiter als das Vermögen zu schließen ist, vermag nichts als formelle Wahrheit, Formen der Vernunftschlüsse, den Bau der Syllogismen aufzustellen, welches alles bei aller Regelmäßigkeit mit materieller Unwahrheit bestehen kan. Die materielle Wahrheit, die Beziehung der im Vernunftschlusse

ver-

Digitized by Google

verknüpften Vorstellungen auf einen Gegenstand in der Wirklichkeit, auf etwas, das nicht wirkliche Vorstellung ist, hängt keineswegs von der Form des Vernunftschlusses ab, und kan folglich durch das bloße Vermögen zu schließen nicht erhalten werden. Durch dieses Vermögen müßte es ewig unentschieden bleiben, ob es ein Königreich Eldorado gebe oder nicht. Man mag noch so viel Vernunftschlüsse aufeinander häufen, so wird man gleichwol der Antwort auf diese Frage um keinen Schritt näher kommen: so lange man es bei der Richtigkeit der Form allein bewenden, und die Richtigkeit der Materie, des Stoffes, der verknüpften Vorstellungen, den ausser jener Form gelegenen Grund der objektiven Gültigkeit derselben unausgemacht läßt.

Woher nimt nun die Vernunft den Stof, den sie zur materiellen Wahrheit ihrer, der Form nach richtigen Funktionen nötig hat, und den sie nicht erschaffen kan? — Wenn von sinlichen Gegenständen die Rede ist, so ist die Antwort leicht und verständlich genug: Aus der Sinnenwelt. So liefert z. B. die gemeine sowol als die gelehrte Erfahrung Data genug, aus welchen sich das Nichtsein des Landes Eldorado ergiebt. In diesem Falle und in allen ähnlichen, wo den Vorstellungen sogenante sinliche Gegenstände entsprechen, gründet die Vernunft die materielle Wahrheit ihrer richtigen und leeren Schlußformen auf

einen Stof, der ihr von ihrer Erfahrung, der Sinnlichkeit geliefert und vorgehalten wird. Nicht so leicht ist die Antwort auf die Frage: Wie komt die Vernunft zu dem Stof, den sie für materiellen Wahrheit derjenigen Schlüsse nöthig hat, deren Inhalt Vorstellungen betrift, die sich auf übersinnliche Gegenstände beziehen. In der gesamten Sinnenwelt komt z. B. kein Gegenstand vor, und kan keiner vorkommen, auf den die Vorstellung der ersten Ursache, oder des unendlichen Wesens paßte. In allen Erfahrungen, die uns von unserm Gemüthe möglich sind, können immer nur Vorstellungen, kan nie das Vorstellende selbst vorkommen; immer nur Wirkungen des vorstellenden Subjektes, nie das Subjekt selbst, das wir nur als ein unbekantes Etwas zu denken, keineswegs aber als eine bestimte Substanz selbst durch den innern Sinn anzuschauen vermögen. Wenn nun die Vernunft über die Natur solcher Subjekte, bei welchen sie von dem Zeugnisse der Sinnen verlassen wird, etwas bestimtes herausbringen will, wie gelangt sie denn zu dem übersinnlichen Stof, wovon die materielle Warheit ihrer Schlüsse abhängt?

„Durch göttliche Offenbarung" antwortet der Supernaturalist, „welche das natürliche oder durch Erbsünde entstandene Unvermögen der Vernunft ersezt." Diese Antwort kan freilich Leute befriedigen, die starkgläubig genug sind, um die

Ue-

Ueberzeugung, daß die durch ein Wunder in dem menschlichen Gemüthe hervorgebrachte Vorstellung der Gottheit mehr als eine leere Vorstellung — keine Einbildung sei, durch ein zweites Wunder bewirken zu lassen; und sich auf diese Weise über die Bedenklichkeit hinwegzusetzen, daß eine Vorstellung von der Gottheit vor aller Offenbarung im Gemüth vorhanden sein müßte, wenn der Mensch eine noch so ausserordentliche Erscheinung (Wunder) für untrüglich, übernatürlich, göttlich erkennen, das heißt, mit dem richtigen Begriffe von der Gottheit zusammenstimmend finden solle; mit einem Worte, daß jede historische Offenbarung die Vernunftidee der Gottheit voraussetzen müsse, wie gehen können. — Aber drei Parteien der philosophischen Welt, die gegen allen Supernaturalismus protestiren, ja auch sogar viele Supernaturalisten selbst, finden diese Antwort ganz unbefriedigend, und sind unter sich darüber einig, daß die Wahrheit der übersinnliche Gegenstände betreffenden Schlüsse, wenn sie ja einer philosophischen Erklärung fähig wäre, sich natürlich erklären lassen müsste.

Es müßte sich also aus dem eigenthümlichen Wesen, den Merkmaalen der Natur der Vernunft erklären lassen, wie sie zum Stoffe ihrer übersinnlichen Vorstellungen gelange, und dies um somehr, da diese Vorstellungen vorzugsweise und ausschliessend der Vernunft angehören. Indem dieses

aber

Digitized by Google

aber aus ihrer logischen Natur, d. h. in wiefern sie nichts weiter als das Vermögen zu schließen bedeutet, schlechterdings unerklärbar ist; so müßte sie ausser diesem noch ein besonderes Vermögen haben, den Stof übersinnlicher Vorstellung zur materiellen Wahrheit ihrer Schlüsse herbeizuschaffen, welches mit dem Vermögen zu schließen, zusammengenommen ihre Natur ausmachen würde.

Da das Vermögen zu schließen eigentlich ein bloß logisches Vermögen ist, so wollen wir jenes andere Vermögen durch den Namen des metaphysischen unterscheiden.

Die Definizion der Vernunft, welche die engste Bedeutung des Wortes, und mit derselben das Wesen der Vernunft zu enthalten geglaubt wird, ist also ganz unzulänglich und so unvollständig, daß sie nur die eine Hälfte des Begriffes enthält, der das Wesen der Vernunft zum Gegenstand haben soll.

Man hat bis auf Kanten in der philosophischen Welt noch nie (in dem so eben angegebenen Sinne) die Frage aufgeworfen: Besize die Vernunft ein metaphysisches Vermögen, und gleichwol ist es nichts weniger als ausgemacht gewesen, ob die Vernunft ein solches Vermögen besize oder nicht. Durch die Hauptsäze der vier Hauptparteien wird dasselbe ohne Untersuchung theils zu, theils abgesprochen. Die Theisten glaubten durch ihre Vernunftschlüsse das Daseyn und die

Digitized by Google

Beschaffenheit übersinnlicher Gegenstände, die Theisten hingegen das Nichtsein und die Unmöglichkeit derselben erwiesen zu haben. Diese beiden Parteien haben sich bisher die Untersuchung der Frage: Ob die Vernunft wol über das Dasein oder Nichtsein übersinnlicher Gegenstände zu entscheiden vermöge? dadurch unmöglich gemacht, daß sie die Antwort auf dieselbe durch den Gebrauch, den sie von einem angenommenen metaphysischen Vermögen gemacht haben, als entschieden voraussezten. Wozu die Frage: Ob die Vernunft das Dasein oder Nichtsein des Uebersinnlichen zu erkennen vermöge? für Leute, in deren Augen die Vernunft dieses Dasein oder Nichtsein wirklich erkannt hat? Aus den Grundsäzen der dogmatischen Skeptiker sowol als der Supernaturalisten, folgt unwidersprechlich, daß die Vernunft kein metaphysisches Vermögen besizen könne. Wozu also diese Frage für die einen, bei denen es ausgemacht ist, daß sich die Uebereinstimmung menschlicher Vorstellungen mit ihren Gegenständen (diese mögen sinlich oder übersinlich sein,) durch nichts erweisen lasse? Wozu diese Frage für die andern, welche derselben durch ihr Glaubensbekentniß zuvorkommen, und aus dem von ihnen für erwiesen gehaltenen nie bezweifelten Unvermögen der Vernunft, auf die Unentbehrlichkeit eines übernatürlichen Surrogats zu schließen gewohnt sind?

An

Anstatt sich vor allen Dingen die Frage vorzulegen, und es von der Untersuchung derselben ganz unentschieden zu lassen: Ob die Vernunft ein metaphysisches Vermögen besize oder nicht? hat die eine Hälfte der philosophischen Welt diesen Besiz aus Gründen behauptet, und die andere aus Gründen geleugnet, die nur dadurch einiges Gewicht haben konten, daß bei ihnen dort die Wirklichkeit hier die Nichtigkeit des metaphysischen Vermögens als ausgemacht vorausgesezt wurde.

In wieferne nun das metaphysische Vernunftvermögen von zwei Hauptparteien behauptet, und von zweien geleugnet wird, in soferne ist es offenbar, daß es unter den Philosophen nichts weniger als ausgemacht sei, ob es ein solches Vermögen gebe oder nicht, während das logische Vermögen der Vernunft wirklich allgemeingültig, durch die allgemeinste Uebereinstimmung anerkant, und folglich sogar allgemeingeltend ist.

So lange über das metaphysische Vermögen der Vernunft nichts allgemeingültiges ausgemacht ist; so lange ist man nur über die Hälfte des Wesens der Vernunft einig, so lange versteht man sich nur halb, wenn von der Vernunft im strengsten Sinne die Rede ist, und die Parteien der philosophischen Welt müssen ihren Streit über die Erkentniß übersinlicher Gegenstände fahren lassen, bis sie sich über das metaphysische Vermögen

gen der Vernunft auf einem bisher noch nie betretenen Wege vereiniget haben.

Dieses nun vorausgesetzt, ist die Wissenschaft, welche die entscheidende, allgemeingültige, von allen Philosophierenden anzuerkennende Antwort auf die Frage über dieses problematische Vermögen der Vernunft enthält, wenn es anders eine solche Wissenschaft geben sollte, eine Entdeckung alles beim bisher unbearbeiteten und unbekannten Gebiete der Vernunft.

Man wird mir hier ohne Zweifel einwenden: die Frage: Besitzt die Vernunft ein metaphysisches Vermögen? wäre nichts weniger als neu; Plato und Aristoteles unter den Alten, Leibnitz und Locke unter den Neuern, mehrere andere zu geschweigen, haben sie nur mit anderen Worten aufgeworfen, und wirklich in ihren vortrefflichen Untersuchungen über den Ursprung der menschlichen Vorstellungen beantwortet.

Ich halte dafür daß die Frage, welche Leibnitz und Locke (und eben dasselbe gilt von ihren griechischen Vorgängern) bei ihren Untersuchungen über den Ursprung der Begriffe vor Augen hatten, weit mehr dem Ausdruck als dem Sinne nach mit der unsrigen zusammentreffe.

Leibnitz und Locke waren dogmatische Denker, und eben darum war das metaphysische Vermögen für sie nichts weniger als problematisch, sondern die ausgemachteste Sache von der

Welt.

Welt. Ihnen war es nicht darum zu thun, erst bei sich selbst auszumachen, ob die Vernunft ein metaphysisches Vermögen besitze oder nicht; sondern vielmehr, worin dieses Vermögen, das sie als wirklich voraussetzten, bestehe? Sie nahmen das Dogma ihrer Partei gleichsam als die Basis ihres Lehrgebäudes über den Ursprung der Vorstellungen an; indem sie von einer als wirklich angenommenen übersinnlichen Erkenntniß ausgingen, und dann untersuchten, nicht ob überhaupt übersinnliche Erkenntniß möglich, sondern wie der menschliche Geist zur übersinnlichen Erkenntniß gelangt sei?

Wenn vorausgesetzt wird, was für uns noch bloße Frage ist, daß die Vernunft ein metaphysisches Vermögen habe, und folglich ihren übersinnlichen Vorstellungen treffen, und keinen bloß eingebildeten Stof verschaffen könne, so sind im Leibnitzischen und im Lockischen Systeme alle mögliche Fälle, wie die Vernunft zu diesem Stoffe gelangen könne, erschöpft.

Sie kan nämlich denselben aus nichts keinesweges hervorbringen; er muß ihr also gegeben sein; und da er ihr weder durch das logische Vermögen zu schließen, (wodurch die bloße Schlußform erhalten wird) noch unmittelbar durch sinnlichen Eindruck gegeben sein kan, so muß sie ihn entweder mit sich auf die Welt bringen, oder erst in diesem Leben erhalten; er muß ihr entwe-

wodurch unmittelbar in einer Reihe angeborner Vorstellungen (und alle sich einige Gleichzeitigkeit ausdrücken im einem Systeme angeborner Wahrheiten) oder wenigstens mittelbar in dem Stoffe solcher Vorstellungen gegeben sein. Im ersten Falle besitzt ihr metaphysisches Vermögen in einem der Seele eingepflanzten Stof für ihre das Uebersinnliche betreffende Schlüsse; und im andern, in der besondern Fähigkeit aus dem sittlichen Stoffe den übersinnlichen abzuleiten.

Jener angeborne, der Seele eingepflanzte Stof übersinnlicher Vorstellungen, muß auch durch eine Vertheidigung wider den übersinnlichen Gegenstand selbst, die er im Gemüthe nur repräsentiren soll, genau unterschieden werden. Denn sonst wäre Gegenstand und Vorstellung ein und ebendasselbe Ding, und daher entweder der Gegenstand eine bloße Vorstellung, ein Gedankending, oder die Vorstellung wäre der Gegenstand selbst, unser Begrif von der Seele, die Seele, unser Gottheit, die Gottheit selbst. Indessen hat der Stof einer Vorstellung nur dadurch Realität, daß ihm ein Gegenstand, der nicht die Vorstellung selbst ist, entspricht. Woran sollte nun die Realität des Stoffes übersinnlicher Vorstellungen erkant werden, wenn durch den ihm ausser der Vorstellung entsprechenden Gegenstand? — Und möglich! denn dieser soll ja, der Voraussetzung zufolge selbst nur durch die Vorstellung und diesen an-

angebornen Stof erkant werden. Also durch das wirkende Gegeben das Vorhandensein erwiesen lassen? daraus etwa, daß er in wirklichen Vorstellungen vorkömt, das heißt, wirklich vorgestellt wird? Keinesweges! Denn wir haben unzählige wirkliche Vorstellungen, denen kein wirklicher Gegenstand entspricht, und dieserfolglich einen bloß eingebildeten, oder erkünstelten Stof haben.

Man würde hier vergebens einwenden, „solche Vorstellungen wären aber auch nicht angeboren, als wenn es einmal ausgemacht wäre, daß irgend eine Vorstellung, oder auch nur ihr Stof der Vernunft eingepflanzt und folglich vernünftig sei; so sei sie schon hierdurch von allen täuschenden und unvernünftigen Vorstellungen genug ausgezeichnet.“ — Freilich wenn es ausgemacht ist? aber eben das ist die Frage. Und welche wären dann die unabänderlichen, allgemein erkanten Data, durch welche sich ausmachen ließe, irgend eine Vorstellung oder ihr Stof wären der Vernunft wirklich eingepflanzt. Doch wol die Allgemeinheit und Nothwendigkeit der Vorstellung; das unvermeidliche Interesse eines ihr entsprechenden Gegenstandes; die Evidenz der Erkentniß? Aber woher denn der Streit zwischen den vier Hauptparteien über die unter denselben unentschiedene Frage: ob unsre Vorstellungen von der Gottheit, Seele, Freiheit, auch richtige, wirklichen Gegenständen entsprechende Vorstellungen wären oder nicht — wenn die bejahende

hätte Antwort auf diese Frage der menschlichen Vernunft unvermeidlich nothwendig, allgemein einleuchtend wäre?

Selbst mehrere Vertheidiger der angebornen Begriffe haben sich genöthigt gefunden, zur Erfahrung, oder welches hier eben soviel heißt, zur sinlichen Erkentniß, ihre Zuflucht zu nehmen; um sich zu erklären, wie diese angebornen Vorstellungen, welche sie für bloße Anlagen, Grundbestimmungen des Gemüths, blos mögliche Vorstellungen hielten, zur Wirklichkeit eigentlicher Vorstellungen gelangen könten. Sie glauben, die ganze Sache begreiflich gemacht zu haben, wenn sie annehmen, daß die sogenanten geistigen Ideen bei Gelegenheit, und auf Veranlassung sinlicher Eindrücke aufgeweckt, belebt, entwickelt werden. *) Der ungleich größere Theil der philosophischen Schriftsteller hingegen, hat sich von der Platonischen oder Leibnitzischen Lehre von den angebornen Begriffen gänzlich losgesagt, und glaubt mit Locke den Ursprung der Vorstellungen übersinnlicher Gegenstände aus den durch die Sinnlichkeit gelieferten, aber durch Vernunft modifizirten, bearbeiteten Materialien erklären zu können, oder vielmehr zu müssen. Sie glauben, daß

*) Eins dieser Worte sagt hier so wenig als das andere, und jedes steht nur eigentlich in dieser Hypothese da, um die Lücke eines mangelnden Begriffes auszufüllen, nicht um einen Begrif zu bezeichnen.

Digitized by Google

daß das Gemüth nur vermittelst der sinnlichen Eindrücke zu was immer für einen Stof seiner Vorstellungen gelangen könne, und ungeachtet keinem unter ihnen meines Wissens, bisher eingefallen ist, Gott, Seele, Freiheit, für Gegenstände der Sinlichkeit auszugeben, so behaupten sie gleichwol, dasjenige was die Sinlichkeit nicht unmittelbar durch sich selbst könne, werde ihr durch Vernunft möglich, die ein Vermögen besäße aus dem sinlichen Stoffe, den Stof übersinlicher Vorstellungen zu ziehen, oder vielmehr selbst dieses Vermögen wäre.

Wenn das Vermögen das Uebersinliche aus den Sinlichen abzuleiten, wirklich in der Vernunft vorhanden wäre, so müßte dasselbe von dem bloß logischen Vermögen verschieden, so müßte es das metaphysische Vermögen sein, das, wenn es mit jener Ableitung seine Richtigkeit hätte, bisher zwar nicht in seiner ursprünglichen in der Einrichtung der Vernunft gegründeten Beschaffenheit, aber doch wenigstens aus seiner Wirkung, nämlich der übersinlichen Erkentniß genugsam bekant wäre. Allein eben das Unentschiedene, Streitige, Problematische dieser Wirkung ist es, wodurch bisher jenes metaphysische Vermögen selbst unentschieden, streitig, problematisch geblieben ist. Wir haben leider noch keine Ableitung des Uebersinlichen aus dem Sinlichen aufzuweisen, die auch selbst von den Metaphysikern von Profession, und den vortreflichen Köpfen unter ihnen allgemein anerkant wäre.

Wäh-

Während die eine Hauptpartei der philosophischen Welt diese Ableitung wirklich vorgenommen zu haben vorgiebt (und, wolgemerkt! über die Art und Weise derselben selbst unter sich uneinig ist) thut die andere Hauptpartei gerade das Gegentheil, und leitet das Nichtsein des Uebersinlichen von dem Sinlichen ab; die dritte erklärt diese beiden Ableitungen für gleich grundlos, und für eine der Natur des menschlichen Geistes unangemessene vergebliche Arbeit. Die vierte endlich hält jene Ableitung nicht nur für etwas Unmögliches, sondern sogar für einen Eingrif in die göttlichen Rechte, indem es der Gottheit allein zukäme, das Dasein übersinlicher Gegenstände zu offenbaren. Wer also da vorgiebt, seine Ableitung des Uebersinlichen aus dem Sinlichen wäre etwas ausgemachtes, der behauptet das Ding das nicht ist, der will uns sein kleines Wissen für das Wissen des menschlichen Geistes aufdringen und verkauft seinen Lesern oder Zuhörern eine Unwarheit, von der sich jederman, der nicht durch die metaphysische Brille jenes Mannes, sondern mit seinen eigenen Augen sieht, auch nur durch einen Blick auf das was in der philosophischen Welt wirklich vorgeht, überzeugen kan. Wenn das Dasein der Ursache bloß aus dem Dasein der Wirkung geschlossen werden soll: so ist jenes so lange nicht ausgemacht, als dieses nicht ausgemacht ist. Es ist also wirklich nicht ausgemacht, ob es ein metaphysisches Vermögen

der

der Vernunft gebe, weil es nicht ausgemacht ist, ob eine richtige Ableitung des Uebersinnlichen aus dem Sinnlichen möglich sei

Wenn die, also erst auszumachende Frage: ob es ein metaphysisches Vernunftvermögen gebe? nicht wieder aus den streitigen Grundsäzen der vier Hauptparteien beantwortet, und folglich nicht wieder auf dem alten Kampfplaze der Metaphysik abgehandelt werden soll, so muß sie mit einem ganz andern Sinne, als bisher geschehen ist, aufgestellt werden. Sie muß nicht von der Wirklichkeit oder Unmöglichkeit der übersinnlichen Erkentniß ausgehen; sondern beides ganz dahin gestellt sein lassen, und sich mit dem bloßem Vermögen der Vernunft beschäftigen. Daher denn auch bei ihrer Beantwortung vor allen Dingen untersucht werden muß, nicht wie, sondern ob eine Ableitung des Uebersinnlichen aus dem Sinnlichen möglich sei oder nicht; d. h. ob sie keinen Widerspruch enthalte, ob sie nicht allgemeingültigen Gesezen des menschlichen Vorstellungsvermögens widerspreche. Denn im Falle ein solcher Widerspruch allgemeingültig erwiesen werden könte, wäre es eben dadurch entschieden, daß die Vernunft kein metaphysisches Vermögen besize.

Da die Vernunft bei der Ableitung des Uebersinnlichen aus dem Sinnlichen, den Verstand oder das Vermögen zu urtheilen vorausesezen würde, so

wird

Digitized by Google

wird auch der Verstand besonders untersucht werden müssen. Der Verstand ist es, welcher zuerst die roben durch die Sinnlichkeit erhaltenen Materialien bearbeitet, und der Vernunft überliefert. Die von ihm gefällten Urtheile machen zunächst den Stof der Vernunftschlüsse aus. Es muß also gezeigt werden, was der Verstand vermöge, was durch seine Bearbeitung des sinlichen Stoffes möglich sei? mit einem Worte: es muß das Verhältniß des Verstandes zur Sinlichkeit genau und bestimt angegeben werden.

Auch der Verstand kan zu nichts in Ansehung unter diesem Namen das bloße Vermögen zu urtheilen verstanden wird, nichts als ein logisches Vermögen sein, aus einem gegebenen Stoffe Urtheile zu erzeugen. Der Stof den er zu seinen Handlungen nötig hat, kan nicht von ihm aus nichts erschaffen, er muß ihm gegeben sein. Ist es mit diesem Gegebensein des Stoffes nicht richtig, so mag ein Urtheil seiner Form nach noch so richtig sein: so wird es der Materie nach gleichwol falsch sein. Z. B. Ein goldner Berg ist etwas wirkliches. Der König von Eldorado ist reich. Auch bei dem Verstande hängt die materielle Wahrheit nicht von der bloßen Form, sondern von dem außer der Form gegebenen Stoffe ab. Der Verstand kan nichts bearbeiten, was ihm nicht gegeben ist, und er kan es nur in so ferne bearbeiten, als es ihm gegeben ist. Um also genau bestimmen zu können, was

der Verstand aus dem Materialien der Sinnlichkeit herauszubringen vermöge, muß vorher untersuchet werden, was denn eigentlichdenn Verstande durch die Sinnlichkeit geliefert werden könne, und wie es durch die Sinnlichkeit geliefert werde; das heißt, es muß das Verhältniß der Sinnlichkeit zum Verstande ausgemacht werden.

(Der Beschluß nächstens.)

Das vollkommene Weib
und
der vollkommene Mann.
Beschluß.

Der Prinz wolte vor Verdruß vergehen, und er ließ sich seine Sehnsucht tausendmal gereuen. Vielleicht hätte er sein Verlangen, die Prinzeßin zu sehn, ganz aufgegeben, wenn er nicht durch eine plözliche Abreise eine zu gewaltthätige Sensation auf dem Hofe zu machen gefürchtet hätte. Um sich Ersaz für seinen Verdruß zu verschaffen, tadelte er alles, was er um und neben sich sah, und sein Oberhofmeister stimte treulich ein, weil auch er mit seinem Verlangen die Oberhofmeiste-

rin

zu sehn, schmerzlich hingehalten wurde. Die Bequemlichkeiten, die sie um sich sahen, mußten ihren bittersten Spott fühlen, der dadurch nicht unterdrückt wurde, daß man ihm sagte, die Oberhofmeisterin der Prinzeßin hätte sie erfunden. Unter andern machte dem Prinzen eine Toilette großen Verdruß. Er wußte anfangs nicht, wozu dies zierliche, mit tausend seltsamen Dingen angefüllte Wesen dienen solte; und als man es ihm erklärte, und dabei andeutete, es sei zu seinem Gebrauche bestimt, wolt er aus der Haut fahren. Er beklagte sich laut, daß man ihn für ein Weib hielte, da er doch, wie ihm sein Oberhofmeister zeugen müßte, der vollkommenste Mann wäre. Er schlug auch einige Bücher auf, und da er kein einziges Roß- und Reitbuch darunter fand, sondern lauter Romane, die von Liebe, Leidenschaft, Herz, Gefühl, Thränen und Mondschein starrten, warf er sie, so prächtig sie auch gebunden waren, aus dem Fenster, und sahe zu, wie sanft und dezent sich die Gassenbuben, die ihre Lieblingslektüre darin erkanten, darum rauften. Darauf nahm er eine Landkarte her, bloß in der Absicht, den nächsten Weg in die Staaten seines Vaters darauf zu suchen; aber sein Unmut bekam neue Nahrung, als er sahe, daß sie das Land der Liebe darstellte. Auch diese warf er aus dem Fenster, und machte dadurch eine ganze Koppel zärtlicher Stubenmädchen rüh-

rig, die mitten auf der Straße einen Kreis schlossen, und sich von Friseurs und Lakeien die darauf verzeichneten Provinzen näher beschreiben ließen.

Der Schlaf bemächtigte sich endlich des Prinzen wie des Hofmeisters; sie warfen sich auf ein Kanape, und man mußte beide heftig schütteln, ehe sie erwachten, und ihre Sinne wieder so weit sammelten, daß sie verstanden, was man ihnen sagte. Es war drei Uhr des Morgens, und sie solten nun der Prinzeßin und ihrer Oberhofmeisterin vorgestellt werden.

Der Prinz fand die Prinzeßin durch ein Gewimmel von lispelnden Menschen und für die allerhöchste Weichlichkeit ausstudierten Geräthschaften verbollwerkt. Aber seine Blicke wurden bald von diesen Aussenwerken auf sie selbst gezogen, und in eben dem Nu befiel ihn ein Staunen und eine Bewunderung, die ihm gegen alles Uebrige die Augen zudrückten. Er war in eben dem Grade verzückt und geblendet, als die Prinzeßin über seinen riesenmäßigen Bau erschrocken war. Ihre Feinheit gab indessen nicht zu, daß sie ihm den Schreck merken ließ: sie zwang sich sogar, ihn anzureden, und sie that es mit einem unbeschreiblichen Reize, aber so leise, daß er fast näher, als es die Etikette dulden konte, zu ihr treten mußte. Sie fuhr ein Duzend Schritte zurück, als er mit seiner schrecklichen Stimme antwortete. Die Hofleute

[illegible] erschrocken hinaus, um sie, wenn sie ohnmächtig würde, in ihre Arme zu fassen; und da sie wirklich eine plötzliche Schwäche fühlte, so bat sie den Prinzen um Erlaubniß, unter ihr Kleid greifen zu dürfen. Der Prinz ward ganz hochmögend, und er wollte mit ihr hinunter, mit ihre Erholung abzuwarten; aber der gottseligen Hofdame schrie mit gedämpfter, ängstlicher Stimme, die Prinzessin würde unfehlbar sterben, wenn er dieß thun sollte, und man schlösse einen dicken Stein um sie, mittelst welchen man ihr auf den Rücken der Prinzessin in das ihm angewiesene, so höflich man konnte, zurückdränge.

Seinen Hofmeister fand er schon daselbst, weil seine Audienz bei der Oberhofmeisterin noch weit kürzer gewesen war. Als ihn der Prinz fragte, was es für eine Dame wäre, sagte er mit vielem Anstand: Sehr jovialischen Temperaments. Sie hat, so lange ich sprach, nichts gethan, als gelacht, und als ich ausgesprochen hatte, ließ sie mich stehen und hüpfte singend davon.

Man setzte den Prinzen in den großen Saal und vor ihm ein Gedeck an; aber er lehnte es gähnend ab. Man nöthigte ihn zur Tafel, aber er hielt sich die Augen, und versicherte, daß diese Gnade ihn so müde, sonderlich schläfrig mache. Er bat nur die einzige Gnade, daß man ihm ein Bett anweisen möchte. Sein Hofmeister küssend

eben

über des Verlangen, und man vermuthete selben. Sie schnarchten, und die Dofen lachten.

Diese hatten sich zur Tafel gesetzt. Es waren den Kern aller artigen und wizigen Damen und Hexen, wie es an jedem Hofe, zur Weile für die Fremden, einen solchen giebt. Man kan denken, daß den Prinz der einzige Gegenstand ihrer spizigen Zungen war. Die Prinzessin hatte sich begnügt, bei seiner starken Stimme ohnmächtig zu werden, aber ihre Hofdame behandelten ihn nicht so schonend. Sie wurden nicht satt, ihn mit Spott zu überschütten, setzten aber nach jedem bittern Einfall hinzu: sonst scheint er ein guter Mensch. Sie kamen endlich einmüthig überein, daß er ein roh roturier werden würde, der sich und den Weiberzwang lächerlich machen müßte, wenn ihn die Prinzessin nicht abhobelte und schlossen damit, daß sie ihren Hofmeister, als den Stifter alles Unheils zerfleischten. Die Oberhofmeisterin stimte in diese lezte Geisselung nicht ein, weil sie nicht so barbarmherzig sein wolte, ihn bei ihren unendlichen Vorzügen vor ihm noch dazu lächerlich zu machen; aber gewis ist es, daß ihr seit langer Zeit nichts soviel Vergnügen gemacht hatte, als seine grausame Niederwürgung durch die Zungen ihrer Freunde und Freundinnen, die durch ihre Mittel um Barmherzigkeit nur

noch

noch rührender geworden wären, weil sie in ihrem eignen verdorbenen Herzen zu fühlen glaubten, daß es ihr mit dieser Bitte kein Ernst wäre.

Unterdessen war der Prinz vollkommen ruhig eingeschlafen, und er träumte sehr süß und unausgesezt von seiner schönen Braut, und von — sich, weil er Ursache zur Selbstzufriedenheit zu haben glaubte. Seine ungeläuterte Eigenliebe hatte ihm vorgespiegelt, daß nicht seine Stimme die Prinzessin so erschrecket, sondern vielmehr das Wohlgefallen an seiner Figur, das sie plötzlich überfallen haben müßte, und das sie nicht gern hätte kund geben wollen. Er erwachte nach einem langen und sehr ruhigen Schlafe, und weckte seinen Hofmeister, der seinerseits auch im Traume die Oberhofmeisterin gefällig auf ihn hatte herablächeln sehen; denn so beschrieb ihm seine Eigenliebe ihr wohlwollendes Lachen. Beide hatten während der Nacht alles vergessen, was ihnen den Tag vorher Bedenkliches, Lächerliches oder Widersinniges vorgekommen war; beide weideten sich an den Gedanken, heute nachzuholen, was sie gestern versäumt hätten. Der Prinz kam sogar so weit, daß er sich überzeugte, alle Prinzessinnen wären, wie seine Braut, und er ahndete nicht, daß er dadurch allen Prinzessinnen und zugleich seiner Braut das schreiendste Unrecht thäte. Er beschloß, sich nicht nach der Weise seiner zartfühlen,

Digitized by Google

lenden Göttin zu bequemen, und erwartete mit Ungeduld den Augenblick, wo er sie wiedersehen solte.

Die Oberhofmeisterin fühlte eine Art von Bedauren für den Prinzen, dem ähnlich, das einer ihrer Landsleute darüber äusserte, daß der unsterbliche König kein Landsmann von ihm wäre. Sie ließ den Prinzen bitten, seine Stimme etwas zu mäßigen, und verlangte von der Prinzeßin, daß sie sich etwas Gewalt anthun, und ihn leidlich behandeln solte. Zu den jungen Hofherren und Damen sagte sie mit einer ernsthaften Miene: „Ich weis wol, daß man mediſiren muß, sonst würde man vor ennui sterben, aber Messieurs und Mesdames, thun Sie was Sie können, um dem Prinzen wenigstens nicht an die Nase zu lachen.“ — Man versprach ihr nichts Gewisses, weil es gar zu schwer sei, ernsthaft zu bleiben, wo es herliche Gelegenheit zum Lachen gäbe; man wolte aber zusehen, wie weit man es bringen könte.

Trieb zu gefallen, der sich natürlich und unverkünstelt äusserte, konte unmöglich an einem Hofe, wie dieser, sein Glück machen. Der Prinz hatte so wenig Erfahrung, daß er in eben dem Augenblicke, wo er liebte, auch sich bald Liebe zu verschaffen glaubte. Die geringste Schmeicheley, die man ihm machte, nahm er für ernstlich gemeint an, und auf eine fast unverbesserliche Aufrichtigkeit

keit, die man ihm bezeigte, bauete er große Anschläge. Dieser natürliche Zug überschüttete ihn bei diesem unnatürlichen Menschen mit lächerlichen Seiten, die er nicht einmal ahndete, und die er, wenn man sie mit Lachen empfing, beständig auf sich suchte, und deshalb beständig zur Gesellschaft mit belachte. Daß er auf diesem Wege den ältigen Leuten ein Fest nach dem andern geben mußte, war natürlich, weil bei ihnen alles lächerlich war, was nicht so war, wie sie, und wie hätte der Prinz bei seinem Hofmeister und auf seinem Landsitze werden können, wie sie?

Sie wurden immer kecker, weil sie darauf baueten, daß der Prinz sie nicht verstände, und sie machten es endlich so derb, daß ihm die Augen aufgehen mußten. Daraus entstand bei ihm Mißtrauen, aus diesem Argwohn, und von diesem hatte er zur Gewißheit nicht weit. Da er sich nicht mit den Waffen vertheidigen konte, womit sie ihn angriffen, so ward aus seiner Empfindlichkeit Wuth; aber wenn sie diese in seinem großen Auge aufblitzen sahen, so schlichen sie sich jedesmal leise davon, und keiner wolte der erste sein, der sich mit der starken Faust dieses schwachen Kopfes, wie sie ihn nanten, zu schaffen machte. In gewissen Anwandlungen von Rachsucht dachte er mehr als einmal auf Krieg und Blut, aber die Liebe ließ sie nie zum Ausbruche kommen; denn in eben dem Augenblicke

wo es in seinem Innern gewaltsam stürmte, verzog sich wol der schöne Mund der Prinzeßin zum Lächeln, oder sie heftete ein funkelndes Auge, wobei sie sich nichts dachte, auf ihn: plözlich war jede unstreundliche Empfindung aus seinem Herzen verschwunden, und er war sogar beschämt, daß er sich derselben auf einige Momente überlassen hätte.

Diese Beschämung war ein gutes Zeichen für das Interesse der Prinzeßin, wenigstens zeigte sie, daß seine Eigenliebe biegsam zu werden anfing, ob sie gleich noch einen beträchtlichen Weg hatte, um sich an alles zu schmiegen, aus Kränkungen selbst mildernde Umstände heraus zu studiren, und durch nichts, wenigstens bis zum Ausbruche nicht, beleidigt zu werden. Diese Biegsamkeit erhält man durch unausgesezten Umgang mit der feinen Welt, besonders mit dem weiblichen Theile derselben. Aber wo solte der Prinz diesen kennen gelernt haben? Er war nie unter sogenannten Weltleuten gewesen, war nie geliebt, war noch nicht einmal würdig geachtet worden, von der Koketterie nachgestellt zu werden. Die Schüchternheit, welche erste und wahre Liebe im Gefolge hat, machte sein Wesen noch kleinstädtischer und seinen Anstand noch ungeschickter.

Indessen überwand sich die Prinzeßin doch, ihn ein wenig lieb zu gewinnen, nachdem er unter der beschwerlichsten Aufmerksamkeit, seine Stim-

me

der alle elf Wochen schwächer hatte werden lassen, die aber darum doch nicht seltener, besonders wenn es glaubte, daß das gefallen würde, was er zu thun im Begrif war, in ihrer vorigen Stärke schwoll. Die Prinzessin ward dadurch oft sehr krank, und da ihn dies von Herzen dauerte, so zwang er sich fast über seine Kräfte an, nie anders, als durch die Finger zu sprechen und zu lachen, was ihm zwar neue Lächerlichkeiten gab, wodurch er aber der Prinzessin den Umgang mit ihm erträglicher erleichterte.

So verhielt es sich mit allen übrigen Veränderungen, welche die Liebe in ihm hervorbrachte. Sie wurden ihm äusserst schwer, und doch gewan er wenig dadurch: denn er behielt beständig das Ansehen eines Riesen, der mit Kindern spielt. Seine Fassungskraft war sehr langsam, sein Vortrag war es auch und dabei äusserst trocken; und wenn man auch oft über das, was er sagen wolte, schon vorher lachte, gieng es darum doch nicht als Wiz über seine Lippen. Von Mots sagte er nie; von den Wortspielen, die er machte, wußte er gewöhnlich nichts, und kurz: er sprach nur gut, wenn er von seinen Pferden sprach.

Dessen ungeachtet überraschte er doch die Prinzessin zuweilen mit Naiveten, die ihr nicht wenig gefielen, und die sie nie überhörte, weil

aufhören, seines Gefühls allen, welche sich ihm, ihren lauten Beifall dafür, der zugleich das Zeichen zum allgemeinen Beifall ihrer Hofleute war, und es ward eine Wendung, der sich vielleicht nur von ungefähr bedient hatte, auf einige Tage Mode bei Hofe. Indessen fühlte noch viel das schöne Ding, die Liebe der Prinzessin verschaft haben solle. Das allgemeine Vorurtheil blieb beständig gegen ihre weil Leute, über die man einmal gelacht hat, selten wieder zu einem ausgezeichneten Grade von Achtung kommen. Was die Prinzessin also noch an dem Prinzen liebte, war sie selbst, in sofern sie sich in seiner Folgsamkeit und in seinem Verlangen ihr zu gefallen, spiegelte; aber innerlich verdroß es sie doch, daß dieser Spiegel solch ein plumper Spiegel war, in welchem sie ihre Züge immer nur sehr verzerrt wieder erkante, obgleich sie sich als das vollkommenste Ideal der Vollkommenheit vor denselben gestellt hatte.

Unterdessen ward der Oberhofmeisterin und dem Oberhofmeister doch bange, als sie den Prinzen und die Prinzessin von so unüberwindlich entgegengesezten Neigungen getrennt gehalten sahen; aber nicht darüber waren sie bange, daß nun die sehnlich gewünschte Zusammenschmelzung der beiden Länder unmöglich bleiben, sondern darüber, daß sie die große Belohnung, die ihnen versprochen

wäre, wenn sie dieses zu Stande brächten, ein Engel würden. Jene die schönen Träume der Oberhofmeisterin, deren sie mit Millionen in ihrem Vaterlande zu glänzen, sind des Oberhofmeisters, sein Vaterland umzuschaffen und wo möglich unter einen einzigen sorgfältigen Hirten zu vereinigen, der es ruhig beherrschte, und alle übrigen Nazionen, auch die Türken, unterliegt liege. Alle diese stolzen Entwürfe kannten, und beide fühlten sich bei aller Verschiedenheit gegenseitig gedemüthigt, und dies machte sie, da sie beide, während sie alles ganz genau zu haben glaubten, alles schlecht zu machen hatten. Bezeichnend ist es, daß jede, kaum so hat als schlecht sei, und um ihren innern Mißvergnügen darüber Luft zu verschaffen, schoben sie nun wechselsweise die Schuld eine auf das andere, statt daß sie vereint darauf hätten denken sollen, das Verdorbene wieder gut zu machen.

„Mein Prinz,“ sagte der Oberhofmeister, „ist ein vollkommener Mann. Er ist gesund, stark, geschmeidig, voll Muth, voll Majestät. Was braucht es mehr?“

„Liebenswürdigkeit!“ erwiederte die Oberhofmeisterin: „Ich beklage Sie,“ setzte sie mit stolzem Selbstgefühl hinzu: „denn wer Augen hat, wird sehen, daß Ihre Erziehungsgrundsätze gegen die meinigen ganz unerträglich

plump

plump sind. Meine Prinzeßin hat die feinste Kultur, das zarteste Gefühl, den schärfsten Verstand und das reizbarste Herz, und die Vorzüge ihres Körpers gehen mit den Vorzügen ihrer Seele Hand in Hand. Der Prinz läßt ihr, troz seiner Rohigkeit, diese Gerechtigkeit wiederfahren, und dadurch wird der Tadel noch bittrer, der auf Sie fällt."

„Kan sein, daß er das thut," erwiederte der Oberhofmeister mit einer ziemlich ungeschliffenen Freimüthigkeit: aber er läßt ihr nur Gerechtigkeit wiederfahren, weil er weiter noch nichts gesehen hat. Sonst könte er unmöglich an dieser Puppe Geschmack finden, die vor lauter Reizbarkeit nicht hören, nicht sehen, nicht fühlen, nicht schmecken kan."

Die Oberhofmeisterin wolte ihm mit ihrer gewöhnlichen Lebhaftigkeit den Kopf waschen; aber er bat sie, ruhig zu sein und ihre gemeinschaftliche Sache nicht noch durch Zwist zu verschlimmern. Uberhaupt hätten sie doch, da das Ganze einmal schief ginge, und beide Väter würden sie aus eben diesem Gesichtspunkte beurtheilen. Es wäre besser, wenn sie diesen die Sache so vorstellten, wie sie wirklich wäre, beide sich der Uebereilung schuldig gäben, und um Verzeihung bäten, noch ehe man von selbst dahinter käme, daß sie Verzeihung bedürften.

Es

Es kostete ihm große Mühe, ihr diesen an sich vernünftigen Vorschlag einleuchtend zu machen: sie wiederholte noch tausendmal, daß sie ihre Pflicht gethan hätte, und daß sie alle berühmte Erzieherinnen aufsuche, sie sorgfältiger und mit mehr Ueberlegung zu thun. Ihre Prinzeßin paßte zu einem vollkommenen Manne; aber sein vollkommener Mann paßte nicht zu einem vollkommenen Weibe. Der gesunde Verstand des Oberhofmeisters (denn gesund war er wirklich und er war ungefähr nur eben so zu tadeln, als man etwas zu volle rothe Wangen tadelt) besiegte sie aber doch endlich, und sie beschlossen, den beiden königlichen Vätern vorzutragen, daß sie an einem Grenzort zusammen kommen und ihnen Rechenschaft über die Erziehung ihrer Kinder abnehmen möchten.

Den beiden Vätern war es ganz recht, daß sie einmal wieder etwas von ihren Kindern hören sollten. Sie hatten sich die Zeit her fast gar nicht um sie bekümmert, weil es eins der Hauptbedingnisse der Erzieherin wie des Erziehers gewesen war, daß man ihnen die königlichen Kinder ganz in ihre Hände gäbe, damit die Väter nicht wieder einrissen, was der Lehrer oder die Lehrerin bauete. Diesem Verlangen, das bescheidener gefunden wurde, als es wirklich war, hatten sich die Väter gefügt, und voll Vertrauen auf das Jahrgeld und das beträchtliche Abschiedsgeschenk, das sie ihnen bewilligt hatten, waren sie bestrebt gewe-

gewesen; ihre Kinder so lange zu verlassen, bis ihnen dieselben als Wunderwerke der Natur wieder ausgeliefert werden würden.

Sie verfügten sich also an den bestimten Ort der Zusammenkunft, und jeder hatte in seinem Gefolge einen Redner, die dem Lehrer und der Lehrerin in einer zierlichen Rede für ihre Mühe und ihre glückliche Unterweisung danken solten. Die Oberhofmeisterin kam in einem Whisky, hoch in der Luft schwebend, und bloß vom Winde getrieben, äusserlich triumphirend, aber innerlich voll Beschämung an. Die Malerei an ihrem Wagen war im feinsten Geschmack und das Lederwerk mit breiten Atlasbändern überzogen, auf welchen eine Menge Sonette und Madrigale, die zu ihrem Lobe verfertigt worden, gedruckt standen. Hinter demselben war ein künstlicher Blasebalg sehr sinnreich so angebracht, daß er den Wagen ohne Pferde trieb, wenn sie mit dem Fuße ein Federwerk in Bewegung sezte.

So künstlich der Wagen der Oberhofmeisterin war, so einfach war der Wagen des Oberhofmeisters. Er war nach der Form gemeiner Leiterwagen gemacht, nur etwas feiner, und vor denselben waren zwei der schönsten Ochsen gespannt, die in der Meierei des Prinzen gezogen worden waren. Dies Fuhrwerk war, wie man leicht denken kan, keins der geschwindesten, und doch kam der Oberhof-

Hofmeister eher an, als die Oberhofmeisterin. Ihr mechanischer Wagen war sehr gut für Strecken von einigen hundert Schritten, aber nicht für Strecken von zwei bis drei Meilen. Ihre garten Füße waren des Tretens bald müde geworden, und ihre Bedienten, die sie einen nach dem andern auch damit ermüdet hatte, mußten sie endlich, indem sie ihre Schnupftücher an die Achsen banden, fortziehen, weil keine Pferde davor gespannt werden konten.

In diesem sehr verschiedenen Aufzuge kamen beide nach dem bestimten Orte. Die königlichen Väter empfingen sie sehr gnädig, und vermehrten dadurch ihre innere Unruhe und Beschämung; doch war der Oberhofmeisterin bei weitem nicht so bange, als dem Oberhofmeister, weil sie weit mehr Insolenz besaß, als dieser. Auch die Herren im Gefolge der beiden Könige waren äusserst verbindlich, bis auf Einen von Seiten des Vaters des Prinzen, der sich beständig in der Ferne hielt, und den Oberhofmeister wie die Oberhofmeisterin kaum eines Blickes würdigte. Es war eben der Mann, den man eben in eine eingebildete Ungnade, wie es schien, hatte fallen sehen, und der deshalb seine Entlassung als Großkanzler gefodert hatte. Sein damaliges ängstliches Benehmen könte ein nachtheiliges Licht auf seinen Karakter geworfen haben, deshalb müssen wir hier deutlicher angeben, was wir oben der

Scharfsicht des Lesers nur hinwerfen: dieß nämlich, daß seine Ohnmacht nur verstellt war, und daß er die besorgte Ungnade seines Herrn nur zum Vorwande nahm, seiner beschwerlichen Stelle los zu werden, um sein herannahendes Alter mit Ruhe und Heiterkeit abwarten zu können. Daß er aber doch wieder in sein altes Joch gespannt wurde, ging ganz natürlich zu. Man hatte dem Könige hinterbracht, daß ein einziger schiefer Blick von ihm, diesen Mann bis zum Ohnmächtigwerden erschüttert und an den Rand des Grabes gebracht hätte. Diese schreckliche Wirkung des königlichen Auges schmeichelte seinem Besitzer, und zum Danke dafür, daß der ehemalige Großkanzler es so schrecklich auf sich hatte wirken lassen, rief er ihn zu seiner Stelle zurück, die zum Glücke noch nicht besetzt war, weil sie nicht besetzt werden konte, soviel würdige Kandidaten (ihrer eignen Meinung nach) auch da waren. Man wundre sich nicht über diese seltsame königliche Laune, sie ist bloß menschlich. Diesmal jagte sie einen brauchbaren Mann fort, und rief ihn wieder, alles, in dem kurzen Laufe von acht oder zehn Tägen. Der König hatte nach der Zeit sein fürchterliches Augenspiel auch an einigen Kammerjunkern versucht; aber sie waren weder ohnmächtig geworden, noch hatten sie ihre Entlassung gefodert: aber dafür gab er sie ihnen aus Verdruß über ihre unverschämte Gefühllosigkeit.

Der

Der würdige Großkanzler hatte damals in der That nur deshalb geschwiegen, weil er den Rath seines Kollegen so widersinnig fand, daß er ihm nicht einmal eines Wortes werth schien; als er aber dessen ungeachtet sah, daß er von den königlichen Vätern angenommen wurde, verzweifelte er, seinem Herrn je wieder einen vernünftigen Vorschlag annehmlich machen zu können. Dieser Gedanke war, wie er seinen vertrautesten Freunden nach der Zeit entdeckt hat, die wahre Ursach seines Ohnmächtigwerdens und seines Zurückzuges vom Hofe.

Jezt hatte er sich vorgenommen, sein damaliges Schweigen mit Wucher zu ersezen. Er hatte nämlich in aller Stille Nachrichten von der Erziehungsart des Prinzen und der Prinzeßin eingezogen, und war in diesem Geschäfte desto aufmerksamer und eifriger gewesen, je treffender der Erfolg seinen geheimen Vermuthungen zusagte. Er hätte gleich in den ersten Momenten die schiefe Verfahrungsart beider in ihr ganzes lächerliches Licht sezen können, aber zu ihrer gerechten Strafe sollten sie selbst beichten. Dies geschah denn auch endlich mit einem Strome von Entschuldigungen auf beiden Seiten, die vielleicht Wirkung gethan haben würden, wenn die Erwartungen der beiden Väter nicht so hoch gespannt gewesen wären. In den Augen beider funkelten Unwille und Verachtung, und sie waren

wirklich fast eben so ungnädig, als die beiden Lobredner, die acht saure Tage und Nächte über ihren Reden gebrütet, und dadurch den Höchsten Ruhm einzuärnten gehofft hatten, jezt aber ihre herlichen Sachen nicht an Mann bringen konten.

Nun trat der Großkanzler auf, und sprach mit einem Nachdrucke, der die königlichen und die pädagogischen Herzen in ihren Grundfesten erschütterte. Sein Kollege, der den unglücklichen Rath gegeben hatte, mußte halbodot hinweggetragen werden, weil er wirklich halbtodt war, und weil die wirklich tiefe Ungnade seines Herrn schwer auf ihn fiel. Zur Bestrafung der Oberhofmeisterin und des Oberhofmeisters that der Großkanzler den Vorschlag, daß sie ihre jezigen Wohnplätze und Lebensart gegen einander vertauschen, und daß der Oberhofmeister an den wizigen Hof und die Oberhofmeisterin auf den ehemaligen Landsiz des Prinzen verpflanzt werden solte. Lächerlichkeiten hätten beide über ihre Zöglinge gehäuft, sagte er: also müßten sie auch durch Lächerlichkeit bestraft werden, der beide nicht entgehen würden, wenn sie in einen ihrem vorigen ganz entgegen gesezten Wirkungskreis versezt würden.

Die königlichen Väter billigten seinen Vorschlag von ganzem Herzen.

„Also reiset,“ fuhr er zu den Schuldigen fort: „reiset ohne Zeitverlust! Sie nehmen

(sagte

(sagte er zur Oberhofmeisterin) den Wagen des Oberhofmeisters, und Sie (zu diesem) Sie nehmen das windige Fuhrwerk der Oberhofmeisterin. Seht zu, wie es geht; und geht es schwer, so denkt daran, daß es nach euren Anstalten dem Prinzen und der Prinzeßin eben so schwer werden mußte, wechselseitig sich in ihr Wesen zu finden!

Die Oberhofmeisterin blieb in den ersten Minuten, durch die Wendung, die ihre Sache nahm, so sehr überrascht, daß sie nicht einmal Worte finden konnte, um ihr Erstaunen kund zu geben; und als sie sich wieder erholt hatte, sah sie sich schon von dem Angesichte der königlichen Väter entfernt, an dem Arm eines ihrer ehmaligen Günstlinge, der sie mit schelmischen Blicken zu ihrer neuen Equipage begleitete, und ihr ein äusserst witziges Lebewohl sagte. Ihr Unwille fuhr in die Peitsche, die man ihr in die Hand gab, um die Ochsen anzutreiben. Sie jagte diese bedächtigen Thiere aus dem Athem über Stock und Stein, und warf bald um, bald blieb sie im Moraste stecken. Ein einziger Knecht war bei ihr, der nichts that, als die Ochsen zu bedauren, und über ihre Gebieterin zu lachen.

Auf der andern Seite machte der Oberhofmeister eine nicht minder lächerliche Figur. Sein leichter Wagen krachte, wenn er sich in demselben regte, und von seiner Stirne troffen dicke Perlen

len Angstschweiß, weil er mit der Windmaschine nicht recht umzugehen wußte, und weil die Reise, die er darauf machen solte, zu lang war. Er sah sich endlich gezwungen, abzusteigen, und den Wagen selbst zu ziehen, weil die Bedienten Befehl hatten, ihm in nichts zu helfen. Erst vor dem Thore der Residenz bestieg er ihn wieder, und vor Entkräftung halbtodt kam er endlich im Palaste an. Hier erwartete ihn alles, um über ihn zu lachen und ihn zu necken. Die größte Lächerlichkeit für ihn zog man aus den Lobgedichten, die auf das Lederwerk seines Wagens geklebt waren, und die man mit strömendem Wize ihm anzupassen suchte. Selbst der Prinz lachte über ihn, und die Prinzessin hatte keinen sehnlichern Wunsch, als daß sie ihre Oberhofmeisterin auf ihrem Fuhrwerke gesehn haben mögte, um auch über sie zu lachen.

Der Zustand dieser beiden ungepflanzten Wesen war unsäglich peinlich. Beständig waren sie in einer andern Rolle, als die sie einstudiert hatten, beständig strebten sie, ihre jezige Rolle ihrem ehemaligen Wesen anzupassen. Diese Reformirsucht ward die ergiebigste Quelle von Lächerlichkeiten für sie. Die Oberhofmeisterin war der Spott ihrer Knechte und Mägde, die ihre Fragen theils nicht verstanden, theils als närrisch belachten. Sie ließ ihre Kuhställe, Heuboden und Speicher tapeziren, ihre Kühe und Schafe waschen

Wacholder und mit ihren Leibfarben bemalen, die Hörner ihrer Ochsen und Ziegen ließ sie versilbern oder vergolden, je nachdem sie sich wizig gezeigt hatten (denn mit Wiz belebte sie alles um sich her, und sie legte ihn in die Hörner der Ochsen und in die geschmeidigen Schenkel der Ziegen) und auf dem Viehhofe wurden täglich große Quantitäten von Wacholder- und Räucherpulver verbrant, damit er nicht nach — Vieh riechen solte. Kurz, es giebt keine Widersinnigkeit, worauf sie nicht gefallen wäre. Den Lohn dafür fand sie in der Verachtung und dem Spotte ihres Gesindes und der ganzen ländlichen Nachbarschaft.

Die Lage des Oberhofmeisters war an dem wizigen Hofe nicht minder lächerlich. Auch er wolte reformiren, und ward mit dem blutigsten Spott empfangen. Man hörte seine Abhandlungen vom Stande der Natur gewöhnlich sehr aufmerksam an, aber bloß in der Absicht, um mit Faxenblicken das Lächerliche darin aufzusuchen; und wenn er denn mit Wirkung und Nachdruck gesprochen zu haben glaubte, regneten Einfälle auf Einfälle von allen Seiten, und die ihm am aufmerksamsten geschienen hatten, wurden seine giftigsten Peiniger. Gern hätte er sich mit seiner Demüthigung in die tiefste Einsamkeit vergraben, aber er hatte bei Lebensstrafe Befehl, bei allen Assemblees zu erscheinen, alle Feste zu

Digitized by Google

zuordnen, und keine Minute stum zu sein: ein Befehl, der ihn auf einer ewigen sehr empfindlichen Folter erhielt.

Unterdessen hatte der würdige Großkanzler nicht bloß dafür gesorgt, daß der Erzieher und die Erzieherin passend bestraft wurden, er hatte auch Anstalten gemacht, wodurch ihre Fehler wieder gut gemacht werden konten. Dem zufolge hatte er der Prinzeßin eine andre Oberhofmeisterin, und dem Prinzen einen andern Oberhofmeister ausgesucht, die beide einheimisch waren, und soviel Talente hatten, daß sie das Verdorbene nicht bloß wieder gut machten, sondern den Prinzen und die Prinzeßin nach und nach ganz umbildeten.

Die Oberhofmeisterin war eine erfahrne Dame in den besten Jahren, mit einem hellen und gesunden Verstand, und mit einem gründlichen Geschmacke begabt. Sie fing damit an, daß sie den Körper der Prinzeßin nach und nach abhärtete, weil sie überzeugt war, daß dann ihre Seele von selbst Kraft bekommen würde. Ein sehr geschickter Arzt ward ihr zugegeben, der das, was kränkliche Reizbarkeit war, durch anfangs laue und nachmals immer kältere Bäder in gesunderes Gefühl verwandelte, während die Oberhofmeisterin durch einen Wechsel von Unterhaltungen, die immer anziehend, aber nicht spielend, unterrichtend, aber nicht schwer waren, ihren Verstand

Digitized by Google

stand und ihr Herz nach und nach zur Festigkeit leitete. Allmählig lernte die Prinzessin wieder schmecken, fühlen und riechen, urtheilen und empfinden, und sie kam endlich auf den Punkt, wo weibliche Zartheit, die von Verzärtlung so weit, als von männlicher Derbheit entfernt ist, stehen muß, um in dem ganzen Glanze und mit dem ganzen Zauber ihres ursprünglichen Wesens zu glänzen und zu wirken. Mit der Umbildung der Prinzessin hielt die Umbildung des Hofes Schritt. Man lernte wieder laut reden, man fürchtete sich nicht mehr vor Gewittern, die Klecken, die allgemein Mode geworden waren, wurden eingestampft und zu nützlichen Geschirren umgeblasen, die Blumengärtnerei kam wieder in Flor, und eine Menge Modenhändler wurden bankerot. So stieg das Nützliche jeder Art, durch das wohl abgewogene Benehmen der neuen Oberhofmeisterin, was durch die Thorheiten der alten gesunken war.

Der neue Oberhofmeister, der dem Prinzen gegeben wurde, war in seiner Art eben so bedächtig, weise und erfahren, als die neue Oberhofmeisterin. Er hatte selbst gebeten, daß man ihn dem Prinzen als einen geschickten Stallmeister empfehlen mögte, weil er sich ihm dadurch am ersten nothwendig machen zu können glaubte. Als solchen nahm ihn auch der Prinz sehr gnädig auf, und da jener eine tiefe Kenntniß

niß des menschlichen Herzens besaß, so nutzte er diese Gnade, um sich statt derselben bald Zuneigung, und statt dieser bald das höchste Vertrauen des Prinzen zu verschaffen. Der Oberhofmeister, der aus einem der besten inländischen Häuser war, aber lange in fremden Ländern gelebt, und sich ausser einem Vorrathe sehr praktischer Kentnisse, auch sehr glänzende körperliche Talente zu verschaffen gewußt hatte, stellte dem Prinzen vor, daß es sehr leicht sei, die Kräfte des Verstandes eben so auszubilden, als die Kräfte des Körpers, und daß beide, zur innigen Mischung gebracht, das bewirkten, was man einen vollkommnen Mann nennte. Er bat ihn, ausser der Reitkunst auch die Tanzkunst zu üben, ausser dem Studium der Roßwissenschaft auch die Menschenkunde zu treiben, ausser der Kentniß einer ländlichen Oekonomie auch die Kentniß der Staatsökonomie sein Augenmerk sein zu lassen; und er suchte ihn zu überzeugen, daß eine dreijährige Reise in fremde Länder ihn gleichsam spielend so bilden würde, wie sein königlicher Vater es wünschte, und seine künftigen Unterthanen es vom Himmel erfleheten.

Vorstellungen dieser Art wiederholte der Oberhofmeister dem Prinzen täglich, und auf solch eine treffende, bündige und natürliche Weise, daß sie allmählig haften mußten. Am schwersten war es ihm

ihm die Nothwendigkeit einer dreijährigen Reise anschaulich zu machen, weil die Gründe, die dafür sprachen, gegen des Prinzen Liebe zur Prinzeßin sprachen. Der Mentor mußte ihn hier noch einmal von Seiten seiner Eigenliebe fassen, die er gerne, wo nicht unterdrückt, doch gemildert und auf einen andern Punkt geleitet hätte. Die Prinzeßin fühlte nämlich immer noch nichts für ihn, und behandelte ihn darnach. Dies fing jener auf und er unterhielt den Verdruß, den der Prinz darüber faßte, sehr geschickt, vergrößerte ihn sogar und gab ihm nicht selten neue Nahrung. Bei einer solchen Gelegenheit erbitterte er einmal den Prinzen so sehr, daß er beschloß, abzureisen, sogar ohne Abschied abzureisen. Dies geschah wirklich, und die ersten Tage über erhielt sein Führer seinen Unwillen beständig in Schwung, weil er sonst gewiß wieder umgekehrt sein würde. Er stellte ihm vor, daß ihn die Prinzeßin schmerzlich vermissen, ihr kaltsinniges Betragen bereuen, und ihn sehnlich zurück wünschen würde; aber nun wäre die Reihe an ihm, den Kalten zu spielen und sie zur Strafe schmachten zu lassen. Welcher Liebhaber, der auf einer gleichen Stufe der Kultur mit ihm stand, hätte nicht diese Gelegenheit ergriffen, um seine Geliebte recht empfindlich zu quälen. Er war zwar oft gerührt, daß er ihr soviel Kummer machte, aber eben diese Rührung schlug bald wieder in Hartherzigkeit um, und die Absicht des Mentors

war erreicht, ohne daß er seinen Finger dabei verrathen hätte.

So brachte er den Prinzen glücklich über die Grenze, und bereiste nun mit ihm alle benachbarte und entferntere Höfe. Er wählte beständig Zerstreuungen für ihn, in denen er sich selbst gefiel, leitete ihn aber allmählig auf den Punkt, daß er Andern für ihren Beifall, seinen Beifall wieder gab. Durch diesen Schritt gewan er schon viel, denn die Eigenliebe des Prinzen fing nun an einzusehen, daß sie nicht die erste auf der Bühne der Welt wäre, sondern neben andern, (freilich immer sehr ausgezeichnet) ihren Plaz behauptete. Dadurch bekam er Biegsamkeit, Aufmerksamkeit auf Andre, Gefälligkeit. Er kam an Höfe, die dem Hofe seines künftigen Schwiegervaters ganz entgegen gesezt waren, und fand dort Zirkel, die ihn nicht bloß sprechen ließen, sondern auch manches, was er sagte, sehr verständig und artig fanden. Dadurch entdeckt' er oft Talente an sich, von denen er vorher nichts gewußt hatte, die ihm aber sehr lieb wurden, weil sie seine waren, und die er deshalb immer mehr auszubilden suchte. So kam es, daß er bald keinen herrschenden Hang mehr hatte, auf kein's seiner Talente einen ausgezeichneten Werth sezte, und sich überzeugte, daß der Zusammenfluß mehrerer Vorzüge auch einen größern und mannichfaltigern Zirkel von Beobachtern und Bewundrern gäbe. Sein Mentor leitete

diese

diese Begriffe von ihrer Entstehung an auf dem natürlichsten Wege, und dadurch wurden sie dem Prinzen so geläufig, daß er bald, ohne es sich bewußt zu sein, beständig darnach handelte.

Den lezten Stoß bekam seine despotische Eigenliebe in der Kunstakademie eines Landes, das durch seinen Geschmack und durch seine Thätigkeit berühmt ist. Sie hatte ihre jährliche Ausstellung, und der Mentor führte den Prinzen verkleidet zu derselben. Die Aufmerksamkeit aller Zuschauer fanden sie auf ein grosses Gemälde geheftet, das durch seine kühne Anlage und durch die Schönheit und Erhabenheit der männlichen und weiblichen Figuren, die aus demselben hervorgingen, allgemein zu bezaubern schien. Der Mentor mischete sich mit dem Prinzen unter das Gewimmel und bat ihn, wol Achtung auf die Urtheile der Umstehenden zu geben. Vor der Hand hatte aber der Prinz noch etwas anders zu thun; er erblickte auf dem Gemälde einen Helden zu Pferde, der mit Jugendkraft und Würde die übrigen Figuren zu tragen schien, ob sie gleich auch ihn zu beherrschen, ihm ähnlichen Zug fänden. Der Prinz verwandte keinen Blick von diesem Halbgott, weil er in ihm — sich selbst sah. Es war seine Figur, sein Auge, seine Brust, seine Haltung zu Pferde, die er an diesem edlen Geschöpfe einer kühnen Künstlerphantasie wieder sah. Er verlor sich eine Zeitlang in den Genuß seines Ichs, und erwachte aus seiner

Digitized by Google

süßen Trunkenheit, um sich von neuem darein zu verlieren; denn er wolte bemerken, daß die Aufmerksamkeit der Anwesenden ausschließend durch jenen vollkommnen Mann beschäftigt und um so angenehmer beschäftigt würde, da sie in dem Prinzen die Kunst von der Natur eingehalt sähen. Es schien ihm gewiß, daß sie in jenem Helden den Prinzen sähen, daß ihre Bewunderung jenes auf ihn, und von ihm auf jenen zurück fiele. Er glühete voll innerer Selbstzufriedenheit, und fühlte von Zeit zu Zeit sogar eine heimliche Neigung, seine Blicke von der bewunderten Figur abzuwenden, damit er nicht den Anwesenden als ein eigenliebiger Bewunderer seiner selbst verdächtig würde.

Aber bald ward er aus seinem süßen Traume sehr schmerzlich aufgeschreckt. Er trat ein wenig zurück, und verdrängte dadurch eine Dame, die hinter ihm gestanden hatte. Sie bat ihn, sie vorzulassen, damit sie das herliche Stück näher sehen könte. Er glühte über und über, weil ihm seine Eigenliebe sagte, die Dame stürbe vor Begierde, seine Lieblingsfigur näher zu sehen. Er ließ sie an eine Stelle, und als sie eine Zeitlang mit innerm Wohlgefallen die Augen unverwandt auf das Gemälde geheftet gehalten hatte, wandte sie sich mit der stummen Pantomime um, als ob sie zu den Umstehenden etwas sagen wolte. Da er glaubte, daß es ihrer Bewunderung

nur

nur an einem Stoß fehlte, um auszubrechen, so gewann er ihr Rede an, machte aber den Anfang mit dem edlen Rosse des Ritters, um ihre Begierde nicht anzustechen. Er lobte das Pferd mit einer Beredsamkeit, als ob kein Reiter darauf gesessen hätte. „Aber mein Gott,“ sagte die Dame: „wie können sie dem Pferde so viel Aufmerksamkeit gönnen? — Sehen Sie nicht die weibliche Figur da im Vorgrunde?“ setzte sie sanft erröthend hinzu, indem sie sich fast in die Lage setzte, worin der Maler seine Figur genommen hatte. —

Der Prinz war wie vom Donner gerührt. Die Dame sah nicht ihn, sondern sich. Voll Beschämung drückte er sich von ihr weg.

Er kam bei einer andern Dame zu stehen, die nicht minder aufmerksam an dem Gemälde hing. Er spürte der Richtung ihrer Blicke nach, und glaubte zu bemerken, daß sie an dem mannhaften Ritter hafteten. Sie sah bald, daß er mit ihr nach einem Punkte blickte. Und sogleich wandte sie sich an ihn, und sagte: „Nicht, mein Herr? Man kan nichts Schöneres sehen, als den Anzug der weiblichen Figur dort, die vor dem Ritter steht? Ich habe diese Mode zuerst getragen, und der Künstler hat mir die Ehre angethan, seine schönste Figur so zu kleiden. Sie hat allgemeinen Beifall gefunden.“ —

Sie sprach noch fort, als der Prinz schon lange nicht mehr da war. Beschämter als vorher, hatte er sich von ihr weggedrängt. Er kam vor einem kleinen unansehnlichen Mann zu stehen, der sehr selbstgefällig zu ihm hinanlächelte.

„Nun," sagte er: „haben Sie die edle männliche Figur dort recht angesehn?"

„Noch nicht recht," erwiederte der Prinz erröthend, und jezt glaubte er an den Mann gekommen zu sein, der ihn für das Original jener Figur hielte.

„O besehn Sie es recht genau!" fuhr der kleine Mann fort: „und dann sagen Sie mir Ihre Meinung!"

Dem Prinzen ward über und über warm. Er richtete seine Blicke von neuem auf das Gemälde. Der kleine Mann zupfte ihn ungeduldig am Kleide: der Prinz sah zu ihm hinunter. „Nicht wahr," sagte der Kleine, indem er sich um einen Schuh größer machte; „Nicht wahr, der Ritter sieht mir zum Bewundern gleich? O, Sie solten mich erst zu Pferde sehn!"

Nein, dieser Streich war zu stark. Der Prinz schritt voll Unmuth über den kleinen Eigendünkel weg, nahm seinen Mentor ungestüm bei der Hand und zog ihn aus dem Saal. Er hab sich Mühe ihm die mancherlei Urtheile über das schöne Gemälde humoristisch zu erzählen; aber es geschah mit solch einer gezwungenen Miene, daß sein scharfsichtiger Führer sehr bald auf den wahren Grund

Digitized by Google

Grund kam. Er nutzte diese Gelegenheit, um den Prinzen ein sehr praktisches Kollegium über die Eigenliebe zu lesen, und seine Bemerkungen griffen diesmal tiefer, als je. Er machte es ihm nun auch bemerkbar, was und wie viel Gründe die Prinzessin Amaru gehabt hätte, ihn nicht so zu schätzen, als er es zu verdienen geglaubt hätte. Diese Wendung gab seinen Lehren vollends die Festigkeit, die sie haben mußten, wenn sie von nun an das Benehmen des Prinzen bestimmen und leiten solten; und er brachte es nun bald dahin, daß der Prinz von sich selbst gerade so urtheilte, als von Andern.

Somit war der Prinz auf dem Wege, sich den übrigen Menschen wieder zu nähern. Er mäßigte seine Stimme, weil sie ihm ungezogen schien, er tummelte sich nicht so wagehälsig auf seinen Rossen mehr, weil die wenigsten Menschen Geschmack daran finden konten, er gewöhnte sich zu Schuhen, weil Stiefeln bei manchen Gelegenheiten gegen den Wohlstand waren, er legte die Fürstenmine ab, weil es Andre von ihm abschreckte, und er sprach nicht mehr beständig von sich, weil Andre auch von sich etwas zu sagen hatten. Auf eben diese Weise schliff er auch seinen innern Menschen ab, und seine Freude, sein Zorn, sein Entzücken und sein Verdruß zeigten sich in minder gewaltsamen Gestalten. Sein weiser Mentor leitete ihn dabei so behutsam, daß er

seinen Arm kaum bemerkte, und daß er, als diese Umbildung zu Stande war, sich selbst für den Urheber derselben hielt, und ein wohlabgewogenes Selbstgefühl darauf bauete.

Wie er ehemals vor Ungeduld brante, sich seiner Braut mit seinen vermeinten Vollkommenheiten zu zeigen, eben so brante er jezt vor Verlangen, sich ihr in seiner neuen Gestalt geltend zu machen. Sein Führer bemerkte dies und fügte sich seiner Sehnsucht. Sie kamen zur Prinzeßin zurück.

Die Hofleute würden ihn nicht gekant haben, wenn seine Figur nicht die alte geblieben wäre. Man hätte gern in ihm seinen Bruder gesehen, wenn er einen Bruder gehabt hätte. Alles gerieth in Aufruhr über seine Veränderung, und jeder eilte, der erste zu sein, welcher der Prinzeßin Nachricht davon gäbe. Man drängte sich voll Bewunderung um ihn her, und sagte seinem Mentor tausend schmeichelhafte Dinge. Die Damen selbst ließen ihm jezt vollkomne Gerechtigkeit wiederfahren, und einige, die es versuchten, sich sein voriges ungebildetes Wesen zurück zu rufen und darüber zu lachen, konten vor Herzklopfen nicht dazu kommen.

Die Prinzeßin bemerkte mit Vergnügen seinen gebildetern Anstand, sein feineres Organ und seinen natürlichen Verstand, der sich in tausend naiven Wendungen äusserte. Er sprach nicht

mehr

Digitized by Google

mehr ausschliessend von Pferden, sondern kam auf die geläuterten Empfindungen seines Herzens. Er zeigte sich ihr als ein ehrfurchtsvoller, feingestimmter, feuriger Liebhaber, der jezt, da er ihren Augen nicht mehr widrig war, es auch bald ihrem Herzen nicht mehr blieb. Seine Neigung entwickelte sich um so schneller, da er auch an ihr nicht mehr das überzarte, kränkelnde, launische Wesen, sondern eine frischere Farbe, eine festere Sprache, einen raschern Gang, ein nicht so zerbrechliches Herz und nicht soviel halbempfundene Empfindungen bemerkte. In wenig Tagen schliffen sie vollends aneinander ab, was sie bisher noch in Entfernung gehalten hatte. Der Prinz erschien jezt bei ihr in Schuhen, und sie fing an, mit ihm auszureiten; er ließ sich ihren Geschmack in der Kleidung, und sie sich seinen Geschmack an der Tafel gefallen; er sprach mit ihr von Toilettensachen, und sie mit ihm vom Marstalle und von der Jagd; er sprach mit ihr von Liebe, und sie hörte ihm erröthend zu; er sprach endlich mit ihr von Vermählung, und mit pochendem Herzen sank sie ihm in die Arme. Ihre Herzen verflossen ineinander, und ihre wechselseitige Liebe verkündigte ihren Ländern glückliche Tage und ewigen Frieden.

Der erste Oberhofmeister und die erste Oberhofmeisterin wurden an dem Tage der Vermählungsfeier von ihrer peinlichen Lage erlöst. Sie

bekamen ein beträchtliches Abschiedsgeschenk, aber keinen Dank. Er legte mit dem seinigen in seinem Vaterlande eine Erziehungsanstalt an, und schikt nach wie vor seinen Zöglingen das Haar ab; und sie zog sich, weil ihr Erwerb nicht glänzend genug gewesen war, um in der Hauptstadt ihres Vaterlandes Figur zu machen, dorthin ein Landstädtchen zurück, wo sie allen Narren und Närrinnen nach wie vor die Köpfe verrückte, und allen vernünftigen Männern und Weibern lächerlich und verächtlich war. Ihres Bruders Glück konte sie nicht machen, also jagte er seine Maitresse fort, und diese lief ihrer ehemaligen Schülerin, mit dem Anerbieten ihre Kammerfrau zu werden, in die Arme.

Der neue Oberhofmeister und die neue Oberhofmeisterin verlangten keine andre Belohnung, als in der Reihe der Menschen mit glücklich zu sein, denen sie eine glückliche Fürstin und einen glücklichen Fürsten erzogen hatten.

Friedrich Schulz.

5.

Abdim, eine morgenländische Erzählung.

Zweiter Gesang.

79.

Aurora röthete die Spizen der Moskeen
Am andern Tag des sechsten Mondes kaum,

Als schon ein Zug begann, wie man ihn nie gesehen,
Ganz Babilon kam um den Morgentraum,
Und für den kleinsten der Pygmäen
War nicht auf einem Dache Raum;
Selbst der Kalif sah diese Karawane,
Nicht ohne Neid, vom goldenen Altane.

30.

Auf schön behangnen Dromedaren ritten
Fünfhundert Schützen, leicht bewehrt, voran;
Mit Heerden Viehs in ihrer Mitten
Kam nun ein Hirtenvolk von etwa tausend Mann
Und sang im Chor des Schäferlandes Sitten
Und was durch's Vieh des Menschen Fleiß gewann;
Ihm folgt ein Zug beladener Kameele
Mit Früchten aller Art und Wein und reinem Oele.

31.

Dem wälzte feierlich ein ungeheurer Wagen
Von Zedernholz sich nach, mit Silber stark beschlagen
Und durch ein Heer von Sklaven fortgerückt,
Auf welchem Teppiche, so reich gestickt,
Als Alexandrien sie dem Kalifen schickt,
Samt Gold- und Silberbarren, lagen;
Ein Sarazenen-Trupp, der weiße Zelter ritt,
Begleitete den Wagen Schritt vor Schritt.

32.

Als dieser Aufzug sich geendet,
Erschien ein Tragestul, bedeckt mit einem Zelt,
An dem sich aller Prunk des Orients verschwendet;
Drein saß ein großer Kriegesheld
In einer Rüstung, die das Auge schier verblendet;
Doch was noch prächtiger, als dies, in's Auge fällt,
War das Gefolg, dem dieser Held befahl:
Ein tausend Mann in hellpolirtem Stahl

33.

Der nächste Zug bestand aus Künstlern und Tra-
banten,
Aus Pferden, Mäulern, Elefanten,
Bepackt mit Spezerei und köstlichem Geräth;
Ein Faeton, mit Perlen reich besät,
In welchem sich der arme Pilger bläht,
Den Abdims Sklaven selbst im Purpur kaum erkanten,
Schloß dieses Schauspiels Pomp, von dem die Stadt
gestand:
Man sah nichts ähnliches im ganzen Morgenland.

34.

Doch ungleich schöner war der Zug, der izt begann:
Zweihundert Nymfen, in Zirkassien geboren,
So reizend man allein sich Mädchen denken kan,
Zum Dienst der Gläubigen im Paradies erkoren,
In Palankinen, die ein Heer von stummen Mohren,
Bei deren Schwärze noch der Schönen Reiz gewann,
Auf seinen Schultern trug, von Abdim selbst geführet,
Bei dessen Pracht die Sprache sich verlieret.

35.

Die reichsten Söhne des Merkur,
Die nur in Babylon und Abdims Freunde waren,
Begleiteten, auf leichten Dromedaren,
Den Glücklichen, zu Bochims reicher Flur,
In unabsehlich langen Paaren,
Der diamantne Strauß, die reiche Perlenschnur,
Die Hals und Turban schmückt, vom Sonnenlicht
bestralt,
Gab solch ein Farbenspiel, als kein Da Vinci malt.

36.

So ging der Zug, mit wechselnden Gesängen
und Saitenspiel, bis an des Eufrats Strand,

und

Und dann durch Wüsten hin voll unfruchtbarem Sand,
Die täglich, schien es, sich verlängten,
Und, bei des Mittags heißem Brand,
Dem Wanderer die Solen schier versengten,
Bis, da zum zwölftenmal die Sonne niederging,
Ein reizend Thal die Reisenden empfing.

37.

Zur Rechten lag ein dichter Zedernwald,
Dem gegenüber sich zwei Felsenreihn erheben,
Die, dächte man beinah, so schroff zum Himmel
streben,
Um gegen Gottes Allgewalt
Dereinst beim Weltgericht dem Sünder Schutz zu
geben.
Hier machte nun die Karawane halt,
Und unser Pilger ging mit Abdim ganz allein
Dem Fußsteig nach zum nahen Zedernhain.

38.

In traulichen Gesprächen von dem Glücke,
Das Abdim vom Besitz des Talisman
Verhoft, ging's immerfort in Zedernwald bergan,
Als nach und nach, zu ihrem Mißgeschicke,
Die Abenddämmerung begann
Und sich der Weg verlor vor ihrem Blicke,
Bis sich die Thür von einer Höhle fand,
In welcher schnell der Wanderer verschwand.

39.

Zu einer Zeit, da Tag und Nacht sich gatten,
In eines Waldes dunkelm Schatten,
Verlassen sich zu sehn, vor einer Höhle Thor,
In welcher sich ein Wesen schnell verlor,
Das kurz zuvor wir an der Hand noch hatten,
Wem sträubt hierbei das Haupthaar nicht empor?

Auch

Auch Abdim sank vor Furcht zur Erde nieder,
Und erst der junge Tag gab ihm das Leben wieder.

40.

Die Sonne war bereits dem Ozean entstiegen,
Als nach und nach der Schrecken ihn verließ,
Und rings umher ein irdisch Paradies
Sich seinen starren Augen wies.
Mit Schauer sah er und Vergnügen
Auf goldnem Sande sich verflechtet mit Perlen liegen:
Der Bäume Stamm war Gold, der Blätter schimmernd Grün,
Ein sprossender Smaragd, die Früchte von Rubin.

41.

Paläste, ganz von funkelndem Metalle
Und Lapis Lazuli erbaut,
Erhuben sich, so weit das Auge schaut;
Allein ein Dom von schimmerndem Krystalle
Verdunkelte, durch seinen Glanz, sie alle
So sehr, daß Abdim, der kaum seinen Augen traut,
Wie wol mit heimlichem und nie gescheutem Grauen,
Bewogen ward, ihn näher zu beschauen.

42.

Ein weites Thor ließ ihn zum Tempel ein,
In welchem von geschliffnen Spiegelwänden
Schon hell genug die Augen zu verblenden,
Ein tausendfacher Lampenschein
Zurükstralt, um nur Oel von Rosen zu verschwenden;
Des Lichtes Quell schien dieser Dom zu sein.
Und in der Mitte saß auf einem goldnen Throne
Ein alter Mann mit einer Stralenkrone.

43.

Bereit zum Dienst des königlichen Alten,
Umgaben den mit Licht umflossnen Thron

Viel

Viel glänzende, ehrwürdige Gestalten.
Der Alte winkt dem armen Erdensohne:
„Wir sind erfreut, vom fernen Babilon
Dich hier zu sehn. Komm! laß die Wunder dir
entfahren!
Ich bin dein Freund, und wußte, was dich drückt,
Bevor mein Auge dich erblickt.“ —

44.

Zum Staub gebückt, hört Abdim jedes Wort.
„Damit du siehst, daß ich die Wahrheit sage,“
Fuhr drauf der Greis in seiner Rede fort,
„So bringet mir, ihr treuen Diener, dort
Den Kasten her mit ehernem Beschlage!“
Er sprachs, und nur mit Einem Flügelschlage
Entschwang ein Geisterpaar sich seinem Blik,
Und kam gleich schnell mit schwerer Last zurük.

45.

Ein Kasten stand nunmehr zu seinen Füßen
Mit funfzig Schlössern fest verwahrt,
Die schwerlich, wenn auch Urian den Bart
Dazu gemacht, ein Schlüssel würde schließen.
„Nimm,“ sprach der Geist, „was dir das Schicksal
aufgespart,
Das Ungemach der Reise zu versüßen!
In diesem Kasten, den dir nichts mehr rauben kan,
Liegt Aladins berühmter Talismän.“ —

46.

„Muß ich,“ fiel hier der Kaufmann höflich ein,
„Auf jenem weiten Weg durch Jemen,
Den schweren Kasten mit mir nehmen?
Und dürft' ich nicht den Talisman allein“ —
„Verdamter Wicht! Du solltest dich schämen,“
Versezt der Geist. „Der Kasten ist ja dein;

Dies ist genug! Giebst du der Neugier Platz,
So sichert nichts dir den gefundnen Schatz."

47.

„Inzwischen nimm die funfzig Schlüssel hier;
Doch laß dich nicht den eitlen Fürwiz plagen!
Kanst du den Glanz des Talismans ertragen,
Den Geister selbst, voll brennender Begier,
Mit halben Blik kaum anzusehen wagen?
Genug davon! der Kasten folget dir!
Jezt kanst du sicher drauf dich niederlegen,
Und, wenn du wilst, der süßen Ruhe pflegen." —

48.

Der Kaufmann legte sich kaum auf dem Kasten nieder,
So schlossen sich die trägen Augenlieder.
Ein schöner Traum macht' ihm den Schlummer süß,
Und er erwacht' am andern Morgen wieder
Da, wo er jüngst die Karawane ließ;
Allein so weit das Thal sich seinen Augen wies,
Fand er, von mehr als funfzehntausend Seelen,
Zehn Sklaven nur mit einigen Kameelen.

49.

„Wo sind denn die, die mich vor wenig Tagen
Und mein Gepäck in dieses Thal gebracht?"
Fing Abdim nun, verwundert, an zu fragen?
„Wir," sprach ein Sklav, „wir wissen's nicht zu sagen;
Denn wir befinden uns seit dieser Nacht,
Unwissend wie, durch unsichtbare Macht,
In diesem Thal, wo du gefunden bist,
Den Wir unlängst in Babilon vermißt."

50. „Wir

50.

„Wir wolten dort nach jenem Walde ziehn,
Da sahn wir dich auf einem Kasten schlafen,
Der nicht bequem zur Ruhestätte schien.
Der blaue Himmel war dein Baldachin;
Drum trugen sanft dich deine treuen Sklaven
Auf's Bett, das sie in diesem Zelte trafen.
Jezt, Herr! sind Wir nur deines Winks gewärtig
Und, wenn du willst, zum Marsch nach Hause fertig.“ —

51.

„Ist auch der Kasten hier?“ fiel Ahdim, etwas eilig
Und minder klug, dem Sklaven in das Wort.
„Herr! der, worauf du lagst?“ „Ja freilich,“
Versezt der Sklav, „verwahrten wir ihn heilig,
Samt funfzig Schlüsseln, die wir dort
Zu deiner Seite sahn.“ — „Schon gut!“ fuhr Ahdim fort;
„So wollen, ohne längers Weilen,
Wir auf dem nächsten Weg nach unsrer Heimat eilen.“

52.

Den Sklaven schien indeß die Hize sehr verdächtig,
Womit ihr Herr nach seinem Kasten frug;
Sie glaubten ihn von Kostbarkeiten trächtig.
„Sind unsrer zehn nicht eines Mannes mächtig?“
So dachten sie. „Wir wären wohl nicht klug,
Mit ihm zu ziehn. — Vielleicht glückt der Versuch,
So sind wir frei und reicher noch, als er;
Denn wie verwahrt ist nicht der Kasten, und wie schwer!“

53.

Der Vorsaz wuchs zur That und, mit gezüktem Stal,
Sah Ahdim sich von allen Zehn umgeben.

„Den

„Den Kasten her! sonst kostet's dich dein Leben!“
Rief jeder wild. „Was hilft dein Widerstreben?
Auf zaudre nicht! denn mich hast du die Wahl.
Sonst tödten wir, mit tausendfacher Qual,
Dich reichen Fuz, und theilen deine Schätze.
Dann sind wir frei, und lachen der Gesetze.“

54.

Vergebens nur beschwor er bei dem Grabe
Des heiligen Propheten, diese Beut;
Umsonst bot er die Hälfte seiner Habe;
Denn, sich zu wehren, fehlt's sogar an einem Stäbe.
Sein ängstlich Flehn verdoppelt ihre Wut,
Und nach und nach gerann vor Furcht sein Blut,
Bis er zulezt die Hände kraftlos rang,
Und ganz erschöpft auf seinen Kasten sank.

55.

Mit einem Mal verändert sich die Szene:
Der Kasten flog hinweg im Wirbelwind.
Erstaunt bei dem so neuen Phänomene,
Stehn diese zehn Gebrüder der Hyäne,
Und sehn sich noch die grellen Augen blind,
Indeß daß wir bereits in Bagdad sind.
Wo Abdim unverehrt am andern Tag,
An Fatmens Brust, in seinem Harem lag.

(Der Beschluß im nächsten Stück.)

Neues Deutſches Muſeum.

3. Stück. September, 1789.

I.

Leitfaden zu einer künftigen Geſchichte der Menſchheit.

Neulich fiel mir Prior's Alma wieder in die Hände. In dieſem Spottgedichte, wo er die Träume der Philoſophen über den Siz der Seele belacht, hat er den drolligen Einfall, die Seele durch die Zehſpizen in den neugebildeten Körper dringen, und allmählig in verſchiedenen Perioden des Alters, durch die Beine und Schenkel hinauf, zum Gürtel, dann zum Herzen, endlich in den Kopf ſteigen zu laſſen.

Statt des Beweiſes, beruft er ſich auf die Erſcheinungen, die eine jede Lebensepoche auszuzeichnen pflegen. Die Seele des Säuglings zum Beiſpiel, kan nach ſeiner Meinung nirgend anders, als in ſeinen Füßen wohnen; denn mit dieſen ſtößt und zappelt er ſchon lange, ehe er kriechen und andere Theile ſeines Körpers bewegen lernt. Auch beim Knaben verweilt ſie noch in dieſen Extremitäten. Sieht man nicht am Stecken-

Digitized by Google

reiten und Springen, an der Rastlosigkeit, die es ihm unmöglich macht, einen Augenblick still zu stehen, daß seine Beine in einem fort seinen Willen bestimmen? Allein es komt die Zeit, wo die Seele höher steigt; andere Organe bilden sich zu ihrem Thron, von wannen sie den ganzen Körper beherscht, und alle seine Handlungen beziehen sich auf die Bestimmung und Kraft dieser Theile. Kindisches Spiel und rasches Umhertreiben ergözt den blühenden Jüngling nicht mehr; ein neuer Trieb erfüllt sein ganzes Wesen, richtet alles Wirken seines Geistes auf einen Punkt, und kettet ihn an den Gürtel der Liebe. So geht es nun weiter zur Karakeristik des männlichen und höheren Alters.

Die Ausführung dieser Fantasie, die zwar etwas unfein und desultorisch, in Prior's eigener Manier gerathen ist, hatte wenigstens Laune genug, um zu ihrer Zeit das Lächerliche eines nunmehr vergessenen gelehrten Streits aufzudecken und scherzhaft zu züchtigen. Jezt fängt man an, mit der Sache das Gedicht zu vergessen; denn die neuere Philosophie hat wichtigere Sorgen, als diese, dem Wohnort der Seele nachzuspüren. Sie stehet am Rande jenes kritischen Abgrunds, den Milton's Satan einst durchwanderte. Die Substanzen, sagt man, fliehen sie stärker, je eifriger sie ihnen nachforscht; sie hat nicht nur die Seele ganz aus dem Gesichte verloren, sondern sogar der

Körper

Digitized by Google

Körper soll ihr neulich abhanden gekommen sein. Wenn es so fortgehet, und alles um sie her verschwindet, so läuft sie wirklich Gefahr, im großen idealischen Nichts sich selbst zu verlieren, wofern nicht das uralte Chaos sie eben so freundschaftlich wie den Höllenfürsten lehrt, in jener „Unermeßlichkeit ohne Grenzen, Ausdehnung und Gegenstand, wo Zeit und Raum unmöglich sind," — sich zu orientiren! Doch zurück von dieser Nacht des Ungrunds, des Zwists und der Verwirrung, wohin vielleicht keiner von meinen Lesern weder einem gefallenen Engel noch einem exaltirten Denker Lust zu folgen hat.

Kaum hatte ich jenes Gedicht wieder gelesen, so reihte sich in meinem Kopf ein ganzes System der sogenanten Geschichte der Menschheit daran. Das Bindungsglied war jener so bekante, als gemißbrauchte Vergleich der verschiedenen Lebensepochen des einzelnen Menschen mit den Stufen der Kultur bei ganzen Familien und Völkern. Ich weis wieviel ich wage, indem ich diese Aehnlichkeit des Allgemeinen mit dem Besondern wieder hervorsuche. Wie leicht sind nicht Aehnlichkeiten überall gefunden? die Weisheit der alten Base entdeckt bei jedem jungen Ehepaar gleichförmige Züge, deren Anziehungskraft, nach ihrer Physik, zu wechselseitiger Neigung die erste Veranlassung gab. So bemerkt sie auch an jedem älteren Ehepaar immerfortschreitende Verähnligung, und wundert

Digitized by Google

sich, daß demungeachtet die Anziehungskraft mit jedem Jahre sich merklich vermindert. Solten, aller Vorsichtigkeit ungeachtet, die Resultate meiner Wahrnehmungen mit dieser ehrwürdigen Matronenphysiognomik eine unglückliche Verwandschaft verrathen, so werde ich mich gleichwol, mit dem unvermeidlichen Schicksal aller meiner Vorgänger, die den Eräugnissen im Gebiete der Humanität nachgeforscht haben, wie es einem Philosophen ziemt, zu trösten wissen.

Ohne Prior's dichterischen Apparat zu benuzen, und ohne mich, mit wem es auch sei, über die Art und den Namen des wirkenden Prinzips um Menschen zu entzweien, halte ich mich zuförderst an die Erfahrung allein, und betrachte Erscheinungen oder Wirkungen, die unsern Augen täglich kund werden, die sich täglich berichtigen lassen.

Die ersten Organisationskräfte, man nenne sie plastisch mit den Alten, Seele mit Stahl, wesentliche Kraft mit Wolf, Bildungstrieb mit Blumenbach, u. s. w. wirken im Menschen dahin, daß er sich selbst erhalten, und sein individuelles Dasein hier gegen alle äusseren Verhältnisse behaupten könne. Die wesentliche Bedingniß zur Erreichung dieses Endzwecks, ist Wachsthum des Körpers, Festigkeit und Stärke der Glieder, vor allen derjenigen, die zur Bewegung erforderlich

derlich ſind, der Knochen und Muskeln. Von der Empfängniß an, bis zum Augenblick der natürlichen Auflöſung bemerkt man daneben einen allmähligen Uebergang aus einem vollkommen flüßigen Anſatz, in einen bis zur Verhärtung feſten Zuſtand der meiſten Organe, und in eine zähe Verdickung der Säfte. Die Federkraft des organiſchen Stoffs nimt ſo lange zu, als das Wachsthum dauert, und vielleicht noch länger, indem die Vollkommenheit aller Theile des Körpers in einem mittleren Verhältniß zwiſchen ihren feſten und flüßigen Urſtoffen beſteht. Zuerſt alſo iſt der Wirkungskreis der Kräfte, die eine menſchliche Geſtalt beleben, auf ihre eigene Materie und deren Entwicklung eingeſchränkt. So wie die ganze Organiſation mehr Konſiſtenz erhält, erweitert ſich die Sphäre ihrer Wirkſamkeit auch jenſeits ihrer körperlichen Grenzen, vermittelſt der willkürlichen Bewegung: doch hat ſie auſſer der Selbſterhaltung, und der damit verbundenen Vernichtung fremdartiger Organiſationen, noch keinen beſtimteren Zweck. Bewegung iſt der Genuß des Knabenalters; ſie entſpringt aus einem Gefühl der Kräfte, und iſt Wirkung ihres inneren Reizes; auch befördert ſie wieder das Wachsthum, die gleichförmige Entwicklung und die Stärke des Körpers.

Eine Folge des allgemeinen Wachsthums iſt aber die Ausbildung der Organe und Abſonderung der Stoffe, welche zur Hervorbringung derſelben

Form

Form des Daseins in andern Individuen unentbehrlich ist. Der Mensch wird zur Fortpflanzung fähig, ehe er zu seiner bestimmten Länge und Stärke gelangt, ehe er völlig ausgebildet ist, ehe die Knorpel alle geschwunden sind. Mit der Entwicklung jener Organe, mit der Scheidung jener Säfte verbindet sich ein starker Reiz, das Kennzeichen einer neuen Richtung der Organisationskräfte, die auf ein Wirken außer sich, und zwar nicht mehr auf Zerstörung, sondern auf Vereinigung und Mittheilung hinauslauft. Die Blüthezeit des Menschen, die frohe Zeit des berauschenden Genusses, der im Tausch der Empfindungen und wechselseitiger Hingebung besteht, ist jedoch wie jede Blüthezeit ein kurzer, schnellvorübereilender Augenblick.

Nach der Erscheinung des Geschlechtstriebes erreicht der Körper sein volles Wachsthum, seine höchste Reife. Der Widerstand der Theile kommt mit der ausdehnenden Kraft ins Gleichgewicht. Knochen, Sehnen, Muskeln gewinnen den höchsten Grad ihrer Festigkeit, Spannkraft und Stärke. Das Blut, welches zur Ergänzung, nicht mehr zur Vergrößerung des Körpers seinen Kreislauf fortsezt, ist nicht nur in größerer Menge vorhanden, sondern wird feuriger, in sich selbst lebendiger und belebender, als zuvor. Man ist daher geneigt, schon im voraus eine wichtige Revolution im Menschen, bei diesem Stillstand in seinem

Wachs-

Digitized by Google

Wachsthume zu erwarten. Wenn die Erhärtung gewisser Theile der bildenden Kraft nun Grenzen setzt, und keine Ausdehnung mehr statt finden läßt; so würde bald das Blut in allen Adern stocken, falls es kein Mittel gäbe, dasselbe in dem Maaße, wie es aus den Speisen bereitet wird, wieder zu verarbeiten. Dieses Mittel bietet aber die Abnuzung der Organe dar, welche jezt um so schneller vor sich geht, je heftiger das Gefühl ihrer Kraft zu anhaltender Bewegung, zu gewaltsamer Anstrengung, zur Thätigkeit im Aeussern reizt. Nie trug der Körper größere Lasten, nie regten sich die Glieder mit geringerer Erschöpfung, nie vermagrten die gespanten Muskeln mehr als jezt, da die Ergänzung aus dem reichen Blutquell so leicht von statten geht. In der That steigt auch das Gefühl der eigenen Kraft im Menschen jezt auf den höchsten Punkt; er empfindet mehr als jemals den Trieb außer sich zu wirken, den mächtigen Willen, womit er sich ein Heer der Schöpfung nahnt, und die zur Leidenschaft verstärkte Begierde, wodurch er, ohne die Gefahr im Hinterhalt zu ahnden, ein Sklave der vorstehenden Dinge wird. Nach dem Rausch eines Augenblicks, kehrt das Gefühl der freien Selbstheit zurück, zum Gebrauch der inwohnenden Kraft; aber wieder ist doch der Genuß in dieser langen Epoche des reifen Alters, welches auch im Erhalten die Macht seines Wirkens fühlt.

Das

Das feuchteste, weichste, zarteste, eindruckfähigste Organ, das Organ der Empfindung, der Erinnerung und des Bewußtseins, mit einem Worte das Hirn, empfängt und sammelt von Kindheit an die Einwirkungen der äußeren Gegenstände, vermittelst der Sinneswerkzeuge, und des ganzen Nervensistems. Seine Masse bleibt weich, und erlangt erst in späteren Alter eine gewisse, jedoch immer sehr geringe Festigkeit. Kein Wunder also, daß erst in der Periode des Stillstands die Lebenskräfte des Hirns ihre höchste Regsamkeit äussern, und durch die von solchen Aeusserungen unzertrennliche Reaktion die Klarheit des Bewußtseins erhöhen. Wenn bereits die Knochen spröde, die Muskeln steif, die Sinne stumpf und die Nerven überhaupt weniger empfindlich geworden sind, erhält sich noch die Wirksamkeit dieses bewundernswürdigen Organs. Zurückgezogen aus seinem gröberen Wirkungskreise, bleibt alsdann der Mensch sich selbst noch übrig, und findet in dem zarten Gewebe seines Hirns das Weltall wieder, wenn es ausserhalb desselben kaum mehr für ihn existirt. Herlicher Genuß auch dieser, und vielleicht der herlichste von allen, dieses erhöhte Bewußtsein des Menschen, der in sich selbst eine Welt beschaut, und solchergestalt die letzten Höhen seiner Ausbildung erstrebt.

So sind also die Hauptbestimmungen des Menschen: Selbsterhaltung, Fortpflanzung, Wirksam-

Digitized by Google

sunktion äußer, und Rückwirken in sich selbst, von einer nach und nach erfolgenden Veränderung verschiedener Organe abhängig, und im genauesten Verhältnisse mit den Perioden des Wachsthums, der Pubertät, des Stillstands und der Hirnerhärtung.

Mit allen Thieren haben wir Erhaltung und Fortpflanzung gemein; in so fern also sind diese Funktionen mit den besondern und ausschließenden Bestimmungen der Menschheit nicht zu vergleichen. Das Dasein des Einzelnen und der gesamten Gattung hinge gleichwol an einem gar zu schwachen Faden, wenn die Periode des Wachsthums und des Geschlechtstriebes nicht von der höchsten Entwicklung der Thätigkeit nach Aussen und der Denkkraft vorherginge. Vor allen Dingen müssen wir sein; sodann erst können wir auf eine bestimte Art und Weise unsere Kräfte äussern. Da indessen das Wachsthum aller Organe gleichzeitig fortschreitet, (wiewol das zarteste früher ausgearbeitet erscheint,) da nur die Zeitpunkte ihrer höchsten Wirksamkeit, ihrer Reife verschieden sind; da auch das Handeln und Denken schon während der Epoche des Wachsthums seinen Anfang nimt: so darf man in gewisser Hinsicht behaupten, daß unsere Existenz zu keiner Zeit bloß thierisch ist.

Was scheint nun wol natürlicher, als die Voraussezung, daß zwar keine Anlage im Menschen unbe-

unbenuzt und unentwickelt bleiben, aber auch keine auf Kosten der übrigen ausgebildet und vervollkommnet werden dürfe? die Natur bindet sich jedoch nirgends an diese Regel. Wäre sie unabänderlich, so wüßten wir nicht, wie weit sich die Perfektibilität jedes einzelnen Organs erstreckt, und in welchem Grade die Lebenskraft sich darin äussern kan, sobald sie sich ganz darauf konzentrirt und die übrigen Organe vernachläßiget. Nun wird aber diese Kraft durch geringe Anomalien der Bildung und hinzutretende äussere Verhältnisse so bestimt, daß einzelne Theile durch sie im Körper gleichsam herschend werden, daß alles sich auf diese zu beziehen scheint, und zur Vervielfältigung, Erleichterung und Vervollkommnung ihrer Funktionen dienen muß. Das unbändigste Kraftgefühl, die unersättlichste Salacität, die heftigste Leidenschaft und der göttlichste Tiefsinn können nimmermehr in einem Menschen vereinigt sein; sondern eine von diesen Eigenschaften, sobald sie in ihrem Grade hervorsticht, verdrängt die übrigen, und entzieht andern Organen die erforderliche Energie. Der Wollüstling Sardanapal konte nicht die Gesezе des Zusammenhangs ergründen, wie der Denker Newton; die enthaltsamen Kornaren hatten nicht, wie Milo der Kämpfer, einen Ochsen getragen, u. s. f. Gleichgewicht unter jenen Eigenschaften ist also das Kennzeichen ihrer Mittelmäßigkeit, und beruht auf einer sehr verhüllten Lebenskraft: die

Men-

Mannigfaltigkeit hingegen erfodert partielle Disharmonien und Excentricitäten.

Die Ursache dieser Abweichungen von einer gleichförmigen Entwicklung entzieht sich unseren Blicken. Verkettungen des Schicksals aufsteigend in unabsehlicher Reihe, wirken im Moment der Zeugung unaufhaltsam, das Maaß der Empfänglichkeit der neuen Organisazion in allen ihren Theilen zu bestimmen; ein geringfügiger, dem Anschein nach unbedeutender Umstand, durch eine eben so lange Reihe vorhergehender Begebenheiten vorbereitet, ertheilt durch einen unmerklichen Stoß dieser Maschine eine Richtung, die sie Zeitlebens behält; und jeden Augenblick des Daseins folgen sich schnell diese Stöße und verrücken die Kreise, die unsere Philosophen in Gedanken ziehen.

Diese allgemein bekannten Erfahrungen scheinen sich mir auch in der großen Masse des Menschengeschlechts zu bestätigen, und ganze Völker scheinen jene verschiedenen Stufen der Bildung hinanzusteigen, die dem einzelnen Menschen vorgezeichnet sind. Die Natur scheint anfänglich auch bei diesen Haufen nur für Erhaltung zu sorgen; späterhin, wann sie reichlichere Quellen der Subsistenz ausfindig gemacht haben, kömt der Zeitraum ihrer Vermehrung; sodann entstehen große Bewegungen, gewaltsames Streben nach Herschaft und Genuß; endlich entwickelt sich der Verstand, verfeinert

sich

sich die Empfindung, und die Vernunft besteigt ihren Thron.

Tanz und Kampf sind die ersten Fertigkeiten des Wilden, der sich um eine einzige Stufe nur über das Bedürfniß der Thierheit erhebt. Er fühlt seine Kraft im Vernichten; im Taumel der Siegesfreude stampft er unwillkürlich die Erde mit seinen Füßen; alles an ihm ist unbändiger Knabenmutwille, und inneres Streben ohne Richtung.

Der Ueberfluß, gleichviel ob Jagd und Viehzucht oder Ackerbau ihn erzeugte, läßt in der behaglichen Ruhe, die er veranlaßt, durch den sanfteren Reiz wuchernder Säfte den Geschlechtstrieb stärker entflammen. Ein mildes Klima, ein fruchtbares Land, eine ruhige, ungestörte Nachbarschaft, und oder auch bestimmen, welcher andere Zusammenfluß von Organisation und äusseren Verhältnissen beschleunigte das Wachsthum sowol der Chineser und Indier als der Neger, entwickelte früher ihren Geschlechtstrieb, führte die Polygamie unter ihnen ein, und machte sie zu den volkreichsten Nazionen der Erde. Allein Erschlaffung ist das Loos einer zu üppigen Verschwendung der Zeugungskräfte. Im Herzen und Hirn dieser Völker schlief die belebende Kraft, oder zuckte nur konvulsivisch. Zur Knechtschaft geboren, bedurften sie, und bedürfen noch der Wuthrute eines Despoten, der sie

zu

zu den Künsten des Friedens anführt, und mechanische Fertigkeit in ihnen weckt. Die Ruthe des Despotismus, auch wenn eine milde Hand sie regiert, kan jedoch nur das Menschengeschlecht auf dem Wege der Nachahmung und Gewohnheit in ewig einförmigem Schritte vor sich hintreiben, nicht eigenthümliche Bewegung und erfinderische Kraft in ihm hervorrufen. Was ist der höchste, aber geschmacklose und keiner Vervollkommung fähige Kunstfleiß noch werth, bei jener starren Unveränderlichkeit der Sitten und Gebräuche, jener finstern Schwärmerei einer herz- und sinnlosen Religion, jener schwerfälligen, kindischen Vernunft der asiatischen Völker?

Unter einer andern Verbindung von Umständen begünstigte hingegen der Zeitpunkt, wo der ruhige Besiz des Eigenthums eine stärkere Bevölkerung nach sich zog, die Entwicklung eines Keims zu großen und erhabenen Leidenschaften, der schon im rohen, Zerstörung athmenden Barbaren liegt. Die beherzten Räuberbanden in Griechenland und Latium schufen sich eine Verfassung, wo Tapferkeit, Vaterlandsliebe, Freiheitssinn, Edelmut, Ehrgeiz und Herschsucht, schon lange bevor noch ein Stral von wissenschaftlicher Aufklärung ihnen leuchtete, die Triebfeder großer Handlungen waren. Weichlinge, ohne dieses Löwenherz voll Kraft, konten nicht jenes hohen Gefühls, nicht einer jener Heldentugenden fähig sein.

Nur

Digitized by Google

Nur solche Völker, die in ihrer früheren Periode der Wollust glücklich entgangen, und in den Armen der Freiheit zu männlicher Stärke herangewachsen sind, können und müssen zulezt den höchsten Gipfel der Bildung ersteigen, wo die ganze Energie unseres Wesens sich in den feineren Werkzeugen der Empfindung und des Verstandes am thätigsten erweiset. Nur dreimal, nur in Europa, und jedesmal in anderer Gestalt erblickte die Welt das Schauspiel dieser lezten Ausbildungsstufe. Einzig und unerreichbar erhob Athen zuerst ihr stolzes Haupt, da blühende Fantasie und reiner Schönheitssinn in ihr die Erstlinge der Kunst und Wissenschaft erzeugten. Rom war nicht mehr frei, und die Beute der halben Welt hatte daselbst bereits das zügellosesste Sittenverderbniß angezündet, als es die Trümmer attischer Kultur in seinem Schooß aufnahm, und glänzender durch Ueppigkeit als durch hohen Schwung des Genies, für seine künftigen Ueberwinder sie aufbewahrte. Schon war der sanfte Frühlingszauber von Duft und Blüte dahin, und die Periode römischer Aufklärung glich einem schwülen Sommertage, den am Abend ein Donnerwetter beschließt. Uns endlich, der Nachkommenschaft eines glücklichorganisirten Barbarenstammes, bei dem hernach das romantische Feuer des Rittergeistes so schön aufloderte, uns bleibt der Herbst mit seinen reifen Früchten noch übrig; wir ernten und keltern und füllen unsere Scheu-

Scheiben, der Himmel weis, für welchen bevorstehenden Winter! —

Doch es sei für heute genug geträumt von diesen vier Stufen der muskularischen, spermatischen, heroischen und sensitiven Kultur. Die mancherlei Schattirungen, welche zwischen einigen dieser Haupteintheilungen fallen, gehen mich hier nichts an, und lassen sich leicht klassifiziren. Ich verspare die Ausführung meines Sistems für ein dickes Buch, wozu ein Ozean von Citaten in Bereitschaft liegt, der bei seiner Ueberschwemmung alle Einwürfe, wie unsichere Dämme zu durchbrechen und zu vertilgen droht. Mit Citaten kämpft man ja gegen Citaten, und wie die Erfahrung lehrt, auch nicht selten sehr glücklich gegen den Menschenverstand. Die meisten alten Eintheilungen der Menschengattung sind ohne dies schon längst verworfen. Noahs Söhne; die vier Welttheile; die vier Farben, weiß, schwarz, gelb, kupferroth, — wer denkt noch heut zu Tage an diese veralteten Moden? Ein anderes ist es freilich um eine metaphysische Eintheilung! Dem kühnen Versuch, alle Völker der Erde von einem guten und einem bösen Prinzip abstammen zu lassen, fehlt nichts als — ein Beweis, — so streicht meine Hypothese die Segel, und ihr Urheber muß sich noch allzuglücklich schäzen, daß er kein geborner Teufel ist.

2. Wie

Digitized by Google

2.

Wie ist Reformazion der Philosophie möglich?

Beschluß.

3. Was ist unter Sinnlichkeit zu verstehen?

Nichts denke ich, kan einleuchtender sein, als daß es vorher ausgemacht werden müsse: was man unter der Sinnlichkeit verstehe, und was durch das Vermögen, welches diesen Namen führt, überhaupt möglich sei; bevor man darüber einig werden kan: ob durch die Sinnlichkeit ein Stof geliefert werden könne, aus welchem sich durch die Operazionen des Verstandes und der Vernunft der Stof übersinnlicher Vorstellungen ziehen lasse. Was dem Vermögen der Sinnlichkeit widerspricht, kan durch keinen Verstand und keine Vernunft, auch nicht einmal der Gottheit selbst, aus der Sinnlichkeit geschöpft werden. Um aber angeben zu können, was der Sinnlichkeit widerspreche, oder nicht, muß man das Wesen, die Natur, die eigenthümlichen Merkmaale des Begriffes der Sinnlichkeit erschöpft haben.

Ueber die Sinnlichkeit ist in der philosophischen Welt bis jezt noch weit weniger ausgemacht, als

über

über Verstand und Vernunft. Wir wollen hier nur bei zwei Hauptparteien stehen bleiben.

Die Materialisten lassen keine andern als Sinnenwesen gelten, das heißt, sie halten die sinnlichen Vorstellungen für die einzigen, denen wirkliche Gegenstände entsprächen. Alles Wirkliche ist ihnen Körper, oder Eigenschaft und Beschaffenheit des Körpers; und da der Verstand und die Vernunft vom Dasein und der Beschaffenheit der Körperwelt (ausser welcher für die Materialisten nichts wirkliches da ist) nur nach dem Zeugnisse der Sinnlichkeit urtheilen und schließen kan; so ist ihnen dieses Zeugniß die einzige Grundlage aller Erkentniß des Wirklichen und des Möglichen. Noch mehr! da die Körperlichkeit, die nach diesem Sistem das Wesen aller für sich bestehenden Dinge ausmacht, nur durch die Sinnlichkeit erkant werden kan, so ist ihnen die Sinnlichkeit die Erkentnißquelle nicht nur von den Beschaffenheiten gewisser Dinge, sondern von dem eigentlichen Wesen aller Dinge selbst, und sogar Verstand und Vernunft sind ihnen nichts als Modificatzionen der Sinnlichkeit, wie diese, bloßes Empfindungsvermögen, nur mit dem Unterschied, daß Verstand und Vernunft nichts als die Uebereinstimmung und den Widerstreit zwischen den Materialien der Sinnlichkeit empfinden können.

Die Spiritualisten hingegen, halten gerade das Gegentheil von der Sinnlichkeit. Ich spreche

hier nicht von einzelnen spiritualistischen Sekten; nicht von den Idealisten, die ausser einer bloßen Ideen- oder Geisterwelt nichts wirkliches zulassen, und der Sinnlichkeit alles Vermögen absprechen, einen Stof zu liefern, dem ein wirklicher Gegenstand ausser der Vorstellung entspräche; nicht von den Leibnitzianern, welche in der ganzen Natur keine andern als einfache Substanzen annehmen, die Ausdehnung von einer verworrenen Vorstellung der Aggregate jener unausgedehnten Substanzen ableiten und die Sinnlichkeit im Grunde für eine bloße Einschränkung des Verstandes halten. Ich nehme hier vielmehr alle Spiritualisten überhaupt zusammen. Sie mögen übrigens in ihren besondern Meinungen noch so sehr von einander abweichen, so sind sie doch hierüber unter sich einig, daß das Wesen der Dinge, nur dem Verstande und der Vernunft erkennbar sei, daß die Sinnlichkeit nicht einmal das Wesen der Körper selbst anzugeben vermöge, und daß alles, was sie uns von diesen ihren eigentümlichen Objekten liefern könne, nichts weiter als zufällige, veränderliche, zur bloßen Aussenseite gehörige Beschaffenheiten wären.

Die Spiritualisten sind eben so wenig darüber einverstanden, wohin sie das Vermögen sinnlicher Vorstellungen versezen, als was sie aus denselben machen sollen. Einige weisen ihm seinen Siz im Körper an, und halten es für ein bloßes Vermögen

der

der Organisazion Eindrücke zu empfangen, und der unkörperlichen Seele mitzutheilen. Andere suchen es in der Seele auf, und halten es für ein Vermögen der Seele, die in der Organisazion vorhandenen Eindrücke zu empfangen, und wieder andere endlich, in der Seele und im Körper zugleich, und halten es für das Vermögen von äussern Gegenständen durch das Medium der Organisazion afficirt zu werden. Die ersten sehen die Sinnlichkeit für nichts als die bloße Reizbarkeit der Organisazion an, und sprechen sie der Seele schlechterdings ab, als eine Eigenschaft, die nur Körpern zukäme, und der Natur eines einfachen Wesens widerspräche; die andern erkennen sie zwar für eine Beschaffenheit der Seele, aber nur für eine zufällige und vorübergehende Beschaffenheit, die das bloße Resultat der Verbindung der Seele mit dem Körper wäre, und nur so lange als diese dauren könne; die lezten endlich glauben an der Sinnlichkeit eine bloße Einschränkung der Seele durch den Körper entdeckt zu haben, wodurch sie auf das Anschauen so gemeiner und niedriger täuschender Gegenstände, als die Sinnenwesen wären, beschränkt würde, während ihre Denkkraft für das Anschauen erhabnerer und würdigerer Gegenstände bestimt wäre.

So verschieden dachten und denken die Spiritualisten über die Natur der Sinnlichkeit. Der einzige Punkt, worüber sie unter einander einig

sind, besteht darin, daß sie *) die Seele nur durch den organischen Körper sinnlicher Vorstellungen fähig glauben, und folglich (obzwar auf verschiedene Art) die Sinnlichkeit von der Organisazion abhängen lassen. Sie glauben dadurch die Unkörperlichkeit der Seele gerettet zu haben. Allein unglücklicherweise gestehen ihnen die Materialisten jene Unentbehrlichkeit der Organisazion zu sinnlichen Vorstellungen nicht nur ein, sondern beweisen sie mit noch stärkeren Gründen, und schliessen aus demselben, indem sie die sinnlichen Vorstellungen für die einzigen halten, denen reelle Gegenstände entsprächen, daß ohne Organisazion nicht nur kein Vorstellungsvermögen überhaupt möglich, sondern daß jedes Vorstellungsvermögen, nur eine Eigenschaft einer gewissen Organisazion sei.

Eine natürliche Folge des ganz verkehrten Ganges, den man bisher bei der Untersuchung des Erkenntnißvermögens genommen hat! Anstatt, daß man gesucht hätte vorher darüber einig zu werden, was man unter Erkenntnißvermögen und Erkennbarkeit verstünde, und dann erst zu bestimmen in wie ferne das Subjekt des Erkenntnißvermögens (die Seele) erkennbar wäre, ging man von dem als einfache oder zusammengesezte Substanz angenommenen Subjekte aus, um aus den Begriffen, die man sich von demselben gemacht hatte, das Erkenntnißvermögen zu bestimmen; und so nahmen sowol

*) Gewisse Idealisten unter ihnen ausgenommen.

sowol die Materialisten als die Spiritualisten, ihre Dogmen unter die Prinzipien ihrer Untersuchung über die Sinnlichkeit auf. Das Wort Seele hatte für diese Parteien einen dreifachen Sinn; indem sie bald das bloße Erkentnißvermögen allein, bald aber das Subjekt desselben allein, bald beide zusammengenommen darunter verstanden; gleichwol aber alle diese verschiedenen Bedeutungen, so oft es zum Vortheil ihrer Hypothesen erfodert wurde, unter einander verwirrten. So geschah es, daß sie bald dasjenige, was bloß vom Erkentnißvermögen gelten konte, auf das Subjekt desselben, bald dasjenige, was sie von dem lezteren erwiesen zu haben glaubten, auf das erstere übertrügen. Materialist und Spiritualist waren darüber einig, daß dem Gemüthe nur durch Organisazion Sinnlichkeit zukäme. Da nun der eine das Subjekt des Gemüthes an dem organischen Körper selbst, entdeckt zu haben glaubte: so galt ihm dasjenige, was er vom Subjekte des Erkentnißvermögens angenommen hatte, auch vom Erkentnißvermögen selbst, und er glaubte die Sinnlichkeit mache eben so gewiß das eigentliche Wesen des Erkentnißvermögens, als die Organisazion das Wesen der Seele aus. Der Spiritualist hingegen, der das Subjekt des Erkentnißvermögens für unkörperlich erklärt hatte, übertrug die Einfachheit des Subjektes auf das Erkentnißvermögen; und behauptete daher, dieses bestünde eigentlich in dem bloßen Verstande, dem

Ver-

Vermögen Einheit in das Mannigfaltige der Vorstellungen zu bringen, oder wie man sich gemeiniglich ausdrückte, den Zusammenhang der Wahrheiten einzusehen; und so wie die Einfachheit das Wesen des Subjektes ausmache, so mache der Verstand das Wesen des Erkentnißvermögens aus, dem die Sinnlichkeit nur zufällig, nur durch die Verbindung jenes einfachen Subjektes mit dem organischen Körper zukäme.

In beiden Fällen wurden zwei wesentlich verschiedene Fragen verwechselt. Die Frage: worin besteht das Erkentnißvermögen? mit der Frage: was ist das Subjekt des Erkentnißvermögens? (des Verstandes, der Sinnlichkeit?) Die erste Frage ist eigentlich logisch, und betrift Gesetze, die nicht die Natur des Dinges, welches ein Erkentnißvermögen hat, sondern die Natur des bloßen Erkentnißvermögens ausmachen; die Bedingungen, durch welche das Erkennen möglich ist, welche zusammengenommen das Erkentnißvermögen heissen, und in dem Erkentnißvermögen selbst gegeben sein müssen. Die zweite Frage hingegen ist eigentlich metaphysisch; sie betrift Gesetze, welche die Natur eines wirklichen Dinges ausmachen sollen, Bedingungen, durch welche ein vom bloßen Erkentnißvermögen verschiedener Gegenstand möglich sein soll, von dem es nur dann ausgemacht werden kan, ob und in wie ferne er erkenbar ist, wenn man vorher das bloße Erkentnißvermögen untersucht, und die eigentlichen Grenzen desselben gefunden hat.

Durch

Durch eine Verwirrung der Begriffe, deren Möglichkeit vielleicht unsren spätern Nachkommen schwer zu begreifen sein dürfte, hat man bisher wesentlich verschiedene Gegenstände der Untersuchung verwechselt, das vorstellbare Erkenntnißvermögen mit dem nicht vorstellbaren Subjekte desselben, Verstand (Vermögen der Einheit in den Vorstellungen) mit absoluter Einheit (Einfachheit) des vorstellenden Subjektes; Sinnlichkeit (Vermögen des Mannigfaltigen in der Vorstellung) mit der Zusammensezung (Ausdehnung) der Organisazion. So würde dasjenige, was an sich bloß logisches Gesez des Erkennens ist, zur metaphysischen Eigenschaft der erkennenden Substanz, das logische Gesez der Verstandeshandlung, zur metaphysischen Beschaffenheit des verständigen Subjektes; das logische Gesez der Sinnlichkeit zur metaphysischen Beschaffenheit des unverständigen Subjektes, dann mit dem verständigen verbunden wäre. Man bedachte nicht, daß die streitige Erkenntniß dieser problematischen Substanzen, der Einfachen und der Zusammengesezten, von der Möglichkeit doch Erkenntniß überhaupt abhänge; daß ein Erkenntnißvermögen vor jeder wirklichen Erkenntniß da sein, und in demselben die Bedingungen, welche zusammen genommen die Möglichkeit des Erkennens ausmachen, gegeben sein müssen, und daß sich eben darum das Erkenntnißvermögen nicht von, als wirklich erkennbar angenommenen, Dingen, (Gegen-

gen-

genständen des Erkenntnißvermögens), sondern vielmehr die Erkennbarkeit der Dinge allein von dem Erkenntnißvermögen ableiten lasse. Man that gerade das Gegentheil von dem, was man hätte thun sollen; indem man die Natur der Sinnlichkeit und des Verstandes, von der Organisation und der Seele ableitete, da man vielmehr die beiden letztern, in wie fern sie erkennbar, Gegenstände des Erkenntnißvermögens sein sollen, mit einem Worte ihre Erkennbarkeit, von dem Vermögen der Sinnlichkeit und des Verstandes hätte ableiten müssen.

Indem man das Subjekt des Erkenntnißvermögens (die Substanz der Seele), welches eben so wenig sich selbst zu erkennen, als das Auge sich selbst zu sehen vermag, kennen zu lernen bestrebt war, vernachläßigte man eine Bekanntschaft zu machen, die nicht nur an sich möglich, sondern auch, wenn unser Philosophiren kein Herumtappen unter Begriffen auf Gerathewohl, sondern ein sicherer, bestimmter Fortschritt des Geistes, sein soll, nothwendig ist — nämlich die Bekantschaft mit dem Erkenntnißvermögen. Je mehr man über denjenigen Theil desselben, der in dem logischen Vermögen des Verstandes und der Vernunft besteht, in der ganzen philosophischen Welt einig war, desto geneigter wurde man anzunehmen, daß man das Erkenntnißvermögen überhaupt kenne, wenigstens daß man sich untereinander gar wohl verstünde, wenn vom Erkenntniß-

nißvermögen die Rede war. Nichts aber war natürlicher, als daß man über die Begriffe des logischen Vermögens von Verstand und Vernunft früher, als über den Begrif der Sinnlichkeit einig werden mußte. Da Verstand und Vernunft bei jeder Erkentniß, der sinnlichen sowol, als der übersinnlichen ihr logisches Geschäft verrichten müssen; so mußte jeder, der nur irgend einen Gegenstand als erkant, irgend ein Erkentniß überhaupt, annahm, die Unentbehrlichkeit des Verstandes und der Vernunft einräumen; und dieses Einverständniß über diese Unentbehrlichkeit mußte zu einer allgemeinen gemeinschaftlichen Untersuchung der Funktionen führen, welche dem Verstande und der Vernunft beim Erkennen überhaupt zukämen. Da man aber die Sinnlichkeit eigentlich nur bei der sinnlichen Erkentniß beschäftigt glaubte, so mußten diejenigen Philosophen, welche übersinnliche Gegenstände zu erkennen meinten, und also ein übersinnliches Erkennen zuließen, nothwendigerweise auf den Gedanken gerathen, daß die Sinnlichkeit zur Erkentniß überhaupt entbehrlich wäre, kein *) logisches Geschäft beim Erkennen habe; und

*) Logisch, im strengsten Sinne, heißt zwar nur was zum Denken gehört. Ich nehme es hier in einem weitern Sinne für alles, was zu der in der Natur des Erkentnißvermögens bestimten Art und Weise des Erkennens gehört, für jedes Gesez des Erkentnißvermögens; im Gegensaze mit den Gesezen der Gegenstände des Erkentnißvermögens.

Digitized by Google

und folglich keinen Theil des Erkenntnißvermögens ausmache. Andere hingegen, (die Materialisten) welche bloß sinnliche Gegenstände nicht nur für einzig erkennbar, sondern sogar für einzig möglich (denkbar) hielten, mußten der Sinnlichkeit nicht nur Unentbehrlichkeit zu jeder Erkenntniß überhaupt einräumen, sondern dieselbe sogar zur obersten Bedingung alles Denkens, und zum Kriterium aller Möglichkeit erheben, sie zum ganzen Erkentniß- und Vorstellungsvermögen machen, und ihr Verstand und Vernunft als bloße Modifikazionen unterordnen.

Indem nun die Sinnlichkeit auf diese Weise von der einen Partei ganz von dem Erkentnißvermögen ausgeschlossen, von der andern aber für das Erkentnißvermögen selbst angenommen wurde, hatten sich diese beiden Parteien selbst allen Weg zur Untersuchung der Sinnlichkeit in ihrem Verhältnisse zum Erkentnißvermögen unmöglich gemacht, und es würde ohne die, gegen die Grundsäze von beiden verrichteten Einwürfe der dogmatischen Skeptikes wol nie zu dieser Untersuchung gekommen sein. *) Die bei ihrem Streit sich selbst

*) Sogar Locke, welcher so viel vortrefliches von der Unentbehrlichkeit der Sinnlichkeit im menschlichen Erkentnißvermögen gesagt hat, und seinen Grundsäzen so weit getreu geblieben ist, daß er das Dasein eines Geistes für indemonstrabel hielt, weil ein Geist

selbst überlassenen Spiritualisten und Materialisten würden sich von dem Wege, zu derselben immer mehr und mehr entfernt haben, je länger ihr Streit noch gedauert hätte. Wirklich haben es die Eiferer auf beiden Seiten nicht dabei bewenden lassen, daß sie der Sinnlichkeit beim Erkennen nichts oder — oder alles einräumten: sondern die einen gaben die Sinnlichkeit mit Plato für ein leidiges Hinderniß der Erkenntniß, eine nothwendige Quelle des Irthums, eine bloße Einschränkung des Vorstellungsvermögens aus; die andern aber erklärten mit Epikur jede Vorstellung nur in so ferne für wahr, als sie von dem sinnlichen Eindrucke bestätiget würde, und sahen den reinen Verstand für ein Unding, und die ihm eigenthümlichen Noziones für Blendwerke des Schulwizes an.

Was

Geist kein Gegenstand der Sinnlichkeit wäre. (Our senses not being able to discover them, we want the means of Knowing their particular existences. We can no more Know that there are finite spirits really existing by the Idea we have of such beings in our minds, than by the Ideas any one has of fairies or centaurs, we can come to Know that things answering those Ideas do really exist. Essay concerning human Understanding V. II. C. XI. §. 12.) Locke sogar ist keineswegs über den eigentlichen Antheil der Sinnlichkeit am Erkenntnißvermögen, ja! nicht einmal über die Unentbehrlichkeit derselben zum Erkennen überhaupt mit sich selbst einig geworden, wie sich in der Folge deutlich zeigen wird, und zum Theil schon daraus erhellen würde, daß er das Dasein Gottes für erkennbar angab.

Digitized by Google

4. Was ist unter Erkentnißvermögen zu verstehen?

Daß man über die Antwort auf diese Frage nicht einig ist, erhellt schon aus der von mir beleuchteten ungeheuren Verschiedenheit der Bedeutungen, die man bisher mit den Worten Vernunft und Sinnlichkeit zu verbinden gewohnt war. Kaum diejenigen, welche Sinnlichkeit und Vernunft in ihrem Begrif des Erkentnißvermögens aufzunehmen schienen, und das Erkentnißvermögen, in das Sinnliche oder Untere, und in das Vernünftigere oder Obere eintheilten, fanden es für nöthig, sich selbst zu fragen, oder zu erklären: was sie unter Erkennen verstünden? Ich habe weder von dem unsterblichen Leibnitz, noch von seinen würdigen Anhängern Wolf, Bilfinger, Baumgarten eine bestimte Erörterung hierüber auffinden können. Der leztere beginnt seine Metaphysik mit folgender Definizion: „Die Metaphysik ist die Wissenschaft der ersten Erkentnißgründe der menschlichen Erkentniß“ ohne sich in dem ganzen Werke, in welchem er sonst mit Erklärungen so freigebig ist, nicht einmal in denjenigen Theilen desselben, wo er vom Erkentnißvermögen ausdrücklich handelt, auch nur ein Wörtchen darüber entfallen zu lassen, was er unter diesem Vermögen gedacht wissen wolle. Gleichwol dürfte es äusserst schwer, ich wage es zu sagen, unmöglich sein, dasselbe durch Vergleichung seiner einzelnen Aeusserungen, und aus dem Zusammen-

Zusammenhang des Ganzen herauszubringen. Wo er sich z. B. über den Unterschied zwischen sinnlicher und verständiger Erkenntniß erklärt, den er in der bloßen Undeutlichkeit der einen und Deutlichkeit der andern, oder, wie er sich selbst ausdrückt, in einem größern und kleinern Grade der Erkenntniß findet, spricht er in der Erörterung bloß von Vorstellung, die er mit der Erkenntniß verwechselt. Gleichwol mußte Baumgarten einen Unterschied zwischen Erkenntniß und Vorstellung angenommen haben. Aber welchen?

Locke hielt es keineswegs überflüßig anzugeben, was er unter Erkenntniß verstünde. „Erkenntniß" sagt er „scheint mir nichts anderes zu sein, als die Wahrnehmung des Zusammenhangs und der Uebereinstimmung, oder der Nichtübereinstimmung und des Widerstreits zwischen einigen (in der Aufschrift am Rande heißt es zweien) unserer Vorstellungen." *) Allein man darf sich nicht wundern, daß dieser Begrif der Erkenntniß in der philosophischen Welt keinen Eingang gefunden hat, da er äusserst mangelhaft und unbestimt ist, und mit den Bedingungen, die Locke selbst zur Erkenntniß als unentbehrlich festsezt, durchaus nicht zusammenstimt.

„Unsre

*) Knowledge seems to me to be nothing but the perception of the connexion and agnement, or disagneement and repugnance of any of our Ideas. V. II. B. IV. Ch. I. Of Knowledge in General.

Digitized by Google

„Unsre Erkentniß," sagt der scharfsinnige Denker *) „ist nur in so ferne reel, als zwischen unsren Vorstellungen und der Realität der Dinge (den Gegenständen) Uebereinstimmung statt findet." Diese Uebereinstimmung ist doch wol bei jeder Erkentniß wesentlich, und eine Erkentniß, die nicht in diesem Sinne reel wäre, würde eben so viel sein als eine Vorstellung, die nichts vorstellt. Gleichwol ist gerade diese wesentliche Bedingung durch welche Erkentniß zur Erkentniß wird, in der Lockischen Erklärung ganz übergangen. Sie spricht bloß von Uebereinstimmung zwischen Vorstellungen; aber die Vorstellungen sind doch von ihren Gegenständen wesentlich unterschieden. Locke erklärt sich auch in der Folge selbst, daß er bei den Vorstellungen, die er die einfachen nennt, diese Uebereinstimmung mit dem was nicht Vorstellung ist, voraussezе. Diese Voraussezung ist aber gerade dasjenige, worüber bei der Erklärung der Erkentniß die Frage war, da ohne das Bewußtsein, daß einer Vorstellung ein Gegenstand (etwas, das nicht bloße Vorstellung ist, entspreche) eine Erkentniß unmöglich reel, das heißt, keine Erkentniß sein würde.

Auch wird in der Lockischen Erklärung, die Erkentniß zur bloßen Vorstellung der logischen Functionen des Urtheils und der Vernunftschlüsse gemacht,

*) Ch. IV. Of the reality of human Knowledge.

gemacht, und folglich das Erkenntißvermögen mit demjenigen, was sonst Verstand und Vernunft heißt, verwechselt. Wirklich war Locke durch diese Verwechslung genöthiget, in der Folge von der Vernunft eine bloße Beschreibung zu geben, in welcher die eigentliche Funktion der Vernunft beim Erkennen überhaupt, von dem methodischen Verfahren derselben, bei der diskursiven Erkentniß und wissenschaftlicher Demonstrazion, bal dunterschieden, bald damit verwechselt wird. Auch ist es in der vortreflichen Erörterung über den Misbrauch des Syllogismus, in welche er sich bei dieser Gelegenheit einläßt, sichtbar genug, daß er die äussere syllogistische Form, mit welcher der Schulwiz damals noch in den sechszehn Schlußformaln sein Spiel trieb, nicht ganz von der innern Form des Vernunftschlusses selbst, der eigenthümlichen Handlungsweise der Vernunft, unterschieden habe, die er um so leichter verkennen mußte, nachdem er das Bewußtsein des Zusammenhangs mehrerer Vorstellungen, welches nur durch jene Handlungsweise der Vernunft möglich ist, schon in seinen Begrif von Erkentniß aufgenommen hatte, und folglich, da er nachmals von der Vernunft insbesondere zu sprechen hatte, den Vernunftschluß unmöglich als das allgemeine und eigenthümliche Geschäft, das die Vernunft beim Erkennen überhaupt habe, annehmen konte. Er erklärte daher die Vernunft für die Fähigkeit, welche die Mittel, Gewißheit

und

und Wahrscheinlichkeit zu entdecken ausfindig macht, und richtig anwendet. *)

Umsonst habe ich bei so manchem Anhänger der unsterblichen Locke, umsonst bei dem scharfsinnigen Eklektiker Pattner, umsonst bei Logikern von Profession, z. B. dem verdienstvollen Reimarus nach einer ausdrücklichen Erklärung der Erkenntniß gesucht. Ich fand wol bei einer aufmerksamen, in dieser Absicht vorgenommenen Lektüre, das Wort Erkenntniß bald für Ueberzeugung, bald für Gewißheit, bald für Wissenschaft u. s. w. gebraucht, fand, daß der Begrif, den sie bei andern Gelegenheiten damit verbanden, bald auf Bewußtsein der Nothwendigkeit eines Urtheils, bald auf gedachte Nothwendigkeit einer Vorstellung, bald auf Beziehung der Vorstellung auf einen Gegenstand hinwies; aber ich fand auch, daß der Gebrauch, den sie sowol von dem Worte, als jenen Begriffen machten, wenn von Erkenntniß der Wahrheit, von Erkenntniß einer Vorstellung, von Erkenntniß eines Dinges, das nicht Vorstellung sein solte, die Rede war, nie mit sich selbst zusammenstimte, sich willkürlich veränderte, mit einem Worte, daß die vorzüglichsten mir bekanten philosophischen Schriftsteller über die Bedeutung des Wortes Erkenntniß weder untereinander, noch mit sich selbst einig sind.

Es

*) The faculty which finds out the means and rightly applies them to discover certainty, and probability, is that which we call reason.

Es ist schlechterdings unmöglich, sich über den allgemeingültigen Begrif des Erkentnißvermögens zu vereinigen, so lange man über das Wesen des Vorstellungsvermögens verschieden denkt.

Man nehme, was immer für einen Begrif der Erkentniß an, so sezt er den Begrif der Vorstellung voraus. Nicht jede Vorstellung ist Erkentniß, aber jede Erkentniß ist Vorstellung. Ist also aus dem Begriffe der Vorstellung ein demselben wesentliches Merkmaal weggelassen, oder in demselben ein fremdes, oder gar widersprechendes aufgenommen, so ist auch der Begrif der Erkentniß, in einem seiner Hauptmerkmaale (nämlich der Vorstellung) unrichtig. Und wenn zwei über das, was unter Erkentnißvermögen zu verstehen sei, mit einander disputiren; so darf nur der eine in seinem Begriffe von der Vorstellung ein wesentliches Merkmaal übersehen, oder ein fremdes aufgenommen haben (ohne daß es beide, die nur an die Erkentniß nicht an die Vorstellung ausdrücklich denken, gewahr werden) und sie werden in Ewigkeit über den Begrif der Erkentniß uneinig bleiben.

Gesezt, man vereinigte sich auch über folgende Definizion der Erkentniß: „Sie ist das Bewußtsein der Beziehung einer Vorstellung auf ein bestimmtes

ſtimtes etwas, von ihr verſchiedenes, welches Gegenſtand heißt," ſo würde dieſe Vereinigung ſo gut als keine ſein; ſie würde nur eine bloße Formel, die jeder nach ſeinem Sinne verſtehen kan, betreffen; wenn man nicht über den Begriff der Vorſtellung und zumal über dasjenige Merkmaal, welches denſelben von dem Begriffe des Gegenſtandes unterſcheidet, einig wäre. Ohne ſich über dieſes Merkmaal vereiniget zu haben, würde alle Uebereinſtimmung über den Unterſchied zwiſchen Erkentniß und bloßer Vorſtellung unmöglich ſein.

Alles, was erkenbar ſein ſoll, muß vorſtellbar ſein, obwol nicht alles Vorſtellbare darum auch erkenbar iſt, weil ſonſt jede Vorſtellung eine Erkentniß ſein würde. Die Vorſtellbarkeit oder die Möglichkeit der Vorſtellung, wird durch das Vorſtellungsvermögen allein beſtimt. Das leztere muß alſo vor allen Dingen unterſucht werden.

Die Vorſtellung iſt das einzige über deſſen Wirklichkeit alle Philoſophen einig ſind. Wenigſtens wenn es überhaupt etwas giebt, worüber man in der philoſophiſchen Welt einig iſt, ſo iſt es die Vorſtellung; kein Idealiſt, kein Egoiſt, kein dogmatiſcher Skeptiker kan das Daſein der Vorſtellung leugnen. Wer aber eine Vorſtellung zugiebt, muß auch ein Vorſtellungsvermögen zugeben, das heißt dasjenige, ohne welches ſich keine Vorſtellung

stellung denken läßt. So bald man nun über dieses einig geworden ist, hat man sich in den Besitz eines allgemeingültigen Prinzips gesezt, aus welchem sich in der Folge die Grenzen des Erkenntnißvermögens, und die Möglichkeit allgemeingeltender Erkenntnißgründe für die Grundwarheiten der Religion und der Moralität, so wie allgemeingeltender erster Grundsäze der Moral und des Naturrechts bestimmen lassen müssen, wenn sie anders bestimbar sind.

Ungeachtet die Vorstellung von allen zugegeben wird, und jeder Philosoph einen Begrif von Vorstellung hat, so ist doch dieser Begrif bei allen nicht ebenderselbe, nicht bei allen gleich vollständig, gleich rein, gleich richtig. Man ist sogar über seine wesentlichsten Merkmaale uneinig, wie sich zum Theil aus der Uneinigkeit über die Erkenntniß schliessen läßt, zum Theil im folgenden, wie ich hoffe, zu jedermans Ueberzeugung dargethan werden soll. Solte das Mißverständniß, welches dieser Uneinigkeit zum Grunde liegt, nicht gehoben werden können? Der Versuche, die sich mit der Untersuchung des Begriffes der Vorstellung beschäftiget haben, sind noch nicht so viele gemacht worden, daß man darum von einem neuen Versuche weniger hoffen dürfte.

Der Begrif des Vorstellungsvermögens führt unter andern auch diese Bequemlichkeit mit sich,

daß er sich, wenn einmal sein wesentliches Merkmaal gefunden ist, sehr leicht allgemeingültig erschöpfen läßt, das heißt, daß sich mit ihm eine Zergliederung vornehmen läßt, bei der man darüber einig werden kan, daß man sich aller seiner vorstellbaren Merkmaale bemächtiget habe, und keines übrig sei, welches durch einen unentwickelten und unbestimten Begrif Keim oder Veranlassung künftiger Mißverständnisse sein könte. Denn ist man bei der Untersuchung des Begrifs des Vorstellungsvermögens glücklich genug gewesen, das Wesentliche, das Hauptmerkmaal desselben entdeckt zu haben; so hat man an diesem zugleich das Merkmaal und Kriterium der Vorstellbarkeit gefunden, aus welchem sich die Grenze aller weitern Zergliederung, an dem Nichtvorstellbaren leicht bestimmen läßt. Es kan dann ohne viele Mühe gezeigt werden, was und in wie ferne etwas, das zum Begrif der Vorstellung gehört, vorstellbar ist oder nicht. *)

Jena, den 10. Junius.

Reinhold.

*) Der Versuch einer neuen Theorie des menschlichen Vorstellungsvermögens, der die Prolegomenen der Kritik der reinen Vernunft, und den Schlüssel zur kritischen Philosophie enthält, wird in einigen Wochen die Presse verlassen.

---

3. Ueber

Digitized by Google

3.

Ueber den litterarischen Karakter Friedrich des Zweiten, und über einige seiner Werke.

Friedrich der Zweite liebte den Ruhm eines gefallenden und lehrreichen Schriftstellers eben so leidenschaftlich als den eines großen Feldherrn und eines seine Berufspflichten treulich erfüllenden Königs. Ein Mann von aufgeklärtem Verstande, den der König in den lezten Jahren seines Lebens zu seinem vertrautesten Gesellschafter erwählt hatte, bezeugt, daß er noch Friedrichen seinen litterarischen Ruhm jeder andern Art von Namensewigkeit habe vorziehen hören. *) Diese Gesinnungen äusserte Friedrich also in denjenigen Jahren des menschlichen Lebens, wo, bei erloschenem

*) Ich kenne dieses Zeugnis des Marquis von Luchesine nur aus der allgemeinen deutschen Bibliothek, B. LXXX. St. 1. S. 290. wo Discours prononcé à l'assemblée publique de l'Academie Royale des Sciences et Belles Lettres de Prusse, jour de la reception du Marquis de Luchesini angezeigt wird. „Der Herr Marquis Luchesini, sagt der Rezensent, beschließt seine Rede mit der Erinnerung an den großen Geist Friedrichs des Einzigen, der den Ruhm, den ihm seine Geisteswerke erworben haben, jedem andern Ruhme vorzog.“

nem oder doch geschwächtem Feuer der Leidenschaften nicht sowol die Vernunft, als Laune und Ueberdruß, den Ruhm als eine irdische Eitelkeit sehr zu verachten pflegt. Friedrich sah also noch nicht mit Gleichgültigkeit auf seine litterarischen Arbeiten herab; er erinnerte sich ihrer vielmehr mit Vergnügen und schien sichs bewußt zu seyn, in ihnen Denkmäler seines Herzens und seines Verstandes zu hinterlassen, die der spätesten Nachwelt eben so ohnfehlbaren Beifall abgewinnen würden, als seine Dispoſizionen in Schlachten den Feinden die bewundernswürdigsten Siege abgewonnen hatten.

Wenn Friedrich noch im hohen Alter so von seinen litterarischen Werken dachte, so können wir nicht anders, als voraussezen, daß er im männlichen und vollends im Jünglingsalter litterarischen Ruhm mit aller der Leidenschaft zu erstreben suchte, ohne die es nie einen großen Schriftsteller gegeben hat. Büsching, der den Karakter des Königs mehr mit der ängstlichen und kleinlichen Treue eines holländischen, als mit dem Geschmack und dem Geiste eines italienischen Malers geschildert hat, bezeugt (und seinem Zeugniß ist von niemand widersprochen*) daß Friedrich einen großen Theil seiner so regelmäßig eingetheilten Zeit nicht bloß der Lektüre, sondern auch eigenen schriftlichen Arbeiten gewidmet hatte. *) Außer diesen Zeugnissen

*) Büschings Karakter Friedrich des Zweiten.

nissen haben wir des Königs eigene Geständnisse, die er an mehreren Stellen seiner Werke abgelegt hat. Wenn gleich einige dieser Geständnisse in Gedichten vorkommen, so sind sie doch daselbst mit solcher Stärke, mit solcher Lebhaftigkeit ausgedrükt, daß man fühlt, wie sehr sie aus dem Herzen kamen. Die große Hochachtung, die er Schriftstellern von vorzüglichem Range bewies, und die dem schriftstellerischen Verdienste eines jeden angemessen war, insbesondre seine lebhafte und nie erkaltete Bewunderung Voltairens, des Schriftstellers, nicht des Menschen — denn nie hörte er auf das Genie des Mannes über alles zu schäzen, selbst, nachdem er den Karakter desselben schon verächtlich fand — und die Rechenschaft, die er oft sich selbst und andern giebt, warum er solche Genies so sehr schäzte, sind ebenfalls Beweise, wie sehr er litterarisches Verdienst liebte und zu würdigen wußte. Endlich ein entscheidender Beweis für seine litterarische Ruhmgier sind seine Werke selbst. Man schreibt weder so viel, noch so gut, wenn man nicht eine Leidenschaft für das Schreiben nicht nur, sondern auch für den Beifall hat, der durch gute Schriften erworben wird. Denn gut zu schreiben, erfodert nach dem Geständniß der größten Meister in der Kunst, ein anhaltendes Studium, eine beständige Anstrengung, bei der das Schreiben schwerlich ein ungemischtes Vergnügen, ein leichter Zeitvertreib sein

kan.

Digitized by Google

kan. Diesem Geständniß der Kunsterfahrnen zufolge, setzt Vielschreiben und zugleich Gutschreiben etwas mehr als bloße Liebhaberei voraus; ein heftiges Verlangen nämlich, seinen Werken alle die Vollkommenheit zu verschaffen, durch die die Werke der großen Meister Beifall und Bewunderung erhalten.

Die beträchtliche Anzahl und äusserliche Stärke der Schriften des Königs würde, wenn man den Autor nicht kennte, auf einen glüklichen Verehrer der Musen rathen lassen, der im Genuß ungestörter Ruhe, wie ein Voltaire, oder Gibbons seine ganze Zeit litterarischen Arbeiten gewidmet hätte. Er hat mehr Gedichte geschrieben als mancher Dichter, dessen einzige Beschäftigung die Dichtkunst war, als Boileau und Chaulieu; mehr Briefe, als Pope und Swift, die absichtlich, um dadurch berühmt zu werden, Briefe schrieben: mehr Geschichtsbücher, als jene berühmte Staatsmänner, die der Welt Darstellungen der Staatshändel, woran sie Theil gehabt, hinterließen, als Bolingbroke und Tarcy; mehr als jene Feldherren, die ihre eigenen Feldzüge beschrieben, als Montecuculi und Villars. Bloß die Samlung seiner kritischen, moralischen und rednerischen Aufsäze würde hingereicht haben, einem Gelehrten von Profession einen ehrenvollen Plaz unter den Schriftstellern vom zweiten Range zu verschaffen. Wer hingegen sich noch nichts weiter als die

Kriegs-

Kriegs- und Friedensthaten des Königs bekant gemacht, der wird sich kaum die Möglichkeit denken, daß er je Zeit gehabt, seine Feder zu etwas anders als zu Unterschriften unter Befehle, Geseze, Manifeste und Traktaten zu brauchen.

Ich will mich jezt mit den Werken des Königs so beschäftigen, als ob sie aus dem grauen Alterthum wären, als wenn Friedrich seine Thaten etwa dreyhundert Jahr vor Christo in Griechenland verrichtet und den Zepter in Macedonien oder Epirus geführet hätte. Ich will vergessen, daß er ein Genoß unsers Jahrhunderts, und daß er ein Sohn Teutoniens war. Denn es ist schwer zu verhüten, daß jener erste Umstand, wenn man ihn nicht ganz vergißt, den Leser der Schriften Friedrichs, so wie den Erzähler seiner Thaten, nicht etwas zu sehr zum Bewundern stimmen solte; der zweite Umstand hingegen kan einem Deutschen eben sowol eine parteiische Vorliebe für, als eine parteiische Abneigung gegen den König einflößen, je nachdem nämlich der Deutsche entweder zu der Klasse gehört, die an Friedrichs Ruhm Theil nahm, oder zu der, die Friedrich selbst durch seine ungerechten Urtheile in Verachtung bringen half. Den deutschen Kriegsmann freut der Gedanke, daß es Deutsche waren, die Friedrichs Lorbeeren erfochten; der deutsche Gelehrte, um gegen Friedrichs litterarische Verdienste gerecht zu sein, muß erst eine gewisse Empfindlichkeit able-

gen, zu der Friedrichs zu weit getriebne Vorliebe für die französische Litteratur gegründeten Anlaß giebt.

Ich will 1.) mit einigen allgemeinen Anmerkungen über des Königs Genie und Schriften anfangen. 2.) Ich will einige seiner Werke nach ihren Klassen, die poetischen, die historischen und die übrigen, einzeln durchgehn, und einige mir nützlich oder unterhaltend scheinende Anmerkungen machen. 3.) Ich will ihn mit denjenigen Schriftstellern vergleichen, von denen man gewöhnlich annimt, daß sie, theils in Ansehung ihrer äusserlichen Glückumstände und Bestimmungen, theils in Ansehung ihres persönlichen Karakters und Genies, einige nähere oder entferntere Aehnlichkeit mit ihm hatten.

1. Vier Gegenständen sind die meisten von Friedrichs Schriften gewidmet, und die Art, wie er sie bald in Versen, bald in Prosa behandelt, beweist, daß sie die Lieblingsgegenstände waren, womit sein Geist nie, sich zu beschäftigen, müde ward. Moral, spekulative Philosophie, in so weit sie mit der Moral in Verbindung steht, Kriegskunst und Geschichte sind der Inhalt sowol der meisten seiner vielen und großen Gedichte, als seiner meisten prosaischen Schriften; die Geschichte ist der Hauptinhalt der leztern.

Keinen andern Gegenstand, selbst die Politik nicht, von der er doch oft reden mußte, hat er mit der Vorliebe, und was vielleicht eine Folge davon ist, so glüklich behandelt.

Die Moral der Könige, der Staatsmänner und der Dichter war unglüklicherweise von jeher verdächtig. Ich sage: unglüklicherweise. Denn da die Welt es nie für Ernst hielt, daß diese drei Klassen von Moralisten wirklich Nuzen stiften wolten, da man immer glaubte, sie hätten Moral, entweder nur als eine Maske gebraucht, oder als ein Spielwerk, so hat man auch die guten Bemerkungen, die man doch in ihren Erfahrungen und Beobachtungen von ihnen erwarten konte, nie gehörig nuzen wollen. Als die Schriften Friedrichs zuerst bekant wurden, konte die Welt, die ihn nur noch für einen bloßen Eroberer hielt, sich nicht überreden, daß es mehr als Moral seines Kopfes, daß es auch Moral seines Herzens wäre. Einige wolten so gar sein Moralisiren für einen machiavellischen Kunstgrif halten; die andern glaubten, er sei Moralist bloß zum Behuf der Poesie, in der es gewisse Gattungen giebt, die moralischen Inhalt lieben. Allein sehr irrten sich die, die so klein vom Könige dachten. Und alle die irren, die die Moral nicht für die erste und unentbehrlichste Wissenschaft eines jeden und insbesondre dessen halten, der ein großer Mann in einer thätigen Sphäre

sein

Digitized by Google

sein will. Wodurch wurde Friedrich als Held und als König groß? wodurch wurden es alle große Männer des Alterthums? wer gesteht nicht, daß sie es durch ihren Karakter wurden? wenigstens mehr noch durch ihren Karakter, als durch ihr Genie? Gebt einem Menschen das größte Genie von der Welt, aber einen schwachen, oder ungesezten, einen leichtsinnigen oder verkehrten Karakter, und er wird nie ein großer Mann sein können. Gebt ihm aber einen edeln, erhabnen, und nachdem es die Umstände erfodern, festen oder biegsamen Karakter, und gebt ihm dabei nur ein etwas über das Mittelmäßige erhabene Genie, er wird, wenn anders die Umstände, worin er lebt, ihm Gelegenheit zur Entwickelung seines Karakters geben, der größte Mann wenigstens auf dem Theater sein, wo er seine Rolle spielen muß. Demosthenes, Cicero waren die größten Genies — aber nicht die größten Männer ihrer Zeiten — Cato und Cäsar waren gewiß größere Männer als Cicero. Alcibiades war ein Mann von Genie, aber wer kan ihn einen großen Mann nennen? Lord Shaftesbury (der Vater des philosophischen Schriftstellers) und Lord Wharton waren gewiß Männer vom glüklichsten Genie, aber durch ihren leichtsinnigen, ungesezten Karakter haben sie beide verdient, daß die Geschichte eher mit Verachtung, als mit Bewunderung, von ihnen reden muß. Wodurch hingegen

hat

hat es der jetzige Staatsminister in England fast noch in Jünglingsjahren dahin gebracht, daß ihm die ehrwürdigste Versammlung, die man sich denken kan, daß ihn das Oberhaus und Unterhaus, das ist, eine Versammlung von sechs bis sieben hundert der angesehensten, aufgeklärtesten und unterrichtetsten Männer einer der kultivirtesten Nazionen den größten Männern der Vorzeit an die Seite setzte? wodurch, sage ich, hat Pitt sich diesen Vorzug erworben? durch seinen Karakter. Sein Rival, Fox, mag glücklichere Talente besitzen; aber er hat einen fehlerhaften Karakter. Pitts Karakter ist ohne Zweifel nicht fehlerfrei. Aber er hat die guten Eigenschaften, die einer großen Nazion das Vertrauen einflößen, daß ihre Angelegenheiten von ihm nicht blos mit Klugheit, sondern auch mit Redlichkeit und unhaltendem Fleiß und Eifer verwaltet werden.

Alle Welt gesteht jezt, Friedrich war noch größer durch seinen Karakter als durch sein Genie. Und diesen seinen Karakter, ob er gleich die Anlage dazu der Natur verdankte, hat er selbst durch Nachdenken und durch Uebungen zur Vollkommenheit ausgebildet. Dieses nun ist eigentlich das Geschäft der wahren Moral, oder wenigstens der feineren Moral, die so sehr verdient kultivirt zu werden. Schriftsteller von Ansehen tragen kein Bedenken von der Moral in verächtlichem Tone zu reden. Die alten Geschichtschreiber aber waren

auch

auch dadurch groß in ihrer Kunst, daß sie die Moral in dargestellten Handlungen lehrten. Einige Neuere haben der Geschichtschreiber, die das Moralische in der Geschichte für etwas wichtiges hielten, gespottet. Diese Spötter kannten wol keine andere, als die Katechismusmoral, oder die zehen Gebote und was zu deren Auslegung gewöhnlich von Predigern und Schulmeistern gesagt wird. Höchstens mögten sie ein Kollegium oder eine so genante philosophische Moral gehört haben. Aber alles dieses ist so wenig die edlere, erhabnere Moral, von der ich rede, als die Zeichenkunst, worin heut zu Tage jedes Bürgermädchen in mäßigen Städten unterrichtet wird, die Zeichenkunst ausmacht, in der mir ein Raphael, ein Mengs und andere, die ihnen zur Seite stehen, Meister waren. Es giebt eine höhere Moral, die sich zur Schulmoral verhält, wie die Baukunst eines Palladio zur Baukunst der Zimmerleute, wie man sie in jedem Dorfe findet.

Diese höhere Moral erkläre ich so: Sie ist die Kunst oder die praktische Wissenschaft eines Menschen, seinem Karakter die möglich vollkommenste Ausbildung zu geben. Wer wird leugnen, daß dazu eine Menge Kenntnisse, Kenntniß der menschlichen Natur überhaupt, Kenntniß der Welt, Kenntniß der tausendfachen Gegenstände, womit der Mensch sich nüzlich oder angenehm beschäftigen, Kenntniß aller möglichen Lagen, worein der Mensch

 gera-

gerathen kan; wer wird leugnen, daß dazu viele beschwerliche und anhaltende Uebungen zur Erwerbung der nöthigen Fertigkeiten, daß dazu ein langes und angestrengtes Studium erfodert werde? Dieses anhaltende und von Einsicht begleitete Streben, seinen eigenen Karakter auszubilden, ist es, was die Alten Virtus, Tugend, nanten. Und von dieser Tugend sagten sie mit Recht, daß sie nur durch Uebung (meditando, exercendo) erworben würde. Wenn nun die Moral die Wissenschaft ist, die die Regeln dieser Ausbildung des Karakters lehrt, so sieht man wol, daß es für den, der ein großer Mann werden will, keine wichtigere Wissenschaft giebt, als die Moral, wie für den, der als Maler einen Platz neben Raphael zu erlangen wünscht, das Zeichnen die erste der Künste sein muß.

Diese höhere Moral wird aber nicht in Systemen studiert. In jeder praktischen Wissenschaft macht man freilich mit einem System den Anfang. Aber wer mit dem System die ganze Wissenschaft gefaßt zu haben, der ist nicht geneigt, groß in ihr zu werden. Wer in einer Kunst oder praktischen Wissenschaft groß werden will, muß nie aufhören alles, was ihm vorkomt und auf seine Wissenschaft oder Kunst Bezug hat, zu beobachten, seine Beobachtungen mit den Beobachtungen anderer zu vergleichen, Regeln daraus herzuleiten, die von andern aus ihren Beobachtungen gefolgerten Re-

geln

gelte sich bekannt zu machen, sie zu prüfen, zu berichtigen und zu vervollkommnen, so wie seine eigene Erfahrung und sein eigenes Nachdenken ihm dazu Anleitung geben. Er muß den Schatz seiner gesammelten Erfahrungen, Beobachtungen und Regeln täglich vermehren, berichtigen und ordnen.

Bücher, worin Moral gerade zu gelehrt, gepredigt, oder systematisch vorgetragen wird, sind zu diesem Zweck nicht die dienlichsten. Es giebt zwei Klassen von Schriften, die zur Ausbildung unsers Karakters von großem praktischen Nutzen sind, wenn wir sie recht zu benuzen wissen. Erstlich Schriften, worin Erfahrungen dargestellt werden, in welchen man moralische Wahrheiten anschaulich erkennt. Dergleichen sind historische Schriften der höhern Art, das ist, die den Werken eines Livius, Tacitus oder Hume an Darstellungskraft gleich kommen. Dahin könnten auch gewisse Dichtungen, die das menschliche Leben der Natur gemäß darstellen, gerechnet werden. Zweitens Schriften, worin moralische Bemerkungen und Regeln, deren Wahrheit und Wichtigkeit nur der feinste Beobachtungsgeist entdecken konnte, durch die Kunst des Ausdrucks so vorgetragen werden, daß die Einbildungskraft sie anschaulich zu erkennen glaubt, daß das Herz sie fühlt, daß sie ins Innere der Seele eindringen und sich nie wieder verlieren. Diese Kraft, Geist und Herz mit moralischen Wahrheiten

Heldin zu beleben, ist der grosse Vorzug wahrer Beredsamkeit und wahrer Poesie, und durch diese Eigenschaft waren beide den größten Männern aller Zeiten, konten sie auch Friedrich II. so wichtig werden. Auf einen Jüngling, der zum großen, thätigen Leben bestimt ist, der dazu Anlagen besizt, und der sich ernstlich dazu vorbereitet, muß der Vers, worin Lucan Cäsars Karakter schildert:

Nil actum reputans, si quid superesset agendum
(Nichts thut er glaubt er, gethan, wenn etwas noch übrig zu thun war)

unfehlbar lebhafte Eindrücke machen, und kan ihm schon das Fortfahren, das Nichtaufschieben, das Nichtstillestehen als unentbehrlich zu einem großen Karakter erkennen lassen.

Diese Ausbildung des Karakters ist dem zum thätigen Leben bestimten Mann unentbehrlich. Den bloßen Gelehrte braucht sie nicht; denn dieser gründet seinen Ruhm nicht auf seine Handlungen, sondern auf seine Schriften. Der Ruhm des Gelehrten wird bloß durch Genie erworben; der Ruhm des Staatsmanns, des Helden, des Politikers, des Regenten, mehr durch Karakter als durch Genie. Die schlechte That des Gelehrten, seine Schwachheiten, seine Laster selbst werden vergessen, oder die Nachwelt erinnert sich ihrer nur beiläufig; sie beurtheilt den, der seinen Namen bloß durch die Werke seines Genies verewigen wollte, auch nur nach diesen Werken; was geht sie an, wer er war? wie er lebte?

lehre? was er thue? Wenig sie sind seine Werke, auch deren Trefflichkeit zugestanden, und die Verhältnisse seiner Talente [illegible] daß so viel Männer von großem Genie die Ausbildung ihres Karakters ganz vernachlässigten, weil ihre herrschende Leidenschaft ganz darauf gerichtet war, ihrem Genie, durch das sie auch bei der spätesten Nachwelt Bewunderung erregen wollten, die vollkommenste Ausbildung zu geben. Das war der Fall einiger Zeitgenossen Friedrichs II., die litterarisch groß und bewundernswürdig, moralisch wenigstens schwach und tief sehr achtungswürdig waren. Friedrich hingegen, der auch um der Ehre großer Thaten, wozu er berufen war, sich zur Vollkommenheit, die Menschen möglich ist, erheben wollte, wandte noch mehr Studium auf die Ausbildung seines Karakters, als auf die seines Geistes. Immerhin mag man nun sagen, Ruhmliebe sei die Quelle seiner Moral gewesen, er selbst gesteht, sie war es: schon als Jüngling erkante er, wie unzertrennlich wahre Ruhmliebe und Tugendliebe sind. Und sehr schön hat er dieses in einer seiner jugendlichen Oden ausgedrückt:

Tugend führet zum Ruhme, aber zur Tugend selbst
Ist die Führerin Ruhmbegier. *)

Es hat mir immer leid gethan, daß Gelehrte die Ruhmliebe so herabwürdigen und sie mit dem Schlamm,

*) Les vertus mènent à la gloire
Et la gloire mène aux vertus

Schlamm, wie er sich ausdrückt, verglichen kann, aus dem fruchtbare Saaten sich erheben, oder mit dem faulen Staube, der wohlriechenden Blumen ihren Nahrungssaft giebt. Es sei so: Ruhmgier verdiene diese Vergleichung; so ist es von der Natur in der moralischen, wie in der physikalischen Welt, so geordnet, daß dort nährendes Korn und liebliche Blumen aus Schlamm und Staub, hier Tugenden und Vollkommenheiten des Karakters aus Ruhmsucht entspringen.

Spekulative Philosophie hatte für die größten Männer des Alterthums, die sich in der thätigsten Sphäre als Staatsmänner und als Feldherren auszeichneten, einen Reiz, der Vielen heut zu Tage unbegreiflich scheinen muß, da heut zu Tage nur auf Universitäten Verehrer dieser Wissenschaft gefunden werden. Jedem aber, dem es um seine Moral Ernst ist, muß die spekulative Philosophie interessant sein. Denn sie nur kan entscheiden, ob die Moral, ausser der eigenen Glückseligkeit eines jeden und der Glückseligkeit der Gesellschaft in der man lebt, sich noch andere Zwecke sezen soll, und ob die Motiven und Mittel zur Glückseligkeit noch anderswo, als in der Natur des menschlichen Herzens und in der Natur der Dinge dieser Welt, zu suchen sind. Aus den Schriften des Königs ist sichtbar, daß dieser Theil der Philosophie auch nur in so weit ihn beschäftigte, als er dadurch

Licht bekam, das System seiner Moral auf einen zuverlässigen Grunde zu errichten.

Daß ein großer Theil der Schriften des Königs hauptsächlich Geschichte und Kriegskunst zum Inhalt hat, wird niemand befremden; vielmehr wird jederman von einem Könige und einem Feldherrn am ersten Schriften dieses, und schwerlich eines andern Inhalts, erwarten.

Mit Politik hat sich Friedrich als Schriftsteller und als König nur in so weit abgegeben, als sie ein unentbehrliches, nothwendiges Glied in der Kette der Beschäftigungen und Arbeiten war, denen er sich aus Neigung widmete. Weit indessen entfernt sie zu vernachlässigen, sieht man in der Art, wie er sie behandelte, seinen großen Verstand, seine außerordentlichen Geschicklichkeiten, nicht minder als in seinen ihm geliebteren Thaten und Schriften. Aber es ist auch zu sichtbar, daß er in der Politik nie con amore arbeitete, daß er nie con amore davon schrieb.

Sowol in der Poesie als in der Prose wählte sich Friedrich diejenigen Gattungen, die vorzüglich zum Vortrage dieser vier Gegenstände geschickt sind; in der Poesie die Ode, die Epistel und das Lehrgedicht; in der Prose historische Darstellungen, Abhandlungen und Briefe. In allen diesen, sowol poetischen als prosaischen Werken, bemerkt der Leser, der einen geübten Sinn mitbringt, bald

eine

Digitized by Google

eine gewisse Aehnlichkeit in der Art zu denken, zu schließen, die Schlüsse zu ordnen und die Gedanken, einzukleiden. Bei allen diesen seinen Arbeiten führte eine strenge sowol als starke Vernunft den Vorsiz. Eine lebhafte, aber sanfte, eine reiche, aber nie ausgelassene, eine lieblich blühende, nie stürmisch feurige Einbildungskraft ist sodann die Eigenschaft seines Geistes, die sich am meisten auszeichnet, die aber immer der Vernunft untergeordnet bleibt. Ein schneller und scharfer Wiz blizt in den frühern Werken des Königs, der Aufsicht der Vernunft ohngeachtet, manchmal zur Unzeit hervor. Aber in den spätern Werken zeigt er sich nur sparsam und sehr gemäßigt. Die Gabe zu rühren vermißt man zwar in seinen Werken nicht. Vielmehr gehen alle seine Vorstellungen ans Herz, aber sie erschüttern es nicht, sie theilen ihm nur die sanften Empfindungen der Freundschaft, der Menschenliebe, der Heiterkeit, der Geistesglückseligkeit mit, die dem Könige so manche seiner Verse eingegeben haben. Endlich müssen wir noch bemerken, daß ein vorzüglich glückliches Gedächtniß mit zu Friedrichs Talenten gehörte, ein Gedächtniß, daß alles behielt, leicht behielt und das bei jeder Gelegenheit schnell und treu sich alles dessen erinnerte, was es jemals aufgesammelt hatte.

In seinem Stile glaube ich eine gewisse Weichheit zu bemerken, wenn es mir erlaubt ist, mit diesem Ausdruck diejenige Eigenschaft zu bezeichnen,

die die Franzosen la molesse du stile nennen. Sie scheint mir in der Vermeidung alles dessen zu bestehen, was dem Ohre nur im geringsten anstößig, dem Verstande nicht gleich im ersten Augenblick faßlich, und der Einbildungskraft zu neu und ungewöhnlich sein würde, und bei alle dem müssen es oft neue und tiefgedachte Sachen sein, weil man eine Schrift nicht gern, nicht lange liest, in der man nicht viel neues und vieles, was uns bewegt weiter nachzudenken, antrift. Ein Stil dieser Art führt vor der Seele eine Reihe von Gemälden auf, die alle unerwartete, heftige, sondern immer sanfte, gefallende Eindrücke machen. Er giebt dem Verstande immer zu denken, aber giebt ihm nie durch gelehrtthuende Wendungen oder Allusionen Räthsel auf. Er schmeichelt dem Ohre durch eine lieblich fließende Folge der einzelnen Worte sowol als der Perioden.

Cäsars Styl ist bloß, wenn ich so sagen darf, Werk seines Verstandes. Man sieht es jedem Worte, man sieht es jeder Periode an, daß der Verstand wählte, und sie in die Stellung, worin sie stehn, ordnete. Weder dem Ohr, noch der Einbildungskraft schmeichelt Cäsar. Friedrich schmeichelt beiden nicht wenig.

Wenn nach in spaten Jahrhunderten einst ein forschender Leser die Werke Friedrichs in der Absicht vornehmen sollte, alle Züge zusammen, die

die das Karakteristische in dem Gemälde seines Geistes und Herzens ausmachen, so glaube ich, würde er beim Schluß seiner Lektüre dieses Resultat bekommen. Friedrich, von der Natur mit den feinsten Organen des Gehörs und der Einbildungskraft begabt, brannte von Jugend an vom Feuer der Ruhmgier, und sie erlosch nicht eher bei ihm, als mit seinem Leben. Eine Vernunft von seltner Stärke mäßigte dieses Feuer, und wies ihm die angemessenste Nahrung an. Seine Vernunft erkannte, daß für einen König jede Art von Ruhm kein Ruhm ist, wenn er den Ruhm, ein guter und weiser König gewesen zu sein, aus der Acht läßt. Von diesem Ruhme unzertrennlich begleitet, wünschte er auf zwei Bahnen, wo von allen Arten das Ruhms der glänzendste erworben wird, auf der Bahn der Feldherren und der Schriftsteller, zu erscheinen. Aber nie vergaß er um des Feldherrn willen seine Königspflichten, und Schriftsteller war er nie eher, als bis der König und der Feldherr ihm Zeit dazu ließen. Als Schriftsteller sah er bei der Wahl seiner Gegenstände immer darauf zurück, daß sie seines erhabenen Standes nicht unwürdig sein solten. Da ihm bei dem großen Vorrath seiner gesammelten Kenntnisse, bei der Fertigkeit seines Gedächtnisses und bei der Fruchtbarkeit seiner Einbildungskraft, die Gedanken eher zuströmten, als daß er sie hätte suchen dürfen, und da es ihm durch eben diese Eigenschaften leicht

wurde,

Digitized by Google

würde, sie mit einer Menge Vergleichungen aus Bildern zu erläutern und auszuschmücken, so verschmähte er den Fleiß derer, die ihren Abgang an Reichthum durch eine desto sorgfältigere Bearbeitung auch der kleinsten Theile ihrer Werke zu ersetzen suchen. Friedrich begnügte sich seinen Schriften die Schönheiten zu geben, die nicht Früchte eines glücklichen Genies, als mühsamen Fleißes zu sein scheinen. In der That, wenn Friedrich so korrekt, wie ein Boileau, oder Hagedorn unter uns Deutschen geschrieben hätte, würde nicht ein gewisses dunkles Gefühl der kleinlichen Sorgfalt, die zu einer solchen Korrektheit erfoderlich ist, den Leser seiner Schriften haben urtheilen lassen, daß Friedrich wol ein guter König, aber schwerlich ein großer König, am wenigsten ein großer Feldherr habe sein können.

2. Man könte die Werke des Königs in Rücksicht auf die in ihnen vorzüglich herschenden Geisteskräfte chronologisch in vier Klassen eintheilen. 1.) Jugendliche Werke, worin er aus Begierde zu gefallen dem damaligen französischen Modegeschmak, der satirischen Wiz und Bonmots sehr liebte, ein wenig viel Opfer brachte. 2.) Werke des männlichen Alters vor dem siebenjährigen Kriege. Einbildungskraft und Gefühl zeigen sich da in ihrer ganzen Stärke. Jene ist oft noch verschwenderisch mit ihren Blumen. Die Gefühle sind sichtbar die eines mit

sich

Digitized by Google

sich selbst und mit dem ihm vom Glük zugeworfnen Loose zufriednen Monarchen. 3.) Werke während des siebenjährigen Kriegs. Seine Widerwärtigkeiten überziehen manchmal seine Einbildungskraft sowol als sein Gefühl mit ziemlich düstern Gewölken; aber die natürliche Heiterkeit von beiden bricht doch immer wieder durch das Gefühl, fängt an etwas zur Misantropie gestimt zu werden. 4.) Werke nach dem siebenjährigen Kriege. Man vermißt in ihnen die so überfließende Einbildungskraft der vorigen Zeiten. Ohne Zweifel hatte sie während des grausamen Krieges zu viel traurige Bilder gesamlet, bei denen Friedrich nicht gern verweilte, weil er das Unangenehme in der Erinnerung eben so sehr als in der gegenwärtigen Empfindung so schnell wie möglich zu entfernen suchte. Er verräth in diesen lezten Werken nicht sowol ein sanftes als ruhiges Gefühl. Er schrieb, wenn ich so sagen darf, fast nur mit dem Verstande und erlaubte der Einbildungskraft, dem Wiz und dem Gefühl nur sehr selten einen Antheil an seinen Arbeiten.

Jezt will ich einige seiner Werke, nach der Ordnung der berliner Ausgabe, durchgehn.

In einer Art von Vorrede widmet Friedrich seine poetischen Werke seinen Freunden; er gestehe ihnen seine leidenschaftliche Liebe zur Dichtkunst, der er nicht widerstehen könne; er erklärt ihnen, daß

daß sie keine nach den Regeln ängstlich ausgearbeitete Gedichte von ihm erwarten müßten; er legt eine Art von Glaubensbekenntniß in Ansehung seines Geschmaks in der Dichtkunst ab. Ich hoffe, es werde meinem Leser wenigstens nicht zuwider sein, wenn ich diese und in der Folge andre Stellen aus den Gedichten des Königs in unserer Sprache frei nachzuahmen suche. Wenn mein Unternehmen verunglükt, mögen sie immer über mich lächeln; nur bitte ich mir deswegen nicht gram zu werden. Der König endigt seine so genante Vorrede folgendermaßen:

Hin reißet mich die Leidenschaft;
Durch deiner Harmonien Kraft
Bezaubert, wag' ich es, Horaz, dir nachzuahmen.
Mag immer mein Gesang mißlingen,
Ich muß; vergebens sag' ich: Nein.
Die Leidenschaft gebeut, ich soll ein Dichter sein!

Vergebens tritt mit finsterm Blicke
Ein Richter in der Kunst stolz vor mir hin und weist
Auf seine Regeln; meinen Geist
Voll Ungeduld schreckt kein Pedant zurücke.
Ich fliege kühn den freien Flug
Der Phantasie; ein Bild, ein Zug
Voll Leben, voller Geist ist mir genug;
Ein andrer mag sein Lied nach kalten Regeln messen.
Am Pindus wird er und sein Lied vergessen. *)

Ueber

*) Ma passion m'a fait la loi,
Et les charmans accords d'Horace
M'ont fait Poëte malgré moi.

Ma

Ueber die Oden des Königs.

Von den Oden werden die Kunstrichter vielleicht behaupten, daß die meisten nicht Oden, sondern Lehrgedichte in Strophen sind. Ich will über Namen nicht streiten; Friedrich hätte sich auf Horazen berufen können, der auch unter seinen Oden Gedichte hat, die sich durch moralischen Inhalt und durch eine edle erhabne Sprache auszeichnen, in denen aber der Schwung der Begeisterung vermißt wird. Immer sind es Gedichte von großem Werth, und sie sind vorzüglich geschikt, seine feinen moralischen Bemerkungen, von deren Wichtigkeit ich oben geredt habe, vorzutragen.

Zu einem Exempel theils dieses meines Urtheils, theils der oben von mir behaupteten Wichtigkeit der Moral zur Ausbildung des Karakters, scheint mir die sehr merkwürdige dritte Ode dienen zu können. Sie ist, die Standhaftigkeit *) überschrieben

Ma Muſe — — —
Dit les choſes comme elle peut;
Et du compas parfait bravant la ſymmetrie,
Le puriſme gênant, et la pedanterie,
Exprime au moins ce qu'elle veut.
Libre de cette ſervitude,
Un trait d'imagination
Vaut mieux au gré de ma raiſon,
Que cette froide exactitude
Dont les modernes font l'étude,
Et qu'on reprouve à l'Hellicon.

*) la Fermeté.

Digitized by Google

schrieben und enthält Betrachtungen, womit Friedrich sich vorbereitete, Unglücksfälle, die ihn einst möglicherweise treffen konten, zu ertragen. Die Ode ist vor dem siebenjährigen Kriege geschrieben, *) also in Zeiten, wo das Glück Friedrichen in allen, selbst in seinen kühnsten Unternehmungen jederzeit begünstigt hatte. Und in diesem Zeitraum denkt er gleichwol an die Möglichkeit, daß er einst mit Widerwärtigkeiten werde kämpfen müssen, und er sucht sich schon diejenige Tugend zu erwerben, durch die der Leidende die schädlichen Eindrücke der Widerwärtigkeiten auf sein Herz und seinen Geist, wo nicht ganz vernichtet, doch dergestalt schwächt, daß dadurch die Wirksamkeit seiner Seelenkräfte zur Wiederherstellung seiner Glükseligkeit nicht verhindert wird. Solte wol je ein anderer König, ich möchte sagen, solte je wol irgend ein anderer Liebling des Glüks in den Tagen, da er dieses zu sein schien, den Gedanken der Möglichkeit künftiger widriger Schikſale so ernstlich beherzigt haben? Daß Friedrich diesen Gedanken ernstlich beherzigte, glaube ich mit dieser seiner Ode beweisen zu können, einmal, weil er darin den wahren Begrif der Standhaftigkeit, die von Hartnäckigkeit, Troz und Gefühllosigkeit so sehr verschieden ist,

*) Sie steht schon in den Oeuvres du philosophe de Sanssouci, und es ist bekant, daß die in dieser Samlung enthaltenen Gedichte aus der frühern Periode sind.

ist, sehr richtig auseinandersetzt, und hiernächst, weil er hier schon die ausgesuchtesten und vorzüglich zur Beruhigung wirksamen Gründe braucht, die nachher, als wirklich Englisch über ihn kam, während des siebenjährigen Krieges seinem Geist immer gegenwärtig waren. Der eine Grund ist: die Zeit, die schnelle, die alles vertilgende Zeit, vertilgt auch selbst die Spuren des Uebels, das sie verursacht:

Dies wechselnde ist der Menschen Glück,
Sie, die in jedem Augenblick
Gebiert und tödtet, schaft, zerstöret;
Hier baut, dort stürzet, hier verschönert, dort verheeret;
Unaufgehalten fliegt die Zeit,
Und jeder Schlag von ihrem Flügel streut
Hier Güter aus, dort Uebel. Morgen
Ist schon vertilgt die Spur von beiden. Leid
Bedecket hier das Feld, wo Freude blühte. Sorgen
Sind dort vergessen, laut singt dort die Fröhlichkeit. *)

In seinen Briefen während des siebenjährigen Kriegs führt der König oft diesen Trostgrund an; und welcher andere Trostgrund ist so wahr? Mit ihm

*) Le Dieu du tems d'une aile prompte
S'envole et ne revient jamais;
Ceretre, en s'echappant, nous compte
Sa Fuite au rang de ses bienfaits;
Des maux qu'il fait et qu'il efface,
Il emporte jusque à la trace;
Il ne peut changer le destin.
Pourquoi, dans un si court espace,
Du malheur d'un moment qui passe
Gemir et se plaindre sans fin?

ihm in der Seele kan man allen Uebeln des Lebens entgegen gehn. Die Zeit ist eine mächtige Tröstering.

Ein anderer Grund ist von der Unvermeidlichkeit des Schicksals hergenommen. Die Schwäche eines jeden gleichen einem mächtigen Strome gegen den man selbst mit den Kräften eines Herkules nicht anschwimmen kan. Weises Nachgeben ist das beste Mittel seine Heftigkeit zu brechen, und nicht ganz zu Grunde zu gehen. Es ist der Mühe werth, in den historischen Werken des Königs und in seinen Briefen Acht darauf zu geben, wie er auch von dieser Betrachtung bei seinen Widerwärtigkeiten Gebrauch machte, und dann wird man auch durch dieses Exempel überzeugt werden, daß moralische Betrachtungen dem Könige nicht bloß den Staf zu Oden und Episteln hergaben, sondern daß sie auf seinen Karakter und auf seinen Gemüthszustand einen starken, fast entscheidenden Einfluß hatten.

Die zweite Ode an Grasset ist vielleicht die am wenigsten unvollkommene. Sie ist die Frucht eines Augenblicks glüklicher Begeisterung. Man wird bei ihr kein Bestreben gewahr, Theile zusammen zu sezen, die durch Nachdenken erst zusammengepaßt wurden. Es ist ein Ganzes, möchte ich sagen, von der Geburt an. In so weit ich darüber urtheilen kan, ist auch die Sprache viel korrek-

correcter, als in den übrigen Oden, und in vielen Strofen scheint sie mir der besten französischen Dichter würdig, z. B.

Tes rayons lumineux colorians la nature
Ta main peupla la mer, l'air, la terre et les cieux,
Pallas te doit l'Egide, et Venus la Peinture,
Tu créas tous les Dieux.

In dieser Strofe ist bloß die Wiederholung der Silbe la in peupla la mer einem geübten Ohr anstößig. Sehr harmonisch ist bis auf ein Wort — les préceptes — folgende Strofe:

Sous un mâle enchantéur la Fiction hardie,
Cache de la Vertu les préceptes charmans;
Les Arts, ses sœurs, en parut embellie,
Et touchа mieux nos sens.

Aber kritische und grammatische Anmerkungen sind meine Absicht nicht, die ich einem französischen Kunstrichter billig überlassen muß, und gern überlasse. Ich wolte nur bei dieser Gelegenheit bemerken, daß der König, bei aller Leichtigkeit, womit er seine Verse schrieb, gleichwol selbst alle Sorgfalt auf die Sprache und den Ausdruck verwandte, daß er die Sorge für Korrektheit und Wohlklang nicht andern überließ, wie diejenigen vermuteten, welche immer noch an das Genie Friedrichs nicht glauben wolten. Diesen Fleiß des Königs bezeugt Voltaire und bezeugt ihn in einem Werke, das er in Umständen und in einer Absicht schrieb, um derentwillen man diesem seinem Zeugnis den höchsten Grad der Glaubwür-

digkeit nicht versagen kan. In den Nachrichten von seinem eigenen Leben, die Voltaire zu Frankfurt schrieb, als Friedrich seine poetischen Manuskripte von ihm zurückfodern ließ, und worin der rachgierige Dichter den König im hassenswürdigen Lichte zu zeigen suchte, gesteht er, daß Friedrich Sprache und Kunst studirte und mit dem glüklichsten Erfolg studirte. *)

Lesern,

*) S. Memoires de la vie de Voltaire, ecrits par lui meme. 1784. p. 91. Verglichen mit la vie de Voltaire par M*** p. 155. „Son genie le feroit encore mieux, que mes leçons, sagt Voltaire. In dem zulezt genanten Werke, das ohne Zweifel einen Mann, der Voltairen aus langem freundschaftlichem Umgange kante, vielleicht einen Marmontel, zum Verfasser hat, werden folgende Umstände von der Art, wie sich Voltaire bei der Durchsicht der königlichen Gedichte nahm, angeführt: „Der König legte Voltairen oft seine Gedichte vor, daß er Kritiken darüber machen sollte. Dieser lehnte es immer mit der angenehmsten Manier ab. Aber oft bestand der König darauf. Dann sagte Voltaire: Wenn Sies denn befehlen, Sire, so erlauben Sie nur erst, daß ich Olivers Mantel und Kragen anlege, und so will ich dann die Arbeiten meines Herrn und Meisters durchgehen. Mit unendlich feiner Kunst brachte er dann seine Bemerkungen bald über die Stellung der Worte, bald über vernachläßigte Grammatik an. Es war nicht zu verwundern, daß ein König hundert und funfzig Meilen von Paris, nicht alle ihre feinen Regeln kante. Manchmal wurden die vorkommenden Punkte ordentlich gelehrt abgehandelt. Fand Voltaire bisweilen einen Vers dunkel; der König verbesserte ihn gleich und verschönerte ihn; fand er einen nicht fließend genug,

Lesern, deren Geschmak durch unsere neuere Kunstrichter und durch unsere neuere Dichter gebildet worden, wird an den Oden des Königs schon ihr Inhalt statt eines Beweises gelten, daß sie keine sehr poetische Oden sein können. In den meisten, werden solche Leser sagen, handelt er moralische Gemeinörter ab, und sie werden kein Bedenken tragen, hinzuzufügen, mit moralischen Gemeinörtern, fange jeder Schüler an. Gegen solche ekele Leser sei mir erlaubt zu bemerken, erstlich, daß in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts noch allgemein geglaubt wurde, das Amt der Poesie sei hauptsächlich Moral zu lehren, und daß Pope unter den Engländern, Rousseau unter den Franzosen und Hagedorn und Haller unter den Deutschen sich vorzüglich dadurch Beifall erwarben, daß sie die Moral mit neuen Bemerkungen, in der schönsten Sprache ausgedrükt, zu bereichern suchten. Man glaubte damals eine einzige neue Bemerkung, stark oder glüklich gesagt, seze schon Genie voraus und sei ein wichtiger Beitrag zur Wissenschaft des Menschen. Mich dünkt, Europa bewunderte mit Recht die schönen Verse beim Rousseau, wo der

genug, der König änderte ihn auf der Stelle und sehr glücklich. Wenig geborne Franzosen haben so viel Talent zur französischen Poesie gehabt, als der König."

der Held gemalt wird, der es nur so lange war, als das Glük ihn begleitete, und der in dem Augenblik, da das Glük ihn verläßt, als gewöhnlicher Mensch da steht, und an dem man keinen Zug mehr von dem gleichsam verschwundenen Helden wahrnimt.

Die Gelehrigkeit des Volks sich von seinen Priestern jeden Unsinn für heilige Glaubenswarheit verkaufen zu lassen, konte nicht einleuchtender dargestellt werden, als durch die so leicht zu machende, und doch so wenig gemachte, und daher, als sie zum erstenmal gemacht wurde, so auffallende Bemerkung, daß der Pöbel Gott in so viel Götter zertheilt, als es dem Priester beliebt, daß er zertheilt werden soll. Solche Bemerkungen nun, die einen sehr aufmerksamen und feinen Beobachter der Menschen und der menschlichen Dinge voraussezen, unter sehr passenden Bildern, mit dem glüklichsten Ausdrucke vorgetragen, wird man recht viele in den Oden des Königs antreffen. Und wenn es nicht immer neue Bemerkungen sind, so weis er sie doch durch neue Bilder, neue Wendungen entweder der Einbildungskraft anschaulich oder dem Herzen wichtig zu machen, z. E. in der vierten Ode über die Schmeicheley.

Helden, trauet dem Strom schmeichelnden Lobes nicht;
Traut ihm, Könige, nicht: denn, schon erworbnen Ruhm

Führt

führet den falsche oft wirbelnden Schlünden zu,
Oder zerschmettert an Klippen ihn. *)

Desgleichen in der achten Ode, an die Preußen.

Seht nicht die Thronen stürzen, zertrümmert, hin,
Nicht weit im Zoen sie donnernd der Himmel teilt,
Nicht weiß des Schicksals Buch verlongte,
Weil sie nicht länger Weisheit stützte.
Was Weisheit baute, muß sie erhalten auch:
Wenn sichre Thorheit die Bande sieht
Sich lösen und die Mauern weichen;
Muß nicht zerfallen, was felsenfest war. **)

Sodann ist es der Mühe werth zu fragen, ob es denn so sehr unter der Würde des Genies sei, Gemeinörter abzuhandeln, ob es nicht vielmehr vorzüglich sein Amt sei, auch die bekanntesten Gemeinörter durch neue Bemerkungen zu

*) Reveillez-vous de votre ivresse,
Rois, Princes, Savans et Guerriers!
Et fobjuguez une foiblesse
Qui flétrit vos plus beaux lauriers:
Voyez l'ocean du mensonge
Où votre aveugle amour vous plonge;
Vous vous noyer par vanité.

**) Les Empires fameux l'écroulement funeste
N'est point l'effet frappant de la haine celeste:
Rien n'étoit arrêté par l'ordre des Destins.
Vû prospère le Sage,
L' Imprudent fait naufrage
Le Sort est en nos en nos mains.

zu bestimmen, zu berichtigen, zu verbessern? Nicht nur in der Moral, sondern in jeder praktischen Wissenschaft giebt es gewisse Gemeinörter, die man nicht verachten kan, ohne sich dafür eine Strafe von ihr, die nichts ungeahndet läßt, von der Natur der Dinge zuzuziehn. In der Kriegswissenschaft ist es ein Gemeinort, daß eine Armee schwerer gegen den Hunger als gegen den Feind zu vertheidigen sei; aber nur ein General, der sich durch eigene Betrachtungen von der Wahrheit dieses Sazes überzeugt, der durch eigene Bemerkungen sich den Sinn desselben entwickelt hat, wird ihn bei allen seinen Planen und Unternehmungen dergestalt gegenwärtig haben, daß er nie etwas versäume, was erfoderlich ist, seine Armee in allen möglichen Fällen gegen Subsistenzmangel sicher zu stellen. Dieses läßt sich von jedem andern Gemeinorte, es sei in der Moral oder in welcher praktischen Wissenschaft es wolle, behaupten. Wir müssen sie durch unsere eigene Betrachtungen in Saft und Blut verwandeln, wenn wir durch Anwendung derselben zu rechter Zeit Fehler vermeiden, oder unsere Zwecke erreichen wollen. Ohne Ehrbegierde geschah nie etwas Grosses; — Ehrbegierde ist die Leidenschaft grosser Seelen; die Ehre ist ein leerer Begrif, eine Täuschung; der Ruhm ist Eitelkeit, ist ein Nichts. — Alle diese bekannten Aus-

sprüche

sprüche erfodern doch von demjenigen gründlich und von allen Seiten erwogen zu werden, der in Ansehung der Ruhmliebe die weise Mäßigung beobachten will, wodurch sie zu Tugend wird. In allen diesen Säzen liegt etwas Wahres und etwas Falsches, und wer nicht durch eigenes Nachdenken sich die Grenzen bemerkt hat, wo jeder dieser Säze aufhöret, wahr oder falsch zu sein, der wird zu leicht auf die Irrwege, entweder der Gleichgültigkeit gegen allen Ruhm, oder zu lebhafter Ehrsucht gerathen. Beide Irrwege führen vom Genuß wahrer Glükseligkeit, wie von Erwerbung wahrer Verdienste ab. Friedrich besaß jene glükliche Mäßigung, und ohne Zweifel war sie eine Wirkung seiner darüber angestellten Betrachtungen.

Die neunte Ode an Maupertuis enthält einige dergleichen, und sie muß, wenn wir sie sowol des Inhalts, als dem Vortrage nach, richtig schäzen wollen, Hallers ehmals vielleicht zu sehr bewunderter, jezt zu sehr vergessener Ode über eben diesen Gegenstand an die Seite gesezt werden.

Die fünfte unter den Oden ist ein Denkmaal des durch die Vernunft gebilligten, und gemäßigten Enthusiasmus, womit Friedrich den Musen den Tempel wieder herstellte, den die Barbarei seines Vaters hatte verfallen lassen. Sie endigt mit einem liebenswürdigen Geständniß seiner Leidenschaft für die Dichtkunst:

Vom

Vom heilgen Hügel tönet die Harmonie
Mir schon entgegen; nehmt mich, ihr Musen, auf.
Mein Genius gebeut; in euern
Hainen verfließt mein frohes Leben. *)

Zu den karakteristischen Zügen der Schriften Friedrichs gehören alle diejenigen Stellen, die ihm entweder seine Vorliebe für, oder seine Abneigung gegen gewisse Personen, ganze Klassen von Menschen, gewisse Meinungen und Gebräuche, gewisse Arten zu denken und zu handeln, eingegeben haben. Ich finde viele Züge, die mir deutlich zu beweisen scheinen, daß er gar keine Vorliebe für die Minister hatte. In allen seinen historischen Werken finde ich nirgends, daß er sich ein Vergnügen daraus gemacht hätte, das Verdienst eines Ministers aus einander zu sezen, wie er z. E. die Feldherrenverdienste des Grafen von Traun, den er seinen Lehrer in der Kunst nennt, mit so offenbaren Vergnügen dem Leser in ihrem schönsten Lichte darstelle. Hingegen finde ich in seinen poetischen sowol, als in seinen prosaischen, in den frühern sowol, als in den spätern Schriften, viele Stellen, wo er von Ministern in einem Tone redet, der keine

*) J'entens de vos concerts la divine harmonie,
Le Chant de Melpomène, et la voix d'Uranie;
Vous célebrez les Dieux, vous instruisez les Rois.
Une main souveraine
Un goût puissant m'entraine
Sous vos suprêmes loix.

keine große Achtung für Ministertalente und Geschäfte anzeigt. In der Lebensbeschreibung seines Vaters, Ludwig Friedrich Wilhelms des Ersten, sagt er, dieser habe bei der Friedensunterhandlung mit den Schweden nur sehr mäßige Vortheile verlangt, aber der Herr von Ilgen habe, nach Ministerart, nicht aufgehört ihm vorzustellen, daß er die damaligen günstigen Umstände besser nutzen müßte. *)

An einer andern Stelle dieser Lebensbeschreibung sagt er, die Minister Friedrich Wilhelms hätten ihn während seiner Regierung vierzig Traktate unterschreiben lassen, die alle gleich unbedeutend und nutzlos gewesen wären, aber sie hätten sich auf ihren Posten um die Würde ihres Herrn nicht so sehr bekümmert, sondern mehr darauf gedacht, ihre Posten recht einträglich zu machen. **)

Die

*) La Paix, que le Roi negocioit à Stockholm, fut enfin conclue. Sa Modération diminua ses avantages. D'Ilgen ne cessoit de lui représenter, selon l'usage des ministres, qu'il devoit profiter de ses avantages.

**) Les Ministres de Frederic Guillaume lui firent signer quarante Traités ou Conventions, que nous nous sommes dispensés de rapporter à cause de leur frivolité. Ils etoient si éloignés de la modération de ce Prince, qu'ils songeoient moins à la dignité de leur maître, qu'à augmenter les bénéfices de leurs emplois.

Digitized by Google

Die siebente Ode über die Unruhen in Norden enthält einige viel stärkere Stellen nicht gegen die Minister überhaupt, sondern gegen diejenigen unter ihnen, denen es oft allein zugeschrieben werden muß, daß die Erde durch Kriege verheert, und ganze Nazionen unglüklich werden. Gewöhnlich werden der Ehrgeiz und die Eroberungssucht der Könige, als die beiden Hauptursachen so vieler unglüklichen Kriege, angeklagt. Sie waren es ohne Zweifel in den alten Zeiten viel häufiger, als sie es gegenwärtig in Europa, wo der persönliche Wille der Könige oft so wenig Einfluß hat, sein können. Die meisten Könige lieben vielleicht den Frieden; aber unglüklicherweise vermögen heut zu Tage die Minister oft mehr, als die Könige, und für die Minister giebt es mehr Reizungen Kriege zu erregen, als für die Könige. Diese können nur zwei Motive zum Kriege haben, Ruhm und Eroberung, und wenig Königsseelen mögen für diese beiden Gegenstände eine lebhafte Leidenschaft empfinden. Die Minister aber haben oft, ausser der Ruhmsucht, noch immer andere wichtige persönliche Motive. Der Krieg giebt ihnen oft Gelegenheit, sich nothwendig zu machen, ihre Rivale zu entfernen, das Steuer, von dem man sie gern verdrängen wolte, zu behalten; durch den Krieg rächen sie sich oft an einem Hofe, der ihre Eitelkeit oder ihren Eigennuz gekränkt; durch Krieg suchen sie sich oft ein Verdienst

blenkt bei einem fremden Hofe zu machen, der ihnen geschmeichelt, um sie als Instrumente zur Ausführung seiner Plane zu brauchen; es giebt endlich Minister von so gewissenloser Denkungsart, daß sie durch Bestechungen verleitet werden, einen Krieg, der leicht zu vermeiden war, zu befördern. Solche Minister verdienen den Namen von Geisseln des menschlichen Geschlechts, wie Friedrich sie in dieser Ode nennt. Warum hat sie doch bisher weder die Geschichte noch die Satire in ihrer wahren abscheulichen Gestalt dargestellt? Weil sie von jeher ihr Werk im Finstern trieben; weil niemand Gelegenheit hat, sie zu beobachten, als sie einander selbst, und die Könige. Sie selbst aber werden einander nicht leicht verrathen, und die Könige sind selten gute Beobachter. Friedrich kante sie, und nur ein Monarch, wie er, mit seinem scharfsehenden Auge in seiner Lage konte sie recht kennen lernen, und er hat ihrer viele von der schwärzesten Seite kennen gelernt. Daher sein Unwille gegen sie in dieser Ode, die er schrieb, als er schon zu fürchten anfing, daß ihn einst Ministerränke wider seinen Willen in einen grausamen Krieg verwickeln würden.

Räthe der Könige zu sein, welche erhabne Bestimmung! seine Stimme zu geben, ob Krieg oder Frieden sein soll, welche Gelegenheit sich um ganze Völker, um gegenwärtige und künftige Generationen, und

die

die ganze Menschheit verdient zu machen? In einer Viertelstunde, durch Unterschreibung einiger Papiere, Frieden und Ueberfluß zu erhalten, oder Armut, Verderben und Tod über Millionen Menschen zu bringen; welch ein erhabner Beruf! und oft o Menschheit, wie unbegreiflich sind deine Schicksale!

Um den friedliebenden Walpole zu stürzen, veranlaßten seine Gegner an deren Spize der heftige Carteret stand, den Seekrieg zwischen England und Frankreich siebzehnhundert neun und dreißig. Ohne den unruhigen Belleisle, der sich nur im Kriege konte gelten machen, wäre der völlige Ausbruch des österreichischen Successionskrieges vielleicht verhütet worden Wenn es der Vorsehung nicht gefallen hätte, die Bestrebungen Choiseuils zu vereiteln, so hätte dieser ränkevolle Staatsmann den vornehmsten Nazionen Europens keine Zeit gelassen, sich von dem mancherlei Elende des siebenjährigen Krieges zu erholen.

Aber eben darum, weil Friedensengel so selten diese erhabne Stellen bekleiden, so ehre die ganze Menschheit die wenigen, die, gleich redlich und weise, die Erhaltung des Friedens, oder wenn es verloren war, seine Wiederherstellung zum Hauptzweck ihrer Bestrebungen machten. Den künftigen Zeiten, müsse ein würdiger Geschichtschreiber erzählen, wie zu unsern Tagen ein fürchterliches Kriegsgewitter

gewitter viel Monate lang über Dänemarks Provinzen hing, und wie der Einfluß kriegbegieriger Geister seinen Ausbruch zu befördern suchte. Aber unermüdet arbeitete die Weisheit Bernstorfs, mit seiner Rechtschaffenheit vereint, das Gewitter zu entfernen und den Einfluß der Kriegsgeister zu vereiteln. Der Geist Friedrichs, wenn er noch Zuschauer und Geschichtschreiber dieser Begebenheiten sein könte, würde diese Verdienste eines Staatsmanns um die Beförderung des Friedens gewiß mit eben dem Vergnügen in ihr wahres Licht sezen, als er die Verdienste manches Befehlshabers um den Gewinn einer Schlacht in das vortheilhafteste Licht gestellt hat.

Von ganz entgegengesetztem Karakter waren die Minister, die Friedrich in dieser Ode mit gerechtem Unwillen als die wahren Urheber der vielen Kriegsübel, die man gewöhnlich den Königen zuschreibt, bei dem ganzen menschlichen Geschlecht ohngefehr folgendermaßen anklagt:

Sehr furchtbar naht sich dort der Gott des Krieges: Blut,
Zerstörung, Brand und Mord bezeichnen seine Schritte;
Die Menschheit klagt umsonst; er hört nicht, seine Wut
Schont keine Königsstadt, schont keine stille Hütte.
Wer hat ihn uns gesandt?
Die Könige der Erden?
Nein, ihre Räthe! die! die wollens! Volk und Land
Muß ihrer Ehrsucht Opfer werden!

Sie

Sie, die mit Neidesblick einander steigen sehn,
Sie, die einander gern beym zur Hölle stießen,
Die Feigen werden nie ihr eignes Blut vergießen,
Es müssen Könige für sie den Kampf bestehn.
Um ein versagtes Band,
Um eines Wortes Willen,
Das einen Sklaven reißt, muß Jammer alles füllen,
Muß Elend einen Welttheil füllen.

Ein andrer, dessen Brust von wilder Ruhmsucht glüht,
Will, daß die Zukunft ihm den großen Staatsmann
nenne;
Er streuet Zunder aus, und wenn er Funken sieht,
So schürt und bläst er, daß es brenne.
Um Billigkeit, um Recht und Pflicht
Bekümmert sich der Stolze nicht.
Sein Fürst, von ihm verführt, muß heiliges Versprechen,
Gegebenes Wort und Treue brechen.

Betrogne Völker, ach! klagt nicht die Fürsten an!
Sie fühlen menschlich, sehn gern unter ihren Thronen
Den Frieden und die Freude wohnen;
Doch sehet ihrem Ohr sich dort die Sklaven nahn,
Die stolzen Haß und Neid in Seelen voller Güte;
Das sanfteste Gemüthe
Lernt zürnen, und sein Zorn von einem Augenblick
Befiehlt und der Befehl zerstört der Völker Glück. *)

(Die Fortsezung folgt.)

4. Frei-

*) Des froids antres du Nord s'élévent des tempêtes,
Un orage nouveau vient menacer nos têtes,
Le fer de l'étranger veut couper nos moissons;
Quelle est l'ardeur funeste?
Ou bien quel feu celeste
Embrâla ses glaçons?
O! vous, qui n'enfantés que des complots sinistres,
Fléaux du Genre-humain, ambitieux ministres,
D'escla-

4.

Freiwerberei aus dem XI. Jahrhundert.

Schauplatz, Burg.

Gräfin Mathilde. (einzige Tochter Graf Balduins von Flandern) liegt aufgestreckt auf einem Ruhbette; um sie herum zwei Kammerfrauen beschäftigt; noch eine dritte kömt hastig hinein.

Kammerfr. Gnädige Gräfin, Euer Vater! — Er flog, sagt man, hieher als er Euern Unfall vernahm. Einer seiner treusten Diener, um we-

Des esclaves enteurés, vous fléurie de vos fers,
Vos funestes intrigues,
Vos cabales, vos brigues
Désolent l'Univers.
Votre esprit, occupé de projets tirranniques,
Pour usurper le nom de fameux Politiques
De crimes, d'attentats, de forfaits enivrés,
Se livre à son caprice,
Et pour lui la justice,
N'a plus rien de sacrés.
De la foi de vos Rois l'auguste privilège
Ne sauroit arrêter l'audace sacrilège
Ni l'impétueux cours de vos débordemens.
La guerre, qui s'élance,
Flatte votre arrogance
En rompant vos sermens.
Deplorables sujets, qu'on mépriſe et qu'on brave,
Nés fibres, mais au fond esclaves d'un esclave,
Contre des inconnus, quand il veut se venger,
Gladiateurs sans haine
Vous courez dans l'arène
Pour vous entr' 'égorger.

Digitized by Google

nige Minuten früher da, als sein Herr, versicherte mich: zwei Rosse wären unter ihm gestürzt, und er glühe für Zorn gegen den Frevler, der Euch so unerhört beleidigte.

Math. Auch unversichert glaub' ich das; denn ich hoft' es vom Vater und fürchtete es vom Ritter und Grafen. — Aber ist er schon völlig hier?

Kammerfr. Völlig! — ich sah ihn im Schloßhof hineinsprengen. Eh noch ein Page herbeieilen und das Roß ihm halten konte, schwang er sich hastig herab. — Mich dünkt, er könnt schon die Stiege herauf. —

Math. Ja! er kömt! ich kenne seinen Tritt. Das ist er!

(Baldwin stürzt herein; fliegt auf seine Tochter, die sich empor fezt; dann erst starrt er sie an.)

Math. Willkommen, mein Vater, willkommen! Verzeihet, daß diesmal Eure Tochter Euch nicht entgegen eilte. Es verbeut sich, wie Ihr sehr. Doch vor allen Dingen, ohne Besorgniß! Schon kan ich wieder aufsitzen. Es bessert sich zusehends.

Baldwin (jezt erst der Sprache fähig.) Ha, also wirklich — wirklich so, wie ich hörte! — So muß ich dich finden? krank, — verwundet — gemißhandelt — des Aufdauerns unfähig? — O meine Tochter! meine Einzige! mein liebstes Gut auf Erden! o vergieb mir: daß ich allein

dich

dich stieß. Ich bin Schuld an allem diesem; ich —

Math. (unterbricht) Mein Vater — —

Wald. Auch das vergieb, daß ich nicht eher zu deiner Rache, als zu deinen Anblick eilte. Ich mußte dich sehn, und jene soll nun diese so schnell, wie der Donnerschlag dem Blitze folgen.

Wie ist dir? Aufrichtig. Wie ist dir?

Math. Besser vielleicht, als das Gerücht gesagt haben mag, wenn auch nicht gut! Meine Wunden sind allerdings noch schmerzhaft, doch nicht gefährlich. Dieser Arm und diese Schulter sind zwar ein wenig verwundet; diese Wange und der Nacken ein wenig gerizt: doch hoffentlich wird alles dies bald wieder heilen; — eher wenigstens als es vergessen wird!

Wald. Und Wilhelm — Herzog Wilhelm hat dies alles?

Math. (gelassen) Wilhelm; Herzog Wilhelm.

Wald. Er allein? — in der Kirche? in der Gegenwart von mehr als tausend Zeugen?

Math. Er allein! nicht vor der Kirche! Leider, war Zeugen genug!

Wald. (immer bestürzter) Aber wie? wie das? — Erzähle mir alles! Alles und genau! — Ha, ich Sinnloser, der ich einem solchen Wütrich einst mein einziges Kind zu vermählen dachte! — Mathilde erzähle mir alles!

Math. (etwas schmerzhaft) Und wozu das? hat es nicht das Gerücht schon und mein Brief gethan.

Wald. Allerdings! doch vielleicht jenes zu schwarz, und dieser zu kurz! aus deinem eignen Munde will ich es wissen; Zug für Zug! damit ich ihm dafür seinen Lohn zuwäge, ohne Nachsicht, ohne Abgang. — Sprich; ich bitte dich, sprich!

Math. Aber jezt, da Ihr im ersten Eifer noch seid?

Wald. Im ersten und im unversöhnlichen. — Sieh, meine Füße stehn auf glühenden Kohlen; meine Herolde durchfliegen schon ganz Flandern, und rufen: zum Waffen! zum Waffen! meine Reisige und Edle sammlen sich bereits. Eh der nächste Morgen graut, sollen schon tausend Lanzen sich geben; eh die dritte Nacht dämmert, schon die Lohe feindlicher Städte auf zum Himmel schlagen. — Aber sprich jezt, arme Mathilde, entdecke alles deinem Vater, deinem Rächer!

Math. Nur der Erstere höre mich jezt, damit der Zweite nicht selbst in Gefahr sich stürze. — Euer Entschluß, sagt man, das Wort zurück zu nehmen, daß ihr ihm meinetwegen gabt, erbitterte Wilhelmen höchlich; noch mehr ergrimmte er über die Erklärung: daß ein Unehlichgebornet unwerth Euer Schwiegerschaft sei. Er, der mir einst mit so männlichem Ernst Liebe schwur — vergebt euer Tochter dies Andenken, diesen weiblichen Stolz und diese Thräne! — er schwur jezt Euch Rache,

und

und mir, mir Unschuldigen Beschimpfung zu. Daß ihr abwesend von Brügg und ich zugegen sei, erfuhr er bald, und flog in verstellter Kleidung hieher. Zwei Tage, wie ich nachher allzuspät vernahm, lauschte er hier in einem abgelegenen Gasthof, unbemerkt blieb er und unerkant. Zehn oder zwölf seiner Diener, in verschiednen Wirthshäusern zerstreut, mögen indeß jedem meiner Schritte aufgepaßt haben. Wie kont' ich dies wissen, wie mutmaßen nur! — Vorgestern, als ich zur Messe nach unsrer Hauptkirche gehen wolte, und noch zwei oder drei Schritte kaum entfernt von der Kirchthüre war, da sah ich rasch einen Ritter die Reihen des Volks durchbrechen. Eh ich noch begrif: wer? woher? und warum? stand er schon vor mir. Mathilde! rief er, und faßte mich Erschrockne beim Arm; Mathilde, kenst du Herzog Wilhelmen noch? oder vergißt die Tochter der Gesichter eben so schnell, als der Vater seines fürstlichen Worts? Wahrlich! Wahrlich! kein Wunder wär' es gewesen, hätt' ich ihn nicht gekant; so schrecklich glühte sein Blick; so nah hatte der Zorn seine Augenbraunen zusammengedrängt; so verzogen waren Mund und Stirn!

Bald. (einfallend) O ich kenne ihn, wenn er zürnt! er focht in Schlachten ja schon mir zur Seite; und daß er tapfer iſt — sieh, und müßt' ich in ihm den Mörder meiner Tochter verfluchen

dies würd ich nie verläugnen! Aber weiter, Mathilde, weiter? was sagtest du darauf?

Math. Konnt ich reden als ich so ihn vor mir stehn sah? und zittern konnt ich, nur fliehen wollt ich. Aber mit Hohngelächter hielt er mich. — „Nein," rief er, „so schnell, so unversehrt entrinnst du nicht. Werde die Gemahlin von Königen oder Kaisern; ungetastet, und unbeschimpft sollst du wenigstens ihr Lager nicht besteigen. Dann gehe, dann sage: daß dies ein Bastard that!" — Hastig, indem er dies sprach, zerriß er den Schleier meines Busens. Beim Gürtel faßte mich seine Rechte, hoch hob er mich empor; und drückte vor allem Volk auf meine entblößte Brust zwei Küsse der Wut; eben so viel auf meinen ängstlich rufenden Mund. „Meine Lippen," schrie er, „und meine Hand haben gefühlt, wo das Herz ihr schlägt. Nun fahre wohl!" — Er ließ mich gehn, und indem ich sank, schlug er noch dreimal nach mir; und zerriß mit seinen Sporen meine Gewänder. — „Ich habe sie in Besiz genommen; entehrt ist sie für jedes andern Arm; entehrt ist derjenige, der fortan ihrer Liebe begehrt; bevor er sein Schwert nicht mit dem meinigen gemessen hat." So rief er, durchbrach die zahllosen Haufen, die schon sich gesammlet hatten, und entfloh.

Wald. (der von Wut sich auf einen Sessel geworfen hat.) Ha, daß ich das hören konnte! so aus-

hören

hören und leben! ich danke dir, Himmel, daß mein Leben so fest noch ist. — Und entfloh? so leicht? so ungehindert von allen, die sich um ihn drängten? herrsch ich denn über lauter Verräther nur? oder hatten die Elenden keine Waffen, keine Hände mehr? warf denn Niemand sich diesem Tollen in den Weg?

Math. (lauter) Vielleicht geschah es; doch ich, die nun bewußtlos zu Boden lag! weis nicht, was weiter mit mir vorgieng. Erst nach zwei Stunden kam ich hier auf diesem Bette wieder ins Leben zurück.

Eine der Kammerfrauen. Nur mit der Prinzeßin, gnädiger Herr, waren wir alle, beschäftigt. Ein allgemeines Erstaunen über ein so unerhörtes Schauspiel hatte die Zuschauer ergriffen. Alles schrie, und alles starrte. Ein paar alte Krieger, die Hand an ihn legen wolten, verwundete er mit seinem Schwerte. Die Uebrigen machten dann gern Platz.

Bald. O des Schändlichen, der an ein Mädchen und — bei allen Heiligen, an welch ein Mädchen! seine Hand gewaltsam legen konte! — Mathilde, deine Ehre soll gelöst werden; gelöst mit dem Blute des Verwegnen und mit dem Blut aller derer, die sich zu ihm gesellen. Mit dieser meiner Hand will ich seine Schlösser in Brand stecken, seine Vasallen mezeln; will nicht eher ruhen, bis ich zu seinen eignen Herzen den

Weg gefunden habe. Vor den Augen alles Volks beschimpft er dich, vor den Augen von Europa will ich ihn strafen; und kehrt dies Schwert einmal gezückt eher in seine Scheide zurück, bevor ich ihn getödtet, oder einem wilden Thiere gleich zu deinen Füssen hergeschleift habe, so werfe man meinem weißen Haupte mit Steinen nach: so zerbreche man mir einem Ehrlosen gleich, vor meinen Augen mein Schwert, und gebe mir Backenstreiche mit den Splittern desselben; so —

Ein Ritter (der hereinkömmt) gestrenger Herr, schon hört man von drei Seiten her, die Musik der ankommenden Reiter.

Bald. Sie soll ein Eulenlied, ein Todenruf für Herzog Wilhelm werden! — Schick der Boten noch mehrere aus! der Felonie sei jeder Vasall schuldig, der diesmal nicht erscheint! Selbst der nur zaudert sei's! — Ha, Mathilde, ich will für dich eine Lanze brechen, wie noch kein Bräutigam für die unschuldig verklagte Braut. — Doch warum deine Miene so gleichgültig, liebe Tochter? warum dein Mund so still?

Math. Der Tochter geziemt Gehorsam gegen Vaters Befehl, und Schweigen bei seiner Rede; zumal wenn ihre Gedanken und die seinigen —

Bald.

Bald. Nun, warum stockst du? — Wenn deine Gedanken, sagst du, und die seinigen — Ende! das ist mein Befehl.

Math. So verschieden sind.

Bald. (erstaunt) So verschieden? Ha ich begreife; weibliche Schwäche und ein männlicher Entschluß —

Math. Verzeihung, mein Vater! Ihr nantet mich sonst so oft Euern Sohn; bedauertet, daß ichs nicht wäre: gabt mir das Zeugnis, von Entschlossenheit und Mut. — Auch jezt war, was Euch Gleichgültigkeit schien, ein Nachdenken nur. Ich sah Euch im Geiste schon in Wilhelms Lande; freute mich Eures Siegs; und fühlte doch — —

Bald. Nun, und was?

Math. (mit entschlossenstem Ton) Wilhelm nur, oder nie ein Mann kan mein Gemal nun werden!

Bald. (erschrocken) Wilhelm? — Mathilde! Ist es Verrückung, die aus dir spricht?

Math. Keine Untersuchung jezt — denn sie ziemt mir nicht — ob es recht war, ihm, der Euer Wort und mein Geständniß schon hatte, dies Wort zurückziehn? Es ihm zurückziehn eines Fehlers halber, der nicht seine Schuld ist; den wir alle wuß-

wußten, eh Ihr zum Eidam ihn erkießet. Keine Frage, ob Frankreichs hinterlistiger Rath. —

Bald. Wie? du sprichst dem Böswicht zu Gunsten?

Math. Ich spreche nichts, als dies: Er zerriß meinen Schleier; er drückte den Kuß mir auf, der nur dem Gatten gebürt; er nahm meine Ehre dahin; er gebe sie am Altare mir wieder, oder die Zelle empfange, als Gottes Braut, diejenige, die entehrt und beschimpft keines andern Mannes Gattin werden darf. — Erlaubt mir, mein Vater, jezt ein wenig auszuruhn! daß ein Gespräch dieser Art mich Kraftlose angrif, werdet ihr wol für keine Ausflucht halten. Sendet indeß aus, was Euch gutdäucht. Boten des Kriegs oder des Friedens. Thut, was immer Fürstenzorn und Ritterehr Euch gebieten. Aber Wilhelm sei künftig mein Gemal, oder nie ein Mann!

Und er ward es! Zwar noch nach manchem Widerstreben des Vaters; aber genug, er ward es. — Denn fest blieb Mathilde auf ihrer Rede: Wilhelm, mein Gemahl, oder nie ein Mann!

Aug. Meißner.

---

5. Ahdim,

Digitized by Google

5.

Ahdim,

eine morgenländische Erzählung.

Dritter Gesang.

56.

Erfahrung ist's, die unsern Pfad durch's Leben,
Oft heller, als der Weisheit Fackel, macht;
Denn sie allein kan alle Zweifel heben,
Die jemals nur ein Philosoph erdacht.
Kein Wolfianer kan, nach einer solchen Nacht,
Der Lehre Kants noch länger widerstreben,
Und muß erstaunt die Wahrheit eingestehn:
Erscheinung ist die Welt und was wir sehn.

57.

Ja, ja Erscheinung ist's, wenn sich in unsern Tagen
Ein Freund im Glück' und Unglück' ähnlich bleibt,
Kollegen sich ohn' allen Zwist vertragen,
Ein junges Weib aus Keuschheit sich entleibt,
Ein Dichter, aus Bedürfniß für den Magen,
Und dennoch schön wie Michaelis, schreibt!
Dies und noch mehr sind Sprünge der Natur,
So gut als das, was Ahdim wiederfuhr.

58.

Im Wirbelwind nach Babilon geflogen,
An Fatmens Brust, auf welchen Flaum gestreckt,
Im Traume noch von banger Furcht geneckt,
Als würd' er um den Talisman betrogen,

Fühlt'

Fühlt' er sich schon um Mitternacht erweckt,
Und fand entzückt, daß ihn der Schuzgeist nicht belogen.
Sein Kasten stand mit allen Schlössern da,
Wie er bei'm Schein der goldnen Lampen sah.

59.

Das holde Weib vor allem zu begrüßen
Bei dem er lag, fiel wachend ihm nicht ein;
Er eilte nur, den Kasten aufzuschließen,
Und suchte voll Begier beim blassen Lampenschein
Die Schlüssel auf, die bald sich finden ließen.
Der Talisman, so dacht' er, ist noch dein,
Wie leicht verführt der ungeheure Kasten,
Die Diebe nicht dies Kleinod anzutasten.

60.

Drum fing er an, die Schlüssel zu probiren,
Allein bei jedem fand sich eine Schwierigkeit;
Kein Riegel weicht, kein Haken will sich rühren.
Bald war der Bart zu kurz und bald zu breit,
Der Dorn zu dick, das Schlüsselrohr zu weit;
Da schien er Mut und Hofnung zu verlieren,
Fuhr sich in's Haar mit thränenvollem Blick,
Und klagte laut sein widriges Geschick.

61.

Noch einmal nur versuch die funfzig Schlösser,
So flüstert' ihm die Hofnung sanft in's Ohr,
Vielleicht gelingt's zum zweitenmale besser.
Den Mut verliert ein Fauler oder Thor!
Ein schwer erreichter Zweck macht nur die Freude gröſſer!
So hob sein Herz die Gleißnerin empor;
Doch bald entsank ihm Mut und Hofnung wieder,
Und schnelle Furcht durchbebte seine Glieder.

62. So

62.

So steht erstarrt der Knabe, noch gebückt,
Der im Gesträuch die erste Erdbeer findet,
Frohlockend sie schon in Gedanken pflückt,
Und in den Strauß für seine Mutter bindet,
Als er durch's Laub ein Schlangenpaar erblickt,
Das zischend sich in sieben Kreisen windet;
So sprachlos stand auch unser Abdim da,
Als plözlich er die Hexe wieder sah.

63.

„Betrogner Sklav!" so redte sie ihn an,
„Der du gehofft, den großen Talisman
Zu deinem Eigenthum zu machen:
Ein Kasten, den Gewalt nicht öfnen kan,
Stört deinen Schlaf und martert dich im Wachen?
Wir mögen nicht die Geister deiner lachen,
Betrogner Thor! gäbst du an ihrem Plaz,
Für Lumpengeld, wol einen solchen Schaz?"

64.

„Zufriedenheit, die Quelle wahrer Lust,
Rinnt ungetrübt nur in des Weisen Brust.
Was hilft ein Schaz, den du nicht kanst genießen,
Und immer zu verlieren fürchten must?
Wilst du nicht schwer für deine Thorheit büßen,
So such die Schlüssel auf, die jenen Kasten schließen.
Du findest sie hienieden unter'm Mond
In einem Lande, wo die wahre Freude wohnt." —

65.

Kaum hatte sie das lezte Wort gekräht,
Und mit Gerausch sich in dem Sarg verschlossen,
Als Fatme sich, erwachend, seitwärts dreht,
Und neben sich, mit kaltem Schweiß begossen,

Ein

Ein Wesen sieht, das angezaubert steht.
Am schwarzen Aug', aus welchem Thränen flossen,
Am reichen Schmuck erkannte sie den Freund,
Den sie schon längst betrauert und beweint.

66.

Nichts bringt sobald den Geist zurück in's Leben,
Der schon am stygischen Gestade weilt,
Kein Balsam ist, der Wunden schneller heilt,
Als Küsse von rosigen Lippen gegeben.
Auch Fatme kennt die Medizin, und eilt,
Durch ihre Kraft die Ohnmacht schnell zu heben,
Und kaum berührt der Schöpfung Meisterstück,
Den blassen Mund, so kehrt sein Geist zurück.

67.

Auf's neu beseelt, von zwei junonisch runden
Und schwanengleichen Armen fest umwunden,
Fühlt er ein Herz, das dicht an seinem schlägt,
Nur sprachlos bleibt sein Mund, wann Fatme fragt,
Durch welches Wunder sie ihn diese Nacht gefunden?
Bis nach und nach sich die Betäubung legt,
Und er mit untermischten Küssen
Ihr erzählt, was wir schon alles wissen.

68.

Fatme hört es voll Verwunderung an,
Was ihm geschehn, wie er sich ließ betrügen,
Erzählt dagegen ihm, was sie begann,
Seitdem er stolz den Palankin bestiegen,
Beschließt damit, an den gefundnen Mann
Sich fester als vorher noch anzuschmiegen,
Weis Schmeichelei mit Thränen zu verbinden,
Bis er verspricht, sein Glück in ihr allein zu finden.

69. So

69.

So schwand ein Mond von rosenfärbnen Tagen
Fast unbemerkt für die Geliebten Zwey.
Oft mußten sie es selbst einander sagen,
Daß Schmerz der Trennung, den Verliebte klagen,
Im Grunde doch kein wahres Uebel sei.
Denn Ahdim fand Fatimen wieder neu,
Und wer vergäß', an unsers Ahdims Plaz,
Die Hexe nicht, samt den gehofften Schaz?

70.

Der Monat war indessen kaum verflossen,
Als seinen Schlaf die Hexe wieder störte.
Gewohnheit macht zur Antwort ihn entschlossen,
Als er von fern die schönsten Töne hört,
Und Weihrauchsdämpfe sich im ganzen Saal ergossen,
Doch was das Wunder noch vermehrt,
War eine Wolke, die sich langsam niederließ,
Und ihm ein Ideal von hoher Schönheit wies.

71.

Der herrlichsten von jenen Himmelsschönen,
Die, durch der Schönheit Allgewalt,
Den kältsten Muselmann, mit Amorn dort versöhnen,
Und seinen festen Glauben krönen.
Glich diese himmlische Gestalt,
Aus Aetherstoff gebaut, von dünnem Flor umwallt.
Die Schale, die sie hält, mit Purpursaft gefüllt,
Macht sie zu Hebens Ebenbild.

72.

„Trink, Gläubiger! den purpurfarbnen Saft,"
So sprach sie, „den dir gute Feen senden.
Der edle Trank besizt die Wunderkraft,
Den Talisman dir endlich zuzuwenden,

Indem

Indem er die erhöhte Kenntniß schafft.
Dein Kaffen wird, was übrig ist, vollenden;
Er führt dich selbst, getragen von den Winden,
Zum Thal, wo sich die rechten Schlüssel finden.“

73.

Der Pflüger, der die Abendglocke hört,
Mit trocknem Gaum und umgekehrtem Pfluge
Beständ zu seiner Hütte kehrt,
Greift kaum so lechzend nach dem vollen Kruge,
Als Ahdim jezt mit einem langen Zuge
Die dargereichte Schale leert.
Vom Saft berauscht, entschlummert jeder Sinn,
Und sinnlos sinkt er auf den Kaffen hin.

74.

Das Nachtgesicht verschwand, und sanfter Winde Flügel
Erhuben jezt den Schläfer, als im Traum,
Und trugen ihn, von Hügel fort zu Hügel,
Durch einen ungeheuren Raum.
Lenoren trug so rasch der Rappe kaum
Bei'm Mondenschein fort mit verhängtem Zügel,
Doch endlich hielt das lustige Gespann,
In einem Thal, nach Ruhe schnaubend, an.

75.

Der junge Tag, begleitet von Aurorn,
Weckt Ahdim auf, denn schlafend fand er ihn,
In einem Pavillon, der so entzückend schien,
Als wär' er von den Grazien und Floren
Zu ihrem Sommersiz erkohren.
Auf einer Streu von Rosen und Schasmin;
Rings um ihn her wallt laue Frühlingsluft,
Geschwängert von Orangenblütenduft.

76.

Ein Sängerchor mit lustigem Gefieder,
Das hin und her auf Blütenzweigen hüpft,
Sang melodienreiche Lieder,
Titanien zu grüßen, die nun wieder
Dem weiten Ozean entschlüpft
Und Perlentau von blauen Hügeln lüpft.
Selbst Abdim sah die Kunst mit der Natur
So zärtlich nie vermählt, als hier auf dieser Flur.

77.

Auf grünen, sammetweichen Matten
Erhob ein Hügel sich von Myrthen rings umkränzt,
Den Pavillon der Freude zu beschatten,
Der auf des Hügels Spize glänzt.
Ein Palmen- und Orangenwald begränzt
Den Hintergrund, und für den übersatten,
Verwöhnten Gaum, wuchs Pisang, Ananas,
Granat und Kaiserthee, als wie daheim das Gras.

78.

Hier glüht ein Rosenstock von Geißblatt dicht umschlungen,
Dort prangt am Ulmbaum jedes Blatt
Mit einer Frucht, von Nektär aufgedrungen,
Den kaum bei uns der Muskateller hat.
Selbst Abdim sieht und wundert sich nicht satt,
Und irrt entzückt durch diese Zauberungen,
Bis ihn ein Bach, den er von ferne sieht,
Sanft rieselnd hin zu seinem Ufer zieht.

(Die Fortsezung folgt im nächsten Stück.)

6.

Nachrichten aus Frankreich.

Die jezigen Bewegungen in Frankreich sind von einer Beschaffenheit, daß sie, wenn man alle Hauptumstände, unter welchen sie eingetreten sind, zusammen nimt, in der ganzen Geschichte schlechterdings nicht ihres gleichen haben. Einige von diesen Umständen sind von der Art, daß es mir scheint, es würde sehr wohl gethan sein, wenn Denker, denen sie natürlicherweise nicht entgehen können, behutsam genug wären, ihre Bemerkungen für sich zu behalten. Und was vollends gewisse Folgen und Lehren betrift, zu welchen diese ganze unerhörte Geschichte Veranlassung giebt, so möge doch der Genius der Weisheit über unsern Männern der Schriftstellerwelt wachen, daß sie nichts zeigen, damit die Knaben nichts zu sehen haben. — Es solte mich freuen, wenn man meinen Sinn faßte, und — billigte.

Was ich für nüzlich halte, ist: Urkunden, Materialien von aller Art, die oft wie Erscheinungen da sind und verschwinden, fest zu halten und aufzubewahren. Und in dieser Rücksicht überseze ich dem deutschen Publikum einige interessante Nachrichten, die jezt, indem ich schreibe, vielleicht zu den neusten in Deutschland gehören. Daß der Verfasser der Briefe Partei genommen hat, *) ist leicht zu sehen; das thut

*) Unser Museum nimt keine Partei.

Der Herausg.

Digitized by Google

thut aber dem Interesse der Nachrichten, und selbst der Wahrheit einiger Hauptthaten keinen Abbruch. Wir würden sehr wenig erfahren, wenn wir auf unparteiische Nachrichten warten wollten.

K.

Auszug aus mehreren (ungedruckten) Briefen aus Frankreich, bis zum 5. August.

Niemals ist die Lage eines Volks derjenigen, worin wir uns gegenwärtig befinden, ganz gleich gewesen. Die Reichsstände beschäftigen sich mit Festsezung der ersten Grundsäze einer freien Verfassung; und nach dem, was man vorbringen höret, ist es gewiß, daß unsere Cincinnatusritter ihre Ideen aus Amerika mitgebracht haben, um die Verfassung Frankreichs nach der Verfassung der dreizehn Kolonien zu bilden, welche sich gegen England empörten, und noch bis diese Stunde nicht unter einander haben einig werden können.

Es giebt jezt in Paris vier fast öffentlich erklärte Parteien. Erstens die königliche, die schwächste zwar, aber zuverläßig die vernünftigste, welche aus dem besten Theile rechtlicher Leute besteht. Dann die Partei des Herzogs von Orleans, ausschweifend ungestüm und gewaltthätig, sie zielt auf gänzliche Zerstörung des Throns, nach welchem ihr gleichwohl gelüstet: man nennt sie die Kopfsäbler. (les faucheurs de têtes.) Die dritte, welche man die Philadelphier nennt, führt der Marquis de la Fayette. Endlich kommen die Neckeristen, welche man die Partei des Großinquisitors nennt, weil ihr Anführer aus Rache verfolgt, und sich mit dem Vorwande der Gesezе deckt, um seine Gegner zu verderben, und unter dem Namen

nien Necker I. welchen man ihm allgemein gibt, zu regieren. Man hat ihm vorgestellt, daß die Prinzen und übrigen Großen, welche wegen ihres Lebens besorgt waren, mit Erlaubniß des Königs aus Frankreich gegangen sind; und er antwortete: „ich will diese Erlaubniß schon wiederrufen lassen, und jeder muß kommen und sich vor seinen Richtern stellen.“ Man sieht daraus, was für einen Plan von Verbannung er hat. Er hat sich in den Reichsständen begeben, um ihnen zu sagen, ihre erhabene Versamlung müsse von allen Unreinen, die sich eingeschlichen hätten, und von jenen Aristokraten gereiniget werden, welche nach seiner Meinung das Unkraut des Evangeliums wären, das unter das gute Getreide gekommen sei. Man muß nun sehen, ob der Hr. Marquis de Mirabeau für ein Weizenkorn wird angenommen werden; aber so viel ist gewiß, daß unser neuer Herr unter den Abgeordneten zur Versamlung der Reichsstände alle diejenigen zurück schicken wird, welche nicht die Ehre haben, ihm zu gefallen; und er wird sich vielleicht auf das grausamste dadurch rächen, daß er alles Verhaßte auf Ludwig XVI. fallen läßt, dem er überhaupt nur deswegen eine Art von Dasein zu lassen scheint, um ihn so zu sagen zur Scheibe für den Haß aller Familien und des Adels zu machen, welchen Letztern man allem Anscheine nach mit der größten Strenge behandeln wird.

Es ist unglaublich, wie weit man die niedrige Schmeichelei gegen den Gott des Pöbels getrieben hat. Der Marquis de la Villette zeichnete sich von dieser Seite sehr aus, als Necker seinen Einzug hielt; er nahte sich ihm öffentlich, um ihm die Hand zu küssen, und da der Nationalklub ihm aufgetragen hatte, über seine Erleuchtung, welche prächtig war, die Aufsicht zu führen, so erblickte

blickte man dabei zwei Büsten im Triumphwagen, des Königs, mit der Inschrift, Ludwig 16. und Neckers mit den Worten: Necker l. des Namens ... wurde stand auf einem Fußgestelle: den Zwei Befreiern des französischen Volks.

Es ist die Rede von Errichtung eines marmornen Denkmals mit ganz gleichen Inschriften. Indessen verabscheuen sich die vier Parteien unter einander; und den Orleanisten ist Neckers Zurückkunft äußerst zuwider. Herr von Limon, Kanzler des Herzogs von Orleans, hatte große Lust zu der Stelle eines Generalkontroleur. Seine Ernennung dazu würde, wie man öffentlich sagt, eine Wiederaussöhnung der Höfe zu Versailles und im Palais Royal gewirkt haben. Jezt haben sich diese beiden Kronen, wie es scheint, einen ewigen Krieg geschworen.

Der Marquis de la Fayette ist eifrig beschäftiget, seine Pariser Bürger abzurichten und in den Waffen zu üben, und behauptet, er wolle den Reichsständen in kurzem mit 100,000 Bajonetten zu Hülfe kommen, welche die schönsten ordentlichen Truppen aufwiegen solten. Kenner lachen über das Vorgeben, und versichern, 4000 Mann Fußvolk und 2000 Reuterei würden diese Patriotenhelden unfehlbar schlagen.

Der Zustand der Sachen in Versailles ist schrecklich. Die Königin kommt nicht mehr aus ihren Zimmern, und sie hat endlich auch Ursache genug, wirklich krank zu sein. Die Orleanisten haben öffentlich vorgeschlagen, alle Kinder der Königin für unächte und unrechtmäßige zu erklären. Man sieht daraus, wie sehr der Graf von Artois Recht hatte, seine Söhne aus Frankreich zu schicken. Denn gewiß hätte der

Rätz des Palais Royal andre Wege gefunden, diese Mittelpersonen zwischen dem Throne und seinem Anführer zu entfernen.

Der König ist völlig ohne Wache. Die Bürgerschaft von Versailles hat sich der Zugänge des Schlosses bemächtiget.

In den Provinzen brennt, raubt und mordet man von einem Ende des Reichs bis zum andern. Allenthalben nimt man die königlichen Kassen weg; und in den Städten findet das Volk, daß jeder Reiche ein Anhänger des Hofes ist, und folglich nimt es ihm seinen Reichthum. Von Zahlungen, Auflagen, Polizei und öffentlicher Sicherheit ist gar keine Frage mehr, und die Anarchie ist so vollständig, als man sie sich nur einbilden kan.

Besonders groß ist die Unordnung in Elsas. Banden von Spitzbuben, Bauern und Bürger durchstreichen haufenweis die Landschaft und die kleinen Städte, und geben sich für das Volk aus, welches die Freiheit zurückfordert. Da es in den Abteien und grossen Klöstern am meisten zu rauben giebt, so hält man sich auch vorzüglich an diese. Unter andern ist Lüdres gänzlich zerstört worden, so wie eine Menge reiche Nonnenklöster, und ein grosser Haufen war auf dem Wege, Murbach zu plündern. Eben so geht es allen herschaftlichen und adelichen Schlössern, auf die sie treffen. Diese bewunderungswürdigen Patrioten haben Kanonen bei sich, deren einige sie selbst in Humingen nahmen, während die Besazung abgeschickt war, die Unruhe in Lyon zu stillen.

Nichts ist sonderbarer als die Betrachtungen, die man über das anstellen kan, was die Schicksale

der

der Menschen bestimt. Der Pöbel von Paris giebt ohne Widerspruch ganz Frankreich den ersten Stoß, und die Heringsweiber sind jezt unumschränkte Königinnen dieser Hauptstadt, deren wahrer Rath in der Vorstadt St. Antoine seinen Siz hat. Hier fand man vorgestern für gut, den Marquis de la Fayette im Bildniß aufzuhängen, diesen Generalissimus von Paris, der in einigen andern Vierteln so sehr verehrt wird! Doch ist sein Bildniß auch im Palais Royal verbrant worden, ohne Zweifel durch einen förmlichen Schluß des Hofes, welcher sich daselbst befindet.

Die einzige noch übrige Hofnung ist, daß Necker bemerke, sein Leben und seine Sicherheit hänge allein von der Rückkehr gemäßigter Grundsäze ab, welche er wieder einzuführen suchen muß.

Aber was werden er und die Reichsstände anfangen, um das bewafnete Volk zu Gehorsam und Ordnung zurück zu bringen, welches gewiß niemals die so angenehme Beschäftigung, patriotisch zu rauben, wird verlassen, und noch viel weniger Auflagen wird bezahlen wollen? Es wird fast unmöglich sein, Ordnung wieder herzustellen, und jenen Abgrund von Abscheulichkeiten zu vermeiden, welcher sich den Augen jedes denkenden Menschen darstellt. Wenigstens werden es die Reichsstände nicht durch schöne Reden unter der Regierung Neckers zu Stande bringen.

Auszug

Auszug eines Briefes vom 6. August 1789.

(Eben angekommen.)

Der Erzbischof von Bordeaux, Siegelbewahrer; der Erzbischof von Vienne, Großalmoseuier; der Graf de la Tour du Pin, Kriegsminister; der Marschall de Beauvau, Rath des Königs.

Diese vier Personen sind die innigsten Freunde des Herrn Necker; und wenn er sich der unbegränzten Macht, die in seinen Händen ist, zu bedienen, und die ausschweifenden Forderungen, die der Tiersetat auf Anstiften des Herzogs von Orleans macht, zu mäßigen weiß, so ist sicher, daß Frankreich plözlich eine Stufe von Macht erreichen kan, welche es noch nie hatte. Aber eine schwache und schlechte Verwaltung wird es im Gegentheil zu einem Schauplaz von Abscheulichkeiten und ewigem Hasse machen, dessen Ausbrüche sich bei jeder Gelegenheit erneuern werden.

Digitized by Google

Deutsches Museum.

Stück. Oktober. 1789.

I.

Von dem Adel.

Ueber einige Stelle aus Dupaty Lettres sur l'Italie.

Den Großherzog von Toskana betreffend.

Der Präsident Dupatty bestätigt in seinen Briefen über Italien, das allgemeine Lob der Regierung des Großherzogs Leopold von Toskana. Er rühmt seine Popularität, seine Menschenliebe, seine Erziehung, seine Sparsamkeit, seine Gerechtigkeits-Liebe, und sagt uns überhaupt von diesem erhabenen Regenten soviel Gutes und Schönes, daß man dem Schriftsteller beynahe darüber seine oberflächige Urtheile, und seine Sentenzen und Anmerkungen Jagd vergeben mögte.

Bey solchen Gesinnungen des Präsidenten ist es um soviel mehr zu verwundern, wie derselbe in dem 3ten Brief sagen könne: Arme de

Bien public, le grand Duc a attaqué tous les Privileges de la Noblesse, il les a vaincus. Il a detruite les dernieres racines de la Democratie en supprimant les Confrèries; les dernieres racines de l'aristocratie en laissant mourir l'ordre des Senateurs. Il n'y a plus qu'une Classe de sujets en Toscane, & un seul maitre.

Le grand Duc est contraint de bien gouverner. Il ne peut faire une seule faute; Car ayant reuni tout le Pouvoir politique en sa main, il ne manque plus au peuple de Toscane, pour etre libre, qu'un Tiran, il a deja un Despote.

Le grand Duc voit passer, pour ainsi dire une Pensée mécontente au fond de l'ame, & l'arrete tout court par un seul Mot. On lui reproche d'avoir des Espions. Il reponit je n'ai pas des Troupes. *)

*) Bewaffnet mit dem gemeinen Besten, hat der Großherzog alle Vorrechte des Adels angegriffen, hat sie besiegt. Er hat die letzten Wurzeln der Demokratie zerstört durch Unterdrückung der Zünfte, die letzte Wurzel der Aristokratie, in dem er den Senat aussterben ließ. Nun giebts in Toskana nur eine Classe von Unterthanen, und nureinen Herrn.

Der Großherzog ist gezwungen gut zu regieren. Er darf keinen Fehler begehen, denn, da er alle Staatsgewalt in seiner Hand vereinigt hat, so braucht das Volk, um frey zu werden, nur einen Tyrannen. Den Despoten hat es schon.

Der

Es mag wohl seyn, daß der Großherzog einige noch übrige adeliche Patrimonialgerichte unterdrückt hat, und jedermann sagt, daß derselbe mit großem Nutzen die Zünfte aufgehoben habe; aber soviel ich weis, ist das in ganz anderen Absichten geschehen, als um eine despotische Gewalt, d. i. eine Gewalt ohne Staatsgrundgesetze, zu erwerben, denn diese war schon lange, und seit dem ersten Großherzog Cosmus dem Medizäer, in Toskana eingeführt. Das Urtheil des Verfassers dieser Briefe, daß Toskana nur einen Tyrannen brauche, um wieder frey zu werden, und daß der Großherzog sich jetzt bloß durch seine untadelhafte Regierung erhalte, ist also wohl sehr unrichtig. Denn von dem Cosmus bis zum Großherzog Gaston hat es viele sehr fehlerhafte Regierungen gegeben, und doch ist der Staat nicht frey geworden. Die Politik Europas ist seit Carls des Vten Zeiten sogar anders geworden, daß man dergleichen Revolutionen nicht leicht mehr zu erwarten hat; und das allerneuste Beyspiel in Frankreich ist so einzig in seiner Art, daß Toskana schwerlich jemals auf eine ähnliche Ereigniß rechnen kan, zumal wenn der florentinische Adel so beschaffen ist, wie

Du-

Der Großherzog sieht, so zu sagen, jeden mißvergnügten Gedanken im Innersten des Herzens; und hält ihn mit einem Wort. Man wirft ihm vor, daß er Spionen habe; er sagt, ich habe keine Soldaten.

Dupatty ihn schildert: La Noblesse de Toscane, sagt er, ne'st pas remuante. L'oisiveté des Nobles, principe de toute Inquietude sedicieuse, y est occupée pas l'Opera, la Devotion, le Sigisbeisme. *)

Ich kan nicht dafür bürgen, ob diese Schilderung richtig ist; aber wenn sie es ist, so ist die Besorgniß, die der Verfasser in dem Folgenden äussert, daß ein Brutus dormis? **) diesen Adel wecken dürfe, wohl sehr überflüssig; denn ein Adel, der weis, daß er schläft, und der gerne schläft, und dessen Schlaf schon so manche Probe überstanden hat, ist so leicht nicht zu wecken.

Des Präsidenten Dupatty Anmerkung mag indessen auf Toskana anzuwenden seyn, oder nicht; so scheint es mir doch wunderbar, wie dieser Schriftsteller zugleich sagen konte, daß dem Adel um des gemeinen Besten willen (armé du Bien public) seine Privilegien entzogen worden seyen, und gleich darauf, daß dieses Bien public den Despotismus in Toskana erzeugt habe, der sich zwar ohne Gewalt, und nur durch Hülfe der Spionen und der guten Regierungsanstalten erhalte; der aber

*) Der toskanische Adel ist nicht sehr unruhig thätig. Die lange Weile, der Grund aller aufrührerischen Unruhe, wird in dem Lande vertrieben durch Devotion, Opera und Sigisbeismus.

**) Schläfst du, Brutus?

aber doch so leicht in Tyrannie ausarten könne? Schwerlich wird er den Despotismus für die Quelle des gemeinen Besten halten; wie kan er aber nach dieser Stelle zu urtheilen, ihn anders ansehen?

Es scheint in der That noch ein schwer aufzulösendes Problem in der Politik, ob der Mittelstand zwischen dem Regenten und dem Volk, der Adel, *) eine gute politische Maschine sey, oder nicht, und wenn wir uns in der Geschichte nach Beyspielen umsehen, so finden wir beynah immer, daß derselbe eben sowohl von den Monarchen, als von dem Volk gehaßt wird.

Ich will jetzt nicht von dem Haß der Republiken gegen ihre Aristokraten sprechen. Die Geschichte Griechenlands hat genug gezeigt, daß Lazedämon sowohl als Athen, die Aristokratie für die unsicherste Regierungsform hielten. Denn obgleich Lazedämon selbst eine Aristokratie war; so haben doch diese beyden eifersüchtigen Städte, während und nach dem Peloponnesischen Krieg, kein besseres Mittel gewußt, ihre Feinde zu schwächen, als die Einführung der Aristokratie: und wie oft Rom eben durch sie an den Rand seines Verderbens geführt wurde, ist bekannt genug.

Deß-

*) Wenn ich in diesem Aufsatz von dem Adel rede, so will ich bloß von dem verstanden seyn, der als Landstand, ein Gegengewicht der Souverainität seyn kan. Der Verf.

Deßwegen behauptet auch Baco *) richtig; daß der Adel in einer Demokratie unnütz und mehr schädlich als nützlich sey.

Eben dieser scharfsinnige und erfahrne Politiker bemerkt aber gleich darauf, daß der Adel in einem monarchischen Staat dem Volk und dem Monarchen gleich nützlich wäre. Dem Volke, weil er die Gewalt des Monarchen schwächt; dem Monarchen aber, weil er seinen Glanz vermehre, und der Insolenz des Volks eine Art von Riegel vorschiebe, der es hindere in die Majestat selbst einzugreifen. Selbst Machiavell bemerkt in seiner schalkssinnigen Parallelle zwischen dem türkischen Reich und der französischen Monarchie, **) daß der Eroberer einer Monarchie, in welcher ein Adel wäre, sich selten und schwer erhalten könne. Er gesteht also dadurch, daß der Adel, der Sicherheit der Nazion sehr wichtig sey. Am deutlichsten und gründlichsten scheint mir aber Montesquieu die Nothwendigkeit des Adels in einer Monarchie einzusehen, wenn er bemerkt, daß derselbe als der Kanal der Gewalt des Monarchen, am geschicktesten wäre, die Fundamentalgesetze, durch welche sich die Monarchie allein von der Despotie unterscheidet, zu erhalten. ***)

Wenn

*) Serm: fideles. C. XIV.
**) Il principe. Cap. IV.
***) Espr. des Loix. l. II. C. 4.

Wenn wir nach diesen, wie mich dünkt, sehr in die Augen fallenden Beobachtungen, nun dem noch bemerken, daß gewöhnlich die Menschen den Adel eben so sehr hassen und auf die Seite schaffen mögten, als das Volk ihn zu hassen pflegt: so scheint es beynahe, daß jene, den Stand, dieses nur die Personen, die diesen Stand ausmachen, nicht leiden mögen.

Es ist sehr natürlich, daß diejenigen, welche die Gewalt haben, alles auf die Seite zu räumen suchen, was ihnen widersteht; wenn aber die, welche gehorchen müssen, selbst den Damm einreißen, welcher diese Gewalt die über ihnen ist, in Schranken halten könnte; so ist entweder dieses ihr Unternehmen sehr unweise, oder der Damm muß selbst nichts taugen.

Mich dünkt, die alte und die neue und die allerneueste Geschichte, beweise genug, daß bey allen Unternehmungen des Volks gegen den Mittelstand, auf welchem allein die Scheidewand zwischen Monarchie und Despotie ruhen kan, daß bey allen diesen, beydes, die Unweisheit des Volks, und die groben Fehler und Gebrechen des Adels, den ich für einen solchen Mittelstand ansehe, die Menschen irre geführt haben.

Machiavell lehrt in seinem sehr reichhaltigen und scharfsinnigen Principe, (welches Buch, man

sage

sey was man will, noch immer der Catechismus aller Kabinette ist, und welches so mancher Große, der noch so sehr dawider deklamirt, wörtlich befolgt hat;) *) in diesem sehr wichtigen Buche lehrt Machiavell die Großen vor allen Dingen das Volk durch auffallende gute Anstalten und Einrichtungen, und allerley schöne Thaten einzunehmen. Da dieses Buch meist nur von denen gelesen wird, welche Waffen für den Despotismus suchen, selten von denen, welche ihm entgegen arbeiten wollen, und für welche es doch nicht wenig lehrreich wäre; **) so will ich einiges das hierher gehört übersetzen, und an diese Stelle einrücken.

Nichts

*) Machiavello plerique hodierni politici hoc dogma imputant, et in eundem ea propter quam acerbissime invehuntur: quod tamen illi iidem, si non verbis certe facto et re ipsa comprobant talesque, qualem Machiavellus se palam professus est, esse malunt quam videri. Diese Grundsätze haben viele dem Machiavell zugeschrieben, und ihn deßwegen sehr heftig getadelt; aber eben sie billigen dieselben doch offenbar, wo nicht mit Worten, gewiß mit der That, und wenn Machiavell sich unverholen darstellte, wie er war und dachte; so wollen diese lieber Machiavelle seyn, und wenden alles an, nur nicht ihm gleich zu scheinen.
Hipp. a Lap. Prol: S. IV.

**) Man findet überall Deklamationen gegen den Machiavell, aber die wenigsten seiner Feinde haben ihn gelesen, und viele von denen, welche ihn gelesen, haben ihn, dünkt mich, nicht recht verstanden. Sein Principe und sein Discorsi enthalten überaus viele gute Sachen, und was auch darin anstößig ist, wird es oft bloß durch seine Allgemeinheit und

seine

„Nichts," sagt Machiavell: *) „kan einem Fürsten so viele Achtung erwerben, als große Unternehmungen, und seltene Thaten, insbesondere in dem innern seiner Regierung; wie z. B. Bernhard von Mayland that, entweder durch Belohnungen oder durch Strafen, die Aufsehen machen. Insbesondere muß ein solcher Fürst dahin trachten, daß er für besonders groß und hervorstehend gehalten werde, daß man glaube, er liebe die Virtuosität und Exzellenz in der Kunst; er muß suchen die Unterthanen zu ermuntern ihre Nahrung, in der Handelschaft, Ackerbau und allen Arten von Gewerben zu finden, damit sie ihre Besitzungen, ohne Furcht, daß sie ihnen wieder genommen werden, zu vermehren, und ihren Handel, ohne Sorge vor den Auflagen, zu erweitern suchen; er muß Belohnungen aussetzen für alle die, welche sich an eine Unternehmung wagen, um seine Stadt oder seinen Staat zu vergrößern und zu verschönern; er muß von Zeit zu Zeit das Volk mit Festen und Schauspielen unterhalten;

wenn

seine Unbestimmtheit. Ein Bösewicht, der sein Buch braucht, wird wenigstens seine Bosheit zweckmäßiger wirken lassen, und der rechtschaffene Mann wird aus ihm die Schleichwege der Bösen kennen, und in seiner eignen Wirksamkeit die Weisheit lernen, wie viel wir von unsern schönen Ideasen abziehen müssen, wenn wir in dem geschäftigen Leben der Menschheit einen Staat nützlich seyn wollen.

Der Verfasser.

*) Il Principe. Cap. XXI.

wenn die Bürger seines Staats, wie es zu geschehen pflegt, in Zünfte oder Gesellschaften vertheilt sind, muß er diesen seine Achtung, seine Leutseligkeit, seine Freygebigkeit erweisen; überall aber standhaft auf die Dignität seiner Majestät halten, welche nie einen Einbruch leiden darf.“

Eben diese Lehren giebt Machiavell seinem Regenten noch an mehreren Orten. In dem XIX. Cap. unterrichtet er denselben sonderlich in der Kunst wie er sich zwischen dem Adel und dem Volk verhalten soll.

„In wohl eingerichteten Staaten,“ sagt er, „und da wo die Regenten weise, und vorsichtig waren, haben sich dieselbe wohl in Acht genommen, den Adel zur Verzweiflung zu treiben; zugleich aber auch alle Sorge darauf gerichtet, das Volk zufrieden zu erhalten, denn das ist eine der gröſten Maximen, die ein Regent immer vor Augen haben muß. Zu unſrer Zeit,“ fährt er fort, „gehört Frankreich gewiß unter die Klasse wohl eingerichteter Staaten. In diesem Reich trift man sehr gute Gesetze an, von welchen die Sicherheit, und die Freyheit des Königs abhängt. Ihre beste Einrichtung ist aber die Bestellung der Parlamente. Der, welcher dieses Reich auf den Fuß eingerichtet hat, kannte wohl den Ehrgeiz und die Insolenz des Adels; und hielt es deswegen für nöthig, ihm ein

ein Gebiß in den Mund zu legen; zugleich bekennet er, wie sehr dieser Adel gehaßt wäre, weil man ihn fürchtete. Er bemühte sich also, den König desselben zu versichern, doch so, daß der König selbst nicht viel mit ihm zu thun hätte, weil derselbe sonst, wenn er den Adel begünstigte, das Volk beleidigen, und umgewandt, den Haß des Adels sich zuziehen würde, wenn er sich dem Volke geneigt bewies. *) Er bestellte also einen dritten zum Richter der den Adel drückte, und das Volk unterstützte u. s. w."

Es ist unstreitig, daß das Volk bey allen diesen Vorschlägen Machiavells gewinnt. Wenn nun aber dasselbe sich durch die Vortheile blenden läßt, die ein Regent, der sich unumschränkt machen will, ihm zuwendet, und wenn es unweise genug ist, den landständigen Adel deswegen fallen zu lassen; so läuft es Gefahr, diese, oft nur an das Leben eines einzigen Menschen, oft nur an seine Kaprizen gebundene Glückseligkeit, mit dem Verlust seiner Constitution zu bezah-

*) Die Politik Carls des VII. und Ludewigs des XI. in Frankreich thaten wohl mehr, als die Parlamente, und Ferdinand, Ximenes und Carl der V. fanden auch Mittel ohne Parlamente den spanischen Adel sehr zu demüthigen. Es hatte überhaupt in jenen Zeiten mehr Weisheit dazu gehört, als der Adel hatte, es gehört überhaupt viele dazu, der italienischen Politik zu begegnen, wenn sie den spanischen Stolz zu maskiren weis.

Der Verf.

Digitized by Google

beruhen, und künftig die dauernden Vorrechte des Standes, die ein guter Despot ihm schenkt, durch den grausamsten Druck des Tyrannen, die vielleicht nach ihm kommen, auf immer verhindert zu sehen.

Der weise Montesquieu, den die Italiener nicht nur die Flamme, sondern auch mehr erleuchtete Politiker, aus Vorliebe für ihre Nation, beinahe blos für einen Kopisten ihres Machiavells halten wollen, und der doch gewiß einer der scharfsinnigsten originalsten Köpfe unter den Franzosen gewesen ist, dieser weise Philosoph sahe deswegen die Verfahrungsart der Parlamente seiner Nation ganz anders an, als Machiavell in den oben angeführten Stelle. „Les Tribunaux d'un grand Etat en Europe, sagt er, *) frappent sans cesse, depuis plusieurs siécles sur la Iurisdiction patrimoniale des Seigneurs. Nous ne voulons pas censurer des Magistrats si sages; Mais nous laissons à decider, jusqu'a quel point la Constitution en peut être changée.“

Ich bin noch ungleich weniger berechtiget, über ein ähnliches Verfahren, das wir nicht allein in

ver-

*) Esprit de Loix. L. II. Cap. IV. Die Gerichtshöfe eines großen Staates in Europa, beschränken seit einigen Jahrhunderten, ohne Unterlaß die Patrimonialgerichte des Adels. Wir sind nicht geneigt, so weise Magistrate zu tadlen, aber wir stellen dahin, wie sehr dieses alles die Staats Constitution verändern kan.

Digitized by Google

verschiedenen Gerichten deutscher Reichsstände, sondern das wir sogar an den Reichsgerichten beobachten, zu urtheilen. Dennoch, dünkt mich wenigstens, daß die deutsche Nazion eben auch nicht Ursache habe zu triumphiren, wenn sie beobachtet, daß die deutschen Reichstribunale in Ansehung der Reichsstände schon so lange eben diese Politik vor Augen zu haben scheinen, welche Montesquieu in den französischen Parlamenten unsicher findet. Ich halte vielmehr dafür, daß die deutsche Nazion viele Ursache hat, sich nicht durch die Vortheile, die ihr eine unbeschränkte Regierung allenfalls verschaffen könnte, blenden zu lassen; sondern daß sie vielmehr sich bemühen sollte, sich immer enger an seinen hohen Adel anzuschliessen, und eine Constitution aufrecht zu erhalten, die, so verächtlich man hier und dort davon zu sprechen pflegt, doch unmerklich, oft bloß durch das Verzögern und Verhindern ungleich mehr Gutes, groß Gutes thut, als manche der blendendsten Anstalten, womit, nach dem Rath des Machiavells, wenigstens in vorigen Zeiten, der Despotismus seine Hörner und seine Klauen zu verbergen suchte.

Schwerlich wird indessen diese Weisheit von dem Volke zu erwarten seyn, wenn der deutsche hohe und niedere Adel nicht auch selbst die Weisheit lernt, welche zu seiner eignen Erhaltung so nöthig ist.

Soll

Soll der hohe und niedere Adel, zumal der deutsche, der bekanntlich in einer besondern Verfassung ist, soll der der Mittelstand zwischen dem Kaiser und der Nazion bleiben, auf dessen Schultern die deutsche Constitution ruhen kan: so muß derselbe zumal unter den jetzigen Umständen, alles anwenden, daß dem Volke die beschränkte deutsche Monarchie lieber bleibe, als eine ungehundene deutsche Despotie, wenn auch Deutschland unter ihr mehr blühen und glücklicher werden könte, als nach dem Zeugniß der ganzen Welt, Toskana dermalen ist.

Ich bin unendlich weit entfernt, nur den Argwohn zu äussern, daß je ein deutsches Oberhaupt, unter allen den jetzt lebenden großen Monarchen, die zu dieser Würde gelangen können, einen Umsturz, oder nur den mindesten Eingriff in die deutsche Constitution besorgen ließen: Aber, was der kluge Machiavell selbst sehr richtig als eine Hauptursache anführt, warum die meisten italienischen Fürsten ihre Herschaften und ihre Freyheiten verloren haben; das muß jedem weisen Regenten alle Tage vor Augen stehen. „Diese unsere Fürsten," sagt er, „welche viele Jahre lang ihre Herschaften erhalten haben, und endlich um dieselben gekommen sind, haben sehr Unrecht, wenn sie deswegen das Schicksal anklagen. Sie haben ihr Unglück bloß ihrer eigenen Schlechtigkeit und Trägheit zu verdanken. Denn da sie

in

in den Zeiten, die gut waren, nie daran dachten, daß diese Zeiten auch einmal schlimm werden könten, (ein gewöhnlicher Fehler der Menschen, die immer, wenn das Meer ruhig ist, der Stürme vergessen) so blieb ihnen, als die Zeiten schlimm wurden, nichts übrig, als davon zu laufen, und, aus Mangel der Mittel sich zu vertheidigen, alle ihre Hoffnung darauf zu bauen, daß das Volk, gedrückt durch die Insolenz des Siegers, sie von selbst wieder herbeyrufen werde. Dieser Entschluß mag freylich dann gut seyn, wenn man keinen andern zu fassen weis. Aber überflüssig ist es, deswegen andere Hülfsmittel zu vernachläßigen, und es wird sich wohl niemand wollen fallen lassen, damit einer komme ihn aufzuheben. Eine solche Hoffnung ist immer sehr unsicher, und wird sie auch erfüllt, so wirst du doch dadurch nicht mit Sicherheit bestehen, weil ein solches Hülfsmittel durch den Beystand anderer, nicht in deinen Händen liegt; und weil nichts uns besser, sichrer und dauerhafter schützen kann, als wir selbst und unser eigner Werth. *)

Also nicht aus einem unverantwortlichen Mißtrauen, wozu jetzt gar kein Anschein da ist; sondern um der deutschen Constitution ihre wahre innere Festigkeit zu geben, scheint es mir für die ganze Nazion wichtig, daß ihr Adel sich der deutschen Nazion

*) Il Principe. C. XXIV.

Nazion beliebter mache, als es der Adel gewöhnlich zu thun pflege.

Als die Römer Mazedonien bezwungen hatten, und dieses Königreich nach aller Willkür der römischen Politik zu behandlen anfiengen, tröstete sich das Volk in seiner Sklaverey mit nichts mehr, als mit dem Sturz des Adels. Aber Livius beschreibt uns auch diesen Adel auf eine Art, daß das Volk unmöglich sich für denselben interessiren konnte. „Als befohlen wurde, sagt er, daß die vornehmsten Mazedonier samt deren Kindern, soviel ihrer über 15. Jahre alt wären, nach Italien geführt werden sollten, schiene dieses Anfangs dem Volke grausam; aber es merkte bald, daß selbst das seiner Freyheit zuträglich sey; denn es wurden gerade nur die Freunde des Königs, der vornehmste Adel, die Generale, die Schiffshauptleute, die Statthalter ausgewählt; lauter Leute, die gewohnt waren, dem König sklavisch zu dienen, über die übrigen aber desto stolzer zu herrschen. Einige waren sehr reich; andere, die ihnen an Vermögen nicht gleich kamen, thaten es doch im Aufwand den Reichen gleich; alle lebten und kleideten sich wie Könige; keiner von ihnen war ein Freund des Volks; keiner erkannte die Gesetze über sich; und doch hatte keiner Seele für die Freyheit.“ *)

Anders,

*) Liv. lib: XLV. C. XXXII.

Anders, aber auch bisweilen treffend, beschreibt Dupatty in der oben angezogenen Stelle den toskanischen Adel; noch anders, und sehr treffend, beschreibt Montesquieu den französischen Hofadel: L'ambition dans l'oisiveté, la Bassesse dans l'orgueil, le desir de s'enrichir sans travail, l'aversion pour la verité, la flatterie, la trahison, la perfidie, l'abandon de tous ses engagemens, le Mepris des Devoirs du Citoien, la Crainte de la Vertu du Prince, l'espérance de ses foiblesses, & plus que tout cela, le ridicule perpetuel jetté sur la vertu, forment, je crois, le Caractere du plus grand Nombre des Courtisans, marqué dans tous les lieux, & dans tous les Tems. *) Komt nun zu diesem hinzu, daß der Adel selbst in seinem Kreis eben so gierig nach dem Despotismus strebt, als der Monarch, dessen Despotie sicht er einschränken soll: so ist es kein Wunder, wenn das Volk sich durch jede nur halb scheinbare Tugenden eines will,

*) Esprit de Loix. Liv. III. Ch. 5. Der Ehrgeiz in der Unthätigkeit, die Niederträchtigkeit in dem Stolz, die Begierde reich zu werden ohne Arbeit, der Haß gegen Wahrheit, die Schmeicheley, Treulosigkeit, Verrätherey, Geringschätzung aller Verbindlichkeit, Verachtung aller Bürgerpflichten, die Furcht vor der Tugend des Fürsten, das Vertrauen auf seine Schwäche und mehr als alles das, der Leichtsinn, der überall die Tugend lächerlich macht, das ist, dünkt mich, der Charakter des meisten Hofadels zu allen Zeiten und an allen Orten.

Digitized by Google

willkührlichen Regenten blenden läßt, und ihm den Adel samt der Constitution dahin giebt; oder, wenn es ohne solche Blendung, wie nun die Staaten von Frankreich, weder dem Adel noch dem König, mehr seine Constitution anvertrauen will, sondern solche selbst in seine Hände nimmt.

Beyde diese Fälle scheinen mir aber gleich gefährlich für den Staat. Es wird wohl schwerlich jemand seyn, der den Staaten von Frankreich ihren so wenig erwarteten, so mäßigen Schritt verargen sollte; aber, ob sie die erwünschten Früchte davon einernten werden, wenn sie bey ihrer Constitution keinen Mittelstand leiden wollen, und doch zugeben müssen, daß diejenige, welche auf die Rechte dieses Mittelstandes einen Anspruch hatten, zu ausübenden Instrumenten der politischen Gewalt bey dem Heere, in den Gouvernementern, bey den Hofstellen, im Ministerium gebraucht werden; daß eben diese Mitglieder ihres Körpers, Mitwählende ihrer Deputirten werden; daß eben diese ihren Esprit du Corps behalten: ob die französische Nazion, wenn sie das alles leiden muß, die Früchte ihrer Demokratie jemals einernten werde; das wage ich nicht zu beurtheilen; das wird die Folge der Zeit, wenn der erste Enthusiasmus verrauchet ist, der zwar manchen Dingen Leben, aber selten Lebensdauer geben kan, die Nazion lehren, die sich vielleicht alsdann glücklich schätzen wird, wenn sie mit dem Mittelstande theilen kan, was sie allein

schwer-

schwerlich in unsrer weise patriotisch genug behaupten wird.

Deutschland hat nach seiner Verfassung eine solche Revolution nicht zu erwarten. Aber das hat unser Vaterland zu befürchten, daß, wenn die Bürger und Unterthanen des hohen Adels ferner sogar wenig Vortheil von der Constitution haben, sie denselben endlich gleichgültig werden muß; und daß alsdann, wenn aller deutscher Patriotismus erstorben ist, ein künftiger Kaiser den Weg zu dem allgemeinen Despotismus gebahnt findet, den Churfürst Albrecht von Maynz eben aus der Ursache, die ich jetzt anführte, vom König Franz befürchtete. *) Wir haben zu unsrer Zeit gesehen, was der Patriotismus der Unterthanen, die ihr Gut und Leben für den Wittelsbacher Stamm zu wagen bereit waren, zur Erhaltung ihrer Fürsten beytragen konte; und traurig wäre es für die Nazion, am traurigsten für die Fürsten selbst, wenn dieser Patriotismus ganz verlöschen und

*) Multi fuerunt olim in Gallia viri principes nunc autem in angustum redactus est eorum numerus. Nam Rex prope solus omnia tenet. Animi fortitudinem illi tribuunt, sed ad Monarchiam illa spectat, nobis Aristocratia retinenda est.

Sleidan. Coment: Lib. I.

In Frankreich war ehemal ein mächtiger, zahlreicher Adel, nun ist seine Zahl sehr gering. Denn der König hat beynahe alles in seiner Hand. Man sagt, er (Franz der V.) habe eine hohe Seele. Das mag gut seyn in einer Monarchie; denn Deutschland muß seine Aristokratie beybehalten.

Digitized by Google

mit es jedem gleichgiltig wäre, ob der Kaiser, oder sein angeborner Landsherr, sein Herr seyn sollte, ob die Grundgesetze Deutschlands bestehen, oder nicht?

Es ist zwar allerdings nicht zu läugnen, daß der deutsche hohe Adel leichter, als der Adel anderer Reiche und Nazionen verführt werden kan, in die gemeinen Fehler des Adels zu fallen, und dadurch das Vertrauen der Nazion zu verlieren; Aber desto nöthiger ist es, daß derselbe alle seine Kräfte anspanne, und alle seine Weisheit aufbiete, diese Klippen zu vermeiden, an welchen er, wenn er daran scheitert, alles, das Volk nur wenig oder nichts, verlieren kan, so lange die Verhältnisse bleiben, wie sie sind.

Deutschland ist in den ältesten Zeiten der Karolinger, wie mich dünkt, eben so gut eine Monarchie gewesen, als andere Reiche es heut zu Tage noch sind; aber man hatte damals noch keine Begriffe von dem, was man zu unsern Zeiten die Regierungskunst nennt, das ist, man verstand damals noch nicht die Kunst, das Eigenthum der Unterthanen unter der Larve des gemeinen Besten zum Eigenthum des Regenten zu machen. Der Staatsgesetze gab es damals wenige oder keine, und die bürgerlichen Gesetze hatten keinen weitern Zweck, als Eigenthum der Privatpersonen unter sich zu reguliren.

Zu

In der Zeit benutzte jeder sein Eigenthum in voller Maße. Wer Grund und Boden hatte, hatte alles darauf, was Grund und Boden gab; Jagd, Fischerey, Steinbrüche, Metalle, Alluvionen; kurz alles, was man nachher zu den Regalien rechnete, wer Leute hatte, hatte auch Gerichte, manchmal sogar auch Blutbann, der doch selten etwas zu thun fand; Nur das, was den Krieg betraf, oder was selbst in der damaligen geringen Verbindung der Menschen unter einander allen wichtig werden konte, die Zölle, die Geleite, die Münzen, die Religionsgebräuche wurden gewöhnlich, aber auch nicht immer, von der Regierung beschränkt.

Dieses Verhältniß blieb größtentheils bis zu den Hohenstaufischen Kaisern, und der Unterschied zwischen erblichen und Wahl-Kaisern, scheint mir in soweit ohne Folgen gewesen zu seyn. Als aber nachher Friedrich der erste in Italien, durch die Juristen dieses Landes, vielleicht die ersten Ideen von dem, was man heut zu Tage gemeines Beste nennt, erhielt, das ist, als er lernte, wie man das Eigenthum eines jeden zum Zweck des gemeinen Wesens dienstbar machen, und die Willkür des Regenten selbst zu diesem Zweck setzen sollte; da fing der alte Begriff von Eigenthums-Recht an sich zu ändern. Nun schien es, daß nicht mehr jeder den vollen Gebrauch des Seinen haben könne, sondern daß dieser durch das gemeine

Beste

Beste zu beschränken wäre, das man damals noch ehrlich genug war, Regenten Recht oder Regale zu benennen.

Friedrich der erste übte zwar dieses so genante Regenten-Recht nur in Italien aus, so lang er konnte, denn die Deutschen hatten unter den fränkischen Königen, die auch schon etwas von diesem Recht erfahren haben mußten, gezeigt, daß sie sich damit nicht wohl vertragen würden; *) und die Nachfolger dieses Friedrichs, die ohnehin ihr Auge mehr auf Italien gerichtet hatten, wagten eben so wenig dasselbe in Deutschland einzuführen, fanden auch vielleicht nicht einmal die Zeit dazu.

Inzwischen arbeitete die Wendung, welche die Nazion durch ihre Industrie damals zu nehmen anfieng, den folgenden Kaisern vor, die neuen Begriffe von der Dienstbarkeit und Einschränkung des Eigenthums, auch diesseits der Alpen geltend zu

*) Frankreich, Deutschland, England, Spanien waren nach dem Fall des römischen Reichs, conquerirte Lande, die nicht die Könige, sondern die Nazionen erobert hatten. Es war also sehr an seinem Plaz, daß auch nicht die Könige, sondern daß die Nazion sie besaß; und die politische Philosophie unsrer Simplifizirer sage, was sie wolle, so bleibt es immer Unrecht, daß Mithern zu Unterthanen gemacht werden sollten, und dieses Unrecht wird keine schulgerechte Entwicklung des Begrifs Majestät zu Recht machen.

Der Verfasser.

Digitized by Google

zu machen. Der Handel hatte wirklich Deutschland ein gemeines Beste, einen Vereinigungspunkt gegeben, welcher ohne Einschränkung des Eigenthums nicht wohl bestehen konte. Aber die Kaiser nach dem Interregnum kouten für das Kaiserthum selbst den Vortheil nicht daraus ziehen, der sich ihnen anzubieten schien; und zum Theil wollten sie es auch nicht, weil sie es besser fanden, sich erst selbst ein Eigenthum nach dem alten deutschen Sinn zu schaffen, als solches für die Mystische Person des Kaisers zu erwerben.

Kaiser Rudolph beschränkte also zwar hier und da den Gebrauch dieses Eigenthums bey einigen Ständen am Rhein; aber seine vorzügliche Bemühung ging doch dahin, erst seinem Hause ein sichetes Etablissement anzurichten. Die Kaiser aus dem Luxenburgischen Hause hatten ebenfalls mehr mit ihren eigenen Geschäften zu thun, und waren so weit entfernt, der Mystischen Person des Kaisers, die bald auf dieses bald auf jenes Haus kommen konte, etwas zu erwerben, daß sie vielmehr noch von dem schon Erworbenen das Meiste weggaben.

Als endlich aber, unter Friedrich dem dritten, Maximilian, Karl dem fünften und Ferdinand dem ersten, die Oesterreichischen Kaiser sich stark genug glaubten, die Wahl, auf wen die Mystische Person des

Kaisers

Kaisers jedesmal fallen sollte, auf ihr Haus zu kriren; da schien es ihnen Zeit, ein gemeines Wohl in dem deutschen Reiche zu etabliren, und das Eigenthum der Stände demselben dienstbar zu machen. Es schien diesen Kaisern wohl nöthig und ruhmvoll für die Nation, sie zu ihren Absichten auf Frankreich, Italien und gegen die Türken, in einem Punkt zu vereinigen, *) und da dieses, nach der inzwischen veränderten Kriegs-Methode, nicht möglich war, wenn das Eigenthum der deutschen Stände nicht ihren Absichten dienstbar würde; so war es sehr an seinem Platz, daß sie die Rechte des Kaisers, nach den Begriffen, die in dem dritten und vierten Jahrhundert Ulpian und Consorten angegeben, und im 6ten Tribonian gesammelt hatte, auch in dem 16ten und 17ten wieder hervorsuchen wollten.

Die deutschen Stände hatten aber inzwischen diese Begriffe kennen gelernt. Sie hatten schon im 12ten und 13ten Jahrhundert bemerkt, wie vortheilhaft sie ihnen seyn würden, wenn sie dieselben in

*) Es war ein Glück für die deutsche Constitution, daß diese Monarchen alle sich in so viele auswärtige Händel verwickelten, und es wird dieselbe nie mehr zu befürchten haben, als wenn einmal ein Kaiser seine Sorge und seine Macht bloß auf sein Land und auf das Innere des Reichs concentrirt. Sollte das ja geschehen, so wäre zu wünschen, daß wieder ein Peter Eremita einen Kreuzzug predigte, führe er wohin er will, wenn er nur aus dem Reich hinaus führt. Der Verf.

Digitized by Google

in ihren kleinen Kreisen einführen konten, wie nachtheilig sie hingegen werden müsten, wenn es einmal einem Kaiser einfallen sollte, sie auch in Ansehung des ganzen Reichs festzusetzen. Um dieses zu verhindern, suchten sie sich zu bemühen, alle Rechte die sie nach den alten Begriffen des Eigenthums gegen das Reich hatten, durch einen rechtlichen Titel, der diesen Begriffen eine ewige Sanction gäbe zu versiegeln, und sie gegen die neuen Begriffe zu verwahren. Sie trugen deswegen alles, was ihnen nach den neuen Begriffen des Verhältnisses vom Eigenthum zum Regenten Recht hätte strittig gemacht werden können, dem Kaiser und Reich freiwillig an, um es wieder vom Kaiser und Reich zum Lehen zu empfangen; *) oder sie machten Verträge unter sich und den Ihrigen, oder sie verschanzten sich mit Observanzen und Verjährungen, wie sie konten; und wo sie das nicht konnten, da suchten sie die Kaiser durch Capitulationen und Gesetze zu verhindern, daß sie die neuen Regierungskünste nicht auf Kosten der Stände

*) Auswärtige Staatisten glauben, daß alles Grund-Eigenthum in Deutschland Reichslehn wäre. Wie groß dieser Irthum ist, in den selbst Robertson gefallen, brauche ich hier nicht zu erinnern, denn jeder deutsche Publizist weis, daß sehr viele Fürsten nur gewisse Hoheitsrechte, die sie schon hatten, durch die Lehnsverbindung sichern wollten, und das nicht einmal gegen die Rechte, sondern nur gegen den Mißbrauch der Rechte.

Der Verf.

Stände weiter anwenden konten, als sie ehemal bekant und üblich waren. Als sie nun auf dieser Seite sicher waren, hatten sie kein Bedenken mehr, gegen die Eigenthümer, die sich in ihrem Lande befanden, und die auch bisher nach den alten Begriffen des Eigenthums gelebt hatten, die neuen Begriffe anzuwenden, und also alles Eigenthum, das in ihrem Land war, ihrem Regenten-Recht, nach dem Grundsatz des gemeinen Besten, d. i. nach ihrem Gutdünken zu unterwerfen.

Diese Operation gelang ihnen leicht, bey allen ihren leibeigenen und bey allen ihren leibesfreyen Bürgern, die nicht eben diese Vorsicht gegen sie gebrauchen konten oder wollten, welche die Fürsten gegen das Reich angewendet hatten; aber da wurde sie ihnen schweer, wo sich ihre leibesfreye Unterthanen mit gleicher Vorsicht verwahrt hatten; aber wo diese zu stark waren, sich in ihrem Eigenthum stören zu lassen. In diesem Fall fanden sich zum Theil diejenigen Ingenui, die nachher in spätern Zeiten unter dem Namen der Reichsritterschaft bekannt wurden; in jenem die Fürsten, welche Landstände haben. Außer diesen Fällen aber erwarben die Fürsten durch diese Operation das, was man heut zu Tag die Landeshoheit nennt, das ist im allgemeinen Sinn, die bürgerliche Gewalt, die im Innern von nichts, im Aeußern allein von den deutschen Reichsgesetzen abhängt.

Habe

Habe ich diese Resultate aus meinen Begriffen vom deutschen Staatsrecht richtig abgezogen, so folgt, daß es eine vergebene Mühe ist, den Ursprung der Landeshoheit in der Geschichte fixiren zu wollen. Sie ist, wenn man will, so alt als Karl der Große, so neu als der westphälische Frieden; denn sie ist eine bloße Folge des uralten deutschen Eigenthumsrechts, vermöge dessen kein König noch Kaiser das Eigenthum des deutschen Ingenui in seinem vollen Gebrauch einschränkte. Ob die Karolinger, oder alle Kaiser vor der Rensseeischen Union, vor der goldenen Bulle, vor dem westphälischen Frieden dieses Eigenthumsrecht einschränken konten, das ist eine Frage, die immer bejahend ausfallen müßte, wenn man nach den heutigen Begriffen vom Regierungsrecht sprechen will; und verneinend, wenn man nach denen spricht, die im 7ten, 8ten und einigen folgenden Jahrhunderten Platz fanden, und nach welchen jeder Eigenthümer das volle Eigenthum hatte, ohne daß man nur daran dachte, es weiter als zum Kriegsdienst dem Staat dienstbar zu machen, oder es weiter einzuschränken, als so weit es nöthig war, den Nachtheil anderer zu verhüten. Spricht man nun von dem Ursprung eines Rechts, so muß man sich ganz in die Zeiten hinein setzen, wo es entstanden ist; und findet man keine solche Epoche; so muß man auf den Ursprung des Staats selbst hinaus gehen; und nach den Begriffen der Zeiten dieser Epoche die Rechte der

Menschen

Menschheit beurtheilen, die damals gelebt haben. Die Geschichte der deutschen Landeshoheit kan uns also, wenn man sie in dem Verhältniß gegen das deutsche Reich betrachtet, nichts erzählen, als die Mittel, wodurch die deutschen Stände ihr uraltes, aber nachher erworbenes Eigenthum, in eben dem vollen Umfang erhalten haben, in welchem sie es erworben hatten. Und diese Geschichte wird beinahe die nämliche seyn, wenn von den Allodien, und wenn von den Lehen eines Grundeigenthums die Rede ist, ausgenommen was das Lehens-Verband selbst, oder die besondern Verbindlichkeiten der Dienst-Lehen betrift.

Ganz anders wird aber die nämliche Geschichte der deutschen Landeshoheit ausfallen, wenn man sie in Verhältniß mit dem Innern eines jeden Landes betrachtet. Denn, wenn meine Begriffe und die Resultate, die ich aus denselben ziehe, richtig sind, so ist die Landeshoheit in dieser Rücksicht ein solches Gemisch von Eigenthumsrecht und Regierungsrecht, daß ein Delischer Taucher das wahre Verhältniß kaum zu finden im Stande seyn würde. Nach ihm ist alles was die alten deutschen Fürsten über ihre Leibeigene vermochten, selbst gehörte das Eigenthumsrecht der Jugend über, welches vor dem, selbst unter der Botmäßigkeit von Fürsten, auch seine volle Ausdehnung anfprechen konte, ist den Regierungsrechten unterworfen worden.

Die

Die natürliche Folge dieser Einrichtung aber ist, daß die deutsche Freyheit nun nur Freyheit der Stände, fast nie Freyheit des Unterthanen ist. Ist sie aber dieses nicht, wie kan denn der Unterthan sich für die deutsche Constitution interessiren? Und wird ihm diese gleichgültig, wie leicht werden dann die blendenden Anstalten und Verderbnisse, welche, wie Machiavell sagt, die Regenten, die sich zu Despoten machen, anwenden, um sich bey dem Volk einzuschmeicheln, wie leicht werden diese erst den Fürsten ihre Unterthanen abzugewinnen und hernach die Fürsten selbst unter das Joch eines jeden Monarchen bringen, der klug genug ist sie zu rechter Zeit zweckmäßig zu gebrauchen?

Umsonst vertrauen die Fürsten Deutschlands auf auswärtige Hülfe, wenn jemals eine solche Epoche erscheinen sollte. Wieder sollte für die vorhin aus dem Machiavell angeführte Stelle belehren, daß man nie sicher ist, als durch sich selbst. Umsonst hoffen sie auf eigne Kräfte, und ihre Unionen. Was würde den deutschen Fürsten übrig geblieben seyn, wenn zu Zeiten des Religions- und des dreißigjährigen Krieges, die Sachsen, die Hessen, die Pfälzer, das ganze protestantische Deutschland nicht seine Fürsten, oder seine Religion eben so geliebt, als Karl den fünften, und die beiden Ferdinande gehaßt hätte? und was können überhaupt die mindermächtigen Stände von fremder Hülfe, oder eignen Kräften hoffen, wenn ihre Unterthanen ihnen nicht anhangen,

Digitized by Google

gen, sondern gleichgültig sind, ob ihr angeborner Landesherr sie behalte, oder ob der Garant, oder ob der Usurpator sie unter einander theilen?

Es scheint mir also nach allen diesem nichts für die deutsche Constitution so wichtig, nichts für die deutschen Fürsten so räthlich, als eine bescheidene Ausübung der Landeshoheit in dem Innern eines jeden Landes, damit der Unterthan durch jeden Einbruch in die deutsche Reichs-Constitution eben so viel zu verlieren fürchte, als sein Landesherr.

Sehr unweise haben deswegen, wie mich dünkt, viele Räthe ihren Herren gerathen, die Landstände die im Innern eines jeden Territoriums die Ausdehnung der Landeshoheit beschränkten, abzuschaffen, einzuschränken, eingehen zu lassen, zu schränken, u. s. w. Freilich schaften diese kleinen Richelieu dadurch ihren Fürsten eine Despoten ähnliche Gewalt; aber sie schnitten ihnen zugleich den Nerv ab, mit welchem sie die deutsche Reichs-Constitution, wovon doch ihre eigne Freyheit abhieng, erhalten konten. Sehr unweise haben wieder andere ihren Fürsten gerathen, die Landeshoheit zu Erpressung großer Abgaben und Errichtung unverhältnißmäßiger Kriegsstaate zu gebrauchen; denn wenn ein Unterthan von seinem Herrn eben das, oder beynahe mehr leiden muß, als er von dem despotischen Kaiser zu leiden haben würde; was kümmert ihn dann die deutsche Constitution? Wenn andere Räthe ihren Fürsten rathen, ihre Unter-

Unterthanen bald hier bald dorthin zu verkaufen; oder Handel und Gewerbe und Ackerbau an sich zu reißen, selbst mit dem Salz und Korn zu wuchern, selbst mit Fabriken und Manufakturen und dergleichen zu monopolisiren, oder ihre Lande, entweder aus übel verstandener Sparsamkeit, oder aus Leichtsinn, oder aus Schläfrigkeit, mit schwachen, insufficienten, oder gar mit ungerechten Tribunalen, Beamten, Regierungen, Cammern zu versehen; oder durch Jäger, Opern, Maitressen, ausländische Reisen, glänzende Hofhaltungen, ihre Einkünfte zu verschwenden und zu verschulden; kurz, wenn dergleichen unweise Räthe nicht dafür sorgen, daß dem deutschen Unterthan die Landeshoheit seines Herrn, ungleich weniger drückend sey, als die Majestät und die Despotie eines Kaisers und eines Königs der Erde: so sind solche Räthe eben so unweise oder treulos; und folgt ihnen ihr geblendeter Herr, so sehe ich nicht, wie der Nazion die deutsche Constitution wichtig und heilig und so werth gemacht werden könte, daß sie nur einen Wunsch dafür thun sollte!

Die deutsche Constitution hat vor allen andern Constitutionen den Vorzug, daß das gemeine Beste des Ganzen beinahe kein anders seyn kan, als (was wirklich überall allein seyn kan) die Sicherheit von Außen; *) daß aber in dem Innern ein

*) Es ist das ein unerkannter Vortheil der deutschen Reichsconstitution, daß das Reich sich nicht einfallen lassen

in groſſer Theil der mittelbaren Reichs-Unterthanen, Gerichte und Schutz gegen seinen Landsherrn findet. Alle andere Staaten, welche durch Satrapen und Gouvernöre regiert werden, haben zwar auch solche Gerichte; aber, wenn bey denselben der Unterthan gegen den Satrapen klagt, und dieser hat für seinen Herrn Unrecht gethan, so ist der Herr Richter in seiner eigenen Sache. Ferner scheint mir ein Vortheil dieser Constitution darin zu liegen, daß wenn bey andern Reichen die Gouvernöre und Satrapen, die einzelne Provinzen verwalten, sie bey der Verwaltung nur so weit für sich interessirt sind, als ihre Ehre oder ihr Sold hinreichen mag; die deutschen Fürsten sind aber bey ihrer Regierung immer selbst für sich und für ihr Haus intressirt.

Diese beyden Vortheile können also einem groſen Theil der deutschen Reichs-Bürger diese Constitution sehr wichtig machen.

Wenn nun aber ein Reichsfürst, durch Misbrauch seiner Landeshoheit, den Beystand der Reichsgerichte kostbar, und oft unnütz macht, und wenn er sein Land regiert, wie ein Satrape, dem

an

lassen kan, Eroberungen zu machen, und daß selbst jeder Verluſt den es leidet, ihm Gewinn ist; wenigstens finde ich nicht, daß der Abgang von Lothringen, Elsaß, der Schweiz u. s. w. der Nazion einen Schaden gebracht hätte.

Der Verf.

an dessen Erhaltung und Verbesserung nun soviel gelegen ist, daß er seinen Dienst und seinen Lohn behalte; so wird offenbar, die Constitution dem Volk nutzlos, ja um so viel lästiger, je schwerer es ihm wird, einen Reichsfürsten zur Rechenschaft zu fodern, als einen besoldeten Satrapen. — Komt es aber nun einmal dahin, — und es ist schon beynahe so weit gekommen, — daß niemand mehr als die Fürsten das Wort Reichs-Constitution verstehen oder aussprechen kan, daß niemand mehr als sie, und der Bürger einer Reichsstadt, eine Ehre darinn suchen kan, ein freyer Reichsbürger zu seyn; so grebe ich zu bedenken, wie lange die meisten Fürsten noch dieses Wort brauchen, oder diese Ehre haben werden?

Ich weis wohl, wie viele Stürme die deutsche Constitution bis zu der jetzigen Zeit ausgehalten hat; ich weis wohl wie siegreich sich diese Constitution gegen die Gewalt der Ferdinande erst noch vor weniger als anderthalb hundert Jahren vertheidigte; aber ich habe auch die Manifeste und Circularе gelesen, welche die Unterthanen dieser Ferdinande damals ausstreuten, und womit sie den Reichs-Unterthanen wohl die Lust benahmen, sich eben dem Schicksaal zu unterwerfen, mit welchem diese Provinzen zu kämpfen hatten; *) und

*) Siehe den Anfang Num. XXIX. zu Fischers Geschichte des Despotismus in Deutschland.

Digitized by Google

und wer weis nicht, wie viel damals der Religions-Enthusiasmus wirkte, wie viel er vielleicht noch vor etlich und zwanzig Jahren gewirkt hat. Hätten vielleicht zu Ferdinands Zeiten die österreichischen Stände eben soviel von Toleranz, von Gelindigkeit der Regierung, von vortreflichen politischen Anstalten, Handel und Gewerb Freiheiten, Hospitälern, Abgaben Nachlaß und dergleichen rühmen können, als sie über das Gegentheil von dem Allem zu klagen gut fanden, vielleicht würde dann an keinen §. Gaudeant *) gedacht worden seyn, dessen, (wenn mir bey einer ernstlichen Sache mit Warten zu spielen erlaubt ist:) an so vielen Orten, doch nur Einer sich zu erfreuen hat.

Es war allerdings ein sehr gutes Zeichen, daß noch deutscher Patriotismus übrig ist, als neulich halb Deutschland die Stimme auszischte, welche die seichte Frage that, was Deutschland von dem letzten

land. Es ist Schade, daß diese interessante Materie mehr im Geist der Partheylichkeit, als mit Unbefangenheit, von diesem Schriftsteller behandelt worden ist. Ich begreife aber wohl, wie theuer einem jeden Schriftsteller sein Patriotismus zu stehen kommen würde, wenn er diese Materie durch alle zehn Kreise verfolgen wollte. Der Verf.

*) Der bekante §. des W. Friedensschlusses, welcher die völlige Anerkentniß der Landeshoheit der deutschen Reichsstände enthält.

letzten Fürstenbund zu erwarten hätte? *) — Der Mann, der sich beyfallen ließ, diese Frage zu thun, hatte wohl nicht bemerkt, daß gerade diejenigen Fürsten Deutschlands am ersten und lebhaftesten an diesem Bund Theil nähmen, welche sich auch am eifrigsten bestreben sich ihrer Landeshoheit so zu bedienen, daß ihren Unterthanen etwas an der Erhaltung der deutschen Constitution gelegen seyn kan. Und wenn diese Fürsten sich immer mehr in diesen Gesinnungen befestigen; wenn sie, und wenn diejenigen, die diesen Weg bisher noch nicht gewandelt sind, bedenken, daß, was sie durch Nachlassung von der Strenge der Ausübung ihrer Landeshoheit vielleicht verlieren, ihnen durch deren Festigkeit wieder zuwächst; wenn sie und alle deutsche Fürsten bedenken, daß sie ihre Unterthanen gegen die Lockungen eines künftig vielleicht einmal nach Willkür wohlthuenden Despoten, der aber auch nach eben dieser Willkür sehr wehe thun kan, nicht besser versichern können, als dadurch, daß sie denselben das Recht geben, ihre Fürsten zwingen zu können, daß sie ihnen immer wohl thun müssen, nie Uebel thun dürfen; kurz wenn sie ihr Land eben so behandeln, als wie sie von dem Kaiser behandelt zu werden wünschen; dann, glaube ich, kan man der Stimme die da fragt: was das Reich von

*) Eine Broschüre unter diesem Titel von einem gewissen Herrn Pfeifer.

von dem Fürsten-Bund erwarten könne? wohl antworten, daß dasselbe von ihm die Ewigkeit seiner Constitution mit Sicherheit zu erwarten habe! — Und dann wird auch einmal die deutsche Landeshoheit, wo nicht den Namen, doch den schönsten Charakter der Majestät annehmen, der da, wo der Regent engherzig genug ist, gleich einem rußischen Kneesen, oder einem polnischen Magnaten, sein Land wie ein Bauren-Gut, das er nur benutzen, nicht regieren will, zu behandeln, schlechterdings nicht gedenkbar ist.

Diese Digression hat mich weiter geführt, als ich mich ausbreiten wollte; denn ich wollte mir mehr nicht als einige Reflectionen, über die Wichtigkeit eines Mittelstandes in jedem Staate, der dessen Constitution versicherte, erlauben; und beiher wollte ich den grosen Irthum des Präsidenten Dupatty rügen, welcher dem jetzigen Großherzoge von Toskana eine Veränderung der toskanischen Constitution beymißt, die doch nach dem Zeugniß der Geschichte etliche hundert Jahre alt ist, und deren Veranlassung mit der Gerechtigkeitsliebe dieses erhabenen Fürsten so wenig zu vereinbaren wäre, als wenig es von seiner großen Seele zu befürchten ist, daß Er je die edlen und liberalen Deutschen, durch Spionen-Schleichwege (die vielleicht in Italien nöthig seyn mögen,) auf ewig von sich werde entfernen wollen.

Es

Es ist wirklich traurig, wenn selbst den besten Regenten, durch oberflächige Reisende, solche Vorwürfe gemacht werden dürfen, die auf allen ihren Glanz einen so schwarzen Schatten werfen würden, wenn sie wahr wären.

Carlsruh, den 10. August, 1789.

Schlosser.

2.

Swifts Meditation über einen Besenstiel, und wie sie entstanden ist.

Ego illum periisse credo, cui periit pudor.
Plaut.

Swift, an dem man viele Eigenheiten tadelt, hatte auch die eines sonderbaren Contrastes in der Art wie er seine Ehrliebe bewies. Mit einer Pünktlichkeit, die zuweilen ans Lächerliche grenzte, und einer Hartnäckigkeit, die wohl einmahl nach Rohheit und Grausamkeit aussah, vermied er alles, was ihm einen gegründeten Vorwurf zuziehen konte; bekümmerte sich aber von der andern Seite denn auch nicht im mindesten darum, was man Böses von ihm denken oder sagen mögte. „Recht thun, und die Leute reden lassen," —

war

war sein Wahlspruch. Auf guten Schein war er so wenig eifersüchtig, daß er, um nur ja recht fern von aller Heuchelei zu seyn, lieber einen verdächtigen oder bösen auf sich fallen ließ. Bolingbroke nannte ihn deswegen einen umgekehrten Heuchler. (a hypocrite reversed.) — Und so hat es sich zugetragen, daß von wenigen Menschen mehr Nachtheiliges nicht allein gesagt, sondern auch geglaubt worden ist, als von diesem strengen unerschütterlichen Manne. Er selbst hat über tausend ausdrüklich und allein gegen ihn gerichtete, mit Hohn und Verläumdung angefüllte Schriften, die in einem sehr kurzen Zeitraum erschienen waren, aufgezählt, und — auf nicht Eine nur mit einer Silbe geantwortet.

Man geräth auf die Gedanken, Swift müsse schon früher dergleichen heftigen Angriffen ausgesezt gewesen seyn, und ihnen damals noch einige Achtsamkeit gegönnt haben, wenn man in seinem Tritical Essay upon the faculties of the mind, der im Jahre 1703 geschrieben ist, folgende Stellen liest. Ich stehe da in den Heftchen dieser Leute mit so vielen Wunden, wie der Aderlaßmann im hinkenden Boten, und eben so ruhig *). Sie mögen,

*) As the man in the almanach, sagt die Urschrift. Ob die Engländer einen hinkenden Boten haben, weis ich nicht; und noch weniger, wenn sie einen haben, wie sein Aufzug beschaffen seyn mag. Ich werde mich auch wohl hüten, hierüber eine Vermutung

mögen, wie die Fliegen, so lange um das Licht schnurren, bis sie die Flügel versengt haben und hineinfallen. Sind sie wahrscheinlich doch geplagt genug, die armen Leute, wenn anders Horaz darin Recht hat, daß gedemüthigter Stolz die ärgste Folter leidet.

Invidia Siculi non inuenere tyranni
Tormentum majus.

— Eure hohlen Gefäße, das ist wahr, geben einen lauten Schall. Ich muß mir aber die Freyheit nehmen, Euch zu sagen, daß ich mich um Euch und Euer Getöse bekümmere, wie sich die See um den Xerxes, da er sie mit Ruthen hauen ließ, bekümmerte *).

Noch schärfer züchtigte Swift die Schreyer seiner Zeit in einer von den Digreßionen seines Mähr-

mutung zu wagen, da ich erst kürzlich mit einem hinkenden Boten, wegen der Farbe seines Roks, dessen Schattirung ich nicht richtig angegeben hatte, in böse Händel gerathen bin.

*) „Man erzählt vom Xerxes, er habe die See, da sie seine Brücke über den Hellespont zerstörte, peitschen, und ihr eine Menge Fesseln anwerfen lassen.“ — Diese stolze Aeußerung von Swift, erinnert mich an eine demüthigere des Pope, welcher fand: that it would vex one more to be Knoked on the head with a pisspot than by a thunderbott: zu deutsch: man will lieber vom Bliz getroffen, als mit einem P — p — t an den Kopf geschlagen seyn.“ Pope aber redete von Staatsverhältnissen, wo es Leuten, die in solchen Waffen gehen, wenn sie auch noch so unbeholfen sind, gelingen kann zu treffen; welches denen, womit Swift zu thun hat, nie begegnet.

Mährchens von der Tonne, welches im folgenden Jahre (1704) erschien. Dem sachtsinnigen Deutschen Leser mögen leicht einige der Swiftischen Bilder zu kühn oder zu orientalisch scheinen; aber desto mehr wird er den richtigen Verstand, den sie bekleiden, hoch schätzen, und die außerordentliche Anwendbarkeit der Gedanken lieben und loben müssen.

Swift behauptet daselbst, man fände über seinen Gegenstand (die Schreyer) viel merkwürdiges schon bey den Alten; nur daß sie immer auf eine räthselhafte Weise, und blos in Hieroglyphen, davon gesprochen hätten. Von den Beyspielen, die er anführt, ist das lezte aus dem Herodot, welcher erzählt, es gäbe in dem westlichen Theile von Lybien Esel mit Hörnern. Dieses Gleichniß soll Ctesias nur weiter ausgeführt haben, indem er dasselbige Thier in die Gegend von Indien sezt, und hinzufügt: im Gegentheil von allen andern Eseln, die keine Galle hätten, werde bei diesen gehörnten ein solcher Ueberfluß davon angetroffen, daß ihr Fleisch, wegen seiner entsezlichen Bitterkeit, nicht zu genießen wäre.

Furcht soll die Ursache seyn, warum die Alten über diesen Gegenstand nur figürlich und in Gleichnissen geredet haben; sie durften keinen öffentlichen Angriff auf eine so mächtige und schreckliche Parthey wagen, deren blosse Stimme schon so furchtbar war, daß sie eine ganze Legion in die Flucht schlagen

schlagen konnte; „hierauf,“ sagt Wolfii, „bezieht sich ausdrücklich Herodot an einer andern Stelle, wo er erzählt, wie ein großes Kriegsheer Scythen durch das Geschrey eines Esels in ein panisches Schrecken gesezt wurde und davon lief. Ein grundgelehrter Philolog vermutet daher, die Ehrfurcht, die wir vor den Schreyern haben, sey uns von unsern Scythischen Vorfahren angeerbt. Natürlich mußte, bei jener allgemeinen Furcht, die Schwierigkeit seine Meinung von den Schreyern öffentlich zu sagen immer größer werden. Man hielt es nicht mehr für rathsam, das erste Hieroglyph, weil es einer Abbildung zu nahe kam, länger zu gebrauchen, und es wurden andre, die mystischer und vorsichtiger waren, ausgedacht. So hat Diodorus nicht das Herz gehabt, von dieser Sache mehr zu sagen, als daß in den Gebirgen des Helikon ein Unkraut wachse; dessen Blüthe einen solchen verwünschten Geruch habe, daß, wer etwas davon einzöge, sogleich vergiftet wäre. Dasselbige erzählt Lucrez:

Est etiam in magnis Heliconis montibus arbos,
Floris odore hominem tetro consueta necare.

Ctesias allein war dreister, weil die Schreyer seines Zeitalters ihn hart mitgenommen hatten, und er sich, auf jede Gefahr, an ihrer ganzen Zunft rächen wollte. Der Schleyer seiner Allegorie ist so durchsichtig, daß es unmöglich ist, ihre Bedeutung zu verfehlen. Denn unter dem Vorwande

einer

einer Beschreibung verschiedener merkwürdiger Thiere in der Gegend von Indien, läßt er folgende merkwürdige Worte fallen: „Man findet," sagt er, „dort unter andern eine Schlange, die keine Zähne hat, und folglich nicht beißen kann; wenn aber ihr Geifer, den sie oft fahren läßt, auf irgend etwas fällt, so ist Verderben und Fäulniß die unmittelbare Folge. Diese Schlangen sollen sich gewöhnlich in den Gebirgen, wo man die Edelgesteine findet, aufhalten."

Der Beruf zu einem Schreyer, behauptet Swift, werde angeboren, und noch keiner habe demselben je entsagt. Sie sollen dem Hanf gleichen, von dem behauptet wird, daß sein Gebrauch, schon im Saamen strangulirend sey. Man erkennt sie früh an dem Instinkt, der sie antreibt, auf die edelsten Menschen, wie die Wespen auf die schönste Früchte Jagd zu machen *). „So wird, immer der König, wann er ausreitet der kothigste von der Gesellschaft, und die am nächsten sich an ihn drängen, beklattern ihn am ärgsten."

Ich

*) Young hat diesen Gedanken in Verse gebracht:

for as by depredation wasps proclaim
the fairest fruits, so these the fairest fame.

Digitized by Google

Ich habe mich bey diesen Auszügen etwas länger aufgehalten, damit ich jezt um soviel zuversichtlicher den Leser fragen könnte: Ob sich in denselben nicht ein Eifer, eine Art von Grimm sehen lasse, der empfangene persönliche Beleidigungen, und einen nicht geringen Grad der Empfindlichkeit dagegen voraussezt? Man kan beynahe nicht anders schließen. Und doch ist die historische Kritik so sehr dawider, daß sich gegen sie der Schluß nicht wohl vertheidigen läßt.

Swift konnte, sowohl da er den Tritical Essay schrieb, als da er das Mährchen von der Tonne herausgab, noch keine öffentliche Beleidigungen empfangen haben, es müßte denn wegen der anonymen Abhandlung über die Streitigkeiten zu Rom und zu Athen gewesen seyn, die einzige Schrift, die er bisher bekant gemacht hatte, und deren Verfasser zu errathen, man sich lange vergeblich anstrengte. Aber sein Gönner und Freund, der treffliche Sir William Temple, dessen nachgelassene Werke Swift herausgab, hatte von den Schreyern viel erdulden müssen. Daß er zum Theil diesen rächen wollte, ist gewiß; aber sein Eifer hatte doch noch einen tiefern Grund, einen Grund, worin der ganze Charakter dieses edlen Mannes gewurzelt war. Hic depositum est, steht auf seinem Grabe, Corpus Ionathan Swift... ubi saeua indignatio ulterius cor lacerare nequit. Abi, viator, et imitare,

tare, si poteris, strenuum pro virili libertatis vindicatorem. *)

Er selbst hatte diese Grabschrift aufgesezt, und verordnete in seinem lezten Willen, daß die Lettern groß, tief eingegraben, und stark vergoldet werden sollten.

Wer unter uns, hat das Recht zu fodern, daß dereinst eine solche Decke über sein Gebein geworfen werde? . . . . . Es ist Zeit, daß ich abbreche, und zu meinem Gegenstande — der Meditation über einen Besenstiel zurückkehre.

Dieser Aufsaz ist Swiften aus der Ursache sehr übel genommen worden, weil er offenbar in Beziehung auf die Meditationen des berühmten Robert Boyle geschrieben ist. Man sah ihn als eine Parodie an, die allein zur Absicht hätte, jenen würdigen Mann lächerlich zu machen. Gewiß hat Swift allen, die ihn über die Sache fragten, erzählt, wie es damit zugegangen war; aber ruchbar ist es nie geworden. Fünf und achtzig Jahre nach der Entstehung dieses Aufsazes giebt uns Thomas Scheridan darüber folgende, aus einer sichern Quelle geschöpfte, Nachricht.

Swift,

*) Hier ruhet der Leichnam Jonathans Swift, wo bitterer Unwille nicht mehr sein Herz zerreißen wird. Gehe, Wanderer, und ahme, wenn du kanst, dem aus allen seinen Kräften für die Freyheit eifernden Manne nach.

Digitized by Google

Swift, der bald nach Sir William Temple's Tode, mit Lord Berkeley, als Kapelan und Sekretair nach Irland gieng, und darauf eine Präbende zu Laracor erhielt, blieb ein beständiger Verehrer und Freund der Gemahlin seines zweydeutigen Gönners, und pflegte zu London, wohin er jährlich eine Reise that, und wo sich nun auch die Berkeleysche Familie wieder aufhielt, in diesem Hause seine alten Kapelandienste zu verrichten, und der Gräfin öfter aus einem Buche, welches nach ihrem Geschmak war, vorzulesen. Ein solches Buch für sie war im Jahre 1703, Boyle's Meditationes, und sie wünschte sehr, daß Swift es ganz mit ihr durchgehen mögte. Dieser konnte durchaus nicht denselben Geschmak an dem Werke finden; er plagte sich eine Zeitlang; endlich gab ihm der Ueberdruß einen Schwank ein, der ihn von dieser unerträglichen Arbeit auf eine gute Weise unfehlbar befreyen mußte: er schrieb seine Betrachtung über einen Besenstiel; verschafte sich heimlich das Buch der Gräfin, um seinen Aufsaz hinein zu heften, und sorgte, daß es unbemerkt wieder an seinen Plaz kam. Da ihn nun bey seinem nächsten Besuche die Gräfin bat, in den Meditationen weiter zu lesen, nahm er sich dabey, wie gewöhnlich, schlug mit dem größten Ernst das Buch auf, und las die Ueberschrift: „Meditation über einen Besenstiel. Lady Berkeley stuzte über den seltsamen Titel, und wiederholte etwas verwun-

wundert: Eine Meditation über einen Besenstiel? Das ist ja ein sonderbarer Gegenstand! Doch es ist nicht zu sagen, was dieser bewundernswürdige Mann für nüzliche und lehrreiche Bemerkungen über die geringsten, und dem Anscheine nach, trivialsten Dinge zu machen weis. Lassen Sie uns doch hören, was er sagt.

Swift sezte sich nun in die Fassung einer unerschütterlichen Gravität, und in demselben feyerlichen Tone, worin er die vorigen Betrachtungen abgelesen hatte, las er, wie folgt:

„Diesen kahlen Stock, den ihr nun unrühmlich in jenem verlassenen Winkel liegen seht, den sah ich ehemals in einem blühenden Zustande den Wald verschönern: er war voll Saft, voll Blätter, voll Zweige; da jezt die geschäftige Kunst des Menschen umsonst der Natur nacheifert, indem sie jenes Bündel verdorrter Reiser an seinen saftlosen Stam befestiget. Er ist höchstens nur noch umgekehrt, was er war; ein Baum, das unterste zu oben, die Zweige nach der Erde gekehrt, und die Wurzel in der Luft. Jede schmuzige Hand greift ihn an, um ihn zu einer knechtischen Arbeit zu führen; und durch eine Art von Eigensinn des Schicksals wird er bestimmt, andre Dinge rein zu machen, und selbst immer schmuzig zu seyn. Endlich, in den Händen der Dienstmägde abgenuzt bis auf den Stumpf, wird er entweder auf die Gasse geworfen, oder man zieht noch diesen lezten Vortheil von ihm,

daß

daß man ihn zum Feuer anmachen braucht. Wenn ich dies betrachte, preßt sich ein Seufzer aus meiner Brust, und ich sage zu mir selbst: Wahrlich, der Mensch auf Erden ist ein Besenstiel! Die Natur sendet ihn gesund und kraftvoll in die Welt; er stehet da in einem blühenden Zustande, das Haupt bedeckt mit Haaren dieser eigentlichen Zweigen unserer mit Vernunft begabten Pflanze, bis das Beil der Unmäßigkeit seine grünende Aeste ausgehauen hat, und er nun da steht, ein verdorrter Stam: dann nimt er seine Zuflucht zu der Kunst, und sezt sich eine Perüke auf, stolz auf einen unnatürlichen Busch Haare, ganz bedeckt mit einem Staube, den sein Haupt nicht hervor brachte. Und nun, wenn hier unser Besenstiel auftreten und sich brüsten wollte mit seinem Birkenraube voll Unrath, sey dieser Unrath auch Kehrsel aus dem Zimmer der schönsten Dame, würden wir ihn nicht lächerlich finden, und seiner Eitelkeit spotten? Was sind wir doch für parthenische Richter über unsere eigene Vortreflichkeiten, und anderer Leute Fehler!“

„Aber ein Besenstiel, antwortet ihr vielleicht, ist ja das Ebenbild eines Baumes, welcher auf dem Kopfe steht. Gut; ist der Mensch denn etwas anders als ein Burzelbaum Gemächte? Seine thierischen Kräfte regieren die vernünftigen; seine Ferse ruhen, und den Kopf schleppt er auf der Erde. Und dennoch, mit allen seinen Gebrechen

wirft

wirft er sich als einen allgemeinen Verbesserer und Wiederhersteller auf; er will alle Mißbräuche abschaffen, alle Beschwerden auf die Seite räumen, sucht, sammelt und scharrt Unrath zusammen aus allen Winkeln der Natur, zieht verborgene Schändlichkeiten an das Licht, erregt einen ungeheuren Staub, wo dergleichen nie vorhin gesehen wurde, und steckt tief in allen denen Verderbnissen, die er wegzufegen sich das Ansehen giebt. Seine lezten Tage bringt er in der Knechtschaft von Weibern, und gewöhnlich der schlechtesten zu, bis er abgenuzt bis auf den Stumpf, wie sein Bruder Besen, entweder auf die Gasse geworfen, oder zum Anzünden eines Feuers, woran andre sich wärmen, gebraucht wird.*

* * *

* Lady Berkeley war für ihren Lieblingsschriftsteller so eingenommen, daß sie nicht allein während dieser Vorlesung ohne allen Verdacht blieb, sondern mehrmals ihre Bewunderung zu erkennen gab, wie dieser außerordentliche Mann solche schöne moralische Bemerkungen über einen solchen unbedeutenden Gegenstand zu machen wisse. Es mag Swiften Mühe genug gekostet haben, nicht die Fassung zu verlieren; er behielt sie aber so vollkommen, daß in der Gräfin auch nicht die entfernteste Ahndung von dem Streiche, den er ihr gespielt hatte, tage ward. Bald darauf wurde Gesellschaft angemeldet,

und

und Swift, der voraus sah, was geschehen würde, machte sich unter dem Vorwande eines Geschäfts bey Seite. Lady Berkeley, voll von den Gedanken der Vorlesung, brachte gleich die Rede auf die unvergleichlichen Meditationen des Boyle, die sie bis in den Himmel erhob. Aber so eben, fügte sie hinzu, las mir der Doctor eine vor, die mich mehr als die andern alle in Erstaunen gesetzt hat. Einer aus der Gesellschaft fragte, von welcher Meditation die Rede sey? Sie antwortete, in der Unschuld ihres Herzens: ich meine die vortrefliche Meditation über einen Besenstiel. Die von der Gesellschaft sahen sich einander etwas verwundert an, und hatten Mühe, das Lachen zu verbeißen. Alle versicherten, sie hätten von einer solchen Meditation noch nie gehört. Auf mein Wort! sagte die Gräfin. Da liegt das Buch; schlagen Sie auf, und überzeugen Sie sich. Das Buch wurde aufgeschlagen, und man fand wirklich die Meditation, aber von Swifts Handschrift. Nun brach ein allgemeines Gelächter aus; und die Gräfin, da die erste Bestürzung vorüber war, lachte mit. Was der Schalk, sagte sie, mir da für einen häßlichen Streich gespielt hat! Aber er kann nun einmal nicht anders, er muß seiner Laune den Zügel schießen lassen. So gieng diese Sache auf eine gute und fröliche Weise zu Ende, und Swift wurde nie wieder gebeten, aus den Meditationen vorzulesen.

F. H. Jacobi.

3.

Fragment aus dem Trauerspiele: Das heimliche Gericht.*)

Vierter Aufzug.

Erster Auftritt.

Der Erzbischof, der Truchseß, Dietrich von Arlheim, zwei andre Richter.

(Der Schauplatz ist wie zu Ende des zweiten Aufzugs; nur sehr die Erhöhung im Hintergrunde, und hin und wieder brennen Kerzen. Auch ist der runde Tisch, um welchen die Richter schon sitzen, wie der Vorhang aufgezogen wird, unbedeckt. Sie sind vermummt. Hinter ihnen stehen drei Freikrohnen ebenfalls vermummt.)

Erzbischof. Das Gericht ist versammelt; die Zahl der Wissenden gerecht. Saget an, was an diesem

*) Da die folgenden Szenen bloß episodisch sind, und mit der Fabel der Stücks, von welchem die zwei ersten Akte im fünften und sechsten Heft der Thalia zu finden sind, in keiner so engen Verbindung stehen, daß sie für die Leser dieses Journals, die jenes etwa nicht kennen, unverständlich werden könten; so ist es auch überflüßig, von der Handlung der vorhergehenden drei Akte hier einen Auszug zu geben. Jedoch kan ich nicht unterlassen zu wünschen, daß die Leser dieser Szenen mit den bereits gedruckten und mit der dort angelegten Karakte-

diesem Tage der Rache und des Rechtes sie beschäftigen soll.

Arlheim. Bernhard Schott, der Kölner Kaufmann, erscheint heute vor dem Freistule auf geziemende Ladung.

Erzbischof. Wo und wer ist sein Kläger?

Arlheim. Sein Kläger ist Hermann von Lindenhorst. Die Klage lautet: daß er vom Christenglauben in Unglauben verfallen sei, Kezerei und Irlehre durch das Land verbreite.

Erzbischof. Also ist dem Kläger der Rechtstag nicht angesagt worden.

Arlheim. Nein ihm bleibt es ewig verborgen, wie das Gericht über Kezerei richtet. Der Beklagte ist würdig erkant zu büßen, wie Bruder Augustin.

Erzbischof (zu den Freifrohnen.) Führet den Beklagten vor. (Sie gehen ab.) Die Meinungen dieser ächten rechten Brüder sind also gesammelt und einstimmig?

Arl.

rakteristik einiger hier vorkommenden Personen vorläufig bekant sein mögten. Von dem Umstand, daß die Fehmgerichte mit den geistlichen Inquisitoren konkurrirt haben und deshalb von diesen gehaßt und verfolgt worden sind, trift man deutliche Spuren in den Schriftstellern, die diese Antiquität der deutschen Rechte behandelt haben.

Arlheim. Sie sind es. Aber bevor über Bernhard Schett das freie Ding beginne, wisset, daß die Dominikanerbrüder Cölestin und Berengar die geistliche Inquisition über ihn beschlossen haben. Noch steht zu überlegen, ob wir es wagen, ihnen die Leute zu entreißen. Eurer Entscheidung stellen es die ächten rechten Brüder anheim.

Erzbischof. Habt ihr an der gezweifelt? — Ihre Schrecken, vom Himmel gelehnt, werden späterhin die unsern verdrängen. Aber eben darum lasset uns jezt unsrer Macht uns erfreuen; daß einst aus den lezten Funken des heiligen Feuers in der allgemeinen Nacht ein neues Licht sich entzünde! — Wir wagen jezt nichts, und das freie Ding beginne ungehindert.

Arlheim. Das haben die Brüder erwartet.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen, Bernhard Schett, mit verbundnen Augen hereingeführet von den Freifrohnen. Sie nehmen ihm die Binde ab. Ein kurzes Stillschweigen, während dessen er scheu und verwundert um sich blickt.

Ein Freifrohn. Euch ist bang und weh. Erholet euch; ihr dürft euch hier niederlassen.

Bernhard. Ich dank euch; noch kann ich stehen. (die Freifrohnen treten ab.)

Erz-

Er. Erzbischof (aufstehend.) Hebet an. (sie stehen alle auf, jeder zieht einen Dolch aus einer Scheide, die er umgehängt trägt, und fährt damit nach den vier Weltgegenden aus, dann legen sie ihre Dolche kreuzweise über einander, und setzen sich nieder.)

Arlheim. Bernhard Schott, diese Dolche sind gegen Euern Kläger gewizt, falls er wissentlich gelogen. Von euch erwarten wir Warheit. Sie wird euch nicht retten, aber ihr stehet vor ihren geschwornen Rächern.

Bernhard. Warheit verspreche ich euch. Sie ist mein Gewerb und mein Verbrechen. Ist Warheit die Seele euers Gerichts, ist eure Mutter die allumfassende Göttin, die ich kenne, in deren Armen ich mit Millionen andrer Geister ruhe — so wäre diese furchtbare Hölle meine Freistatt, wenn ich einst der Verfolgung müde werden könte.

Arlheim. Vergeßt nicht, daß ihr hier seid, euch euers Leibs und eurer Ehre zu verantworten. Das Verbrechen, dessen ihr angeklagt worden, heißt Unglaube und Kezerei.

Bernhard. Ehrwürdige Männer, ich bin kein Kezer. Es gilt mir eins, wie man glaube, was ich nicht glaube. Mein Leben nehme, wer dem Kampfe seines Glaubens mit meiner Ueberzeugung mißtraut. Für meine Ehre fürcht' ich nicht, so lang ich schuldig befunden werde.

Arlheim. Laßt uns die Meinungen denn hören, auf welche ihr so stolz seid.

Bernhard. Das müßt ihr freilich, denn ihr sizt hier zwischen mir und meinem Zeitalter zu richten. — Das Loos meines Lebens war nach Gold zu jagen, und Warheit zu erhalten; der Handel führte mich früh in entlegne Theile der Welt. Wo ich auch war, erkante ich hinter den buntesten Mummereien das sonderbare, sich immer gleiche Geschöpf: den Menschen. Ueberall hatte die Menschheit, sich selbst zur Last geworden, außer sich Wesen gesucht, die von ihr nicht gefunden sein wollen. Ueberall sah ich ihre seltsamen Kämpfe gegen den luftigen aber undurchdringlichen Schleier, der die Geisterwelt von ihr trennt. Im kindischen Bestreben zwischen dieser und sich eine Gemeinschaft zu stiften, zieht sie ihre schönsten Kräfte auf. Ich vergebe ihr den Stolz ein Geschlecht kennen zu wollen, von dem sie vielleicht ohne Grund voraussezt, daß es sie kenne. Nur mußte sie die zu entbehren nie verlernen, die ihrer nie bedürfen. Sie mußte sich frei von diesem Geschlecht erhalten, das sie zur Sklavin nicht will. Aber sie ward der schönen Freiheit überdrüßig. Sklaverei und keine Herschaft — so findet der Wanderer, wo sein Fuß hintritt, das verworrne Schicksal der Menschen. Ueberall hört er sie mit selbst angelegten Ketten rasseln: freiwillige Knechte, an denen ihre geträumte Tirannen keine Rechte

aus-

mordeten. Die Furchtbaren unter ihnen fallen über ihre herrenlose Mitstirnen, und drücken sie mit der verdoppelten Lastthier eigenen Kraft zu Boden. — Vertrieben aus dem Garten der Natur hat das gefallene Paar seiner Blöße sich schämen gelernt, und ein Gewand erfunden, sie zu bedecken. Ueberall verbirgt dieses Gewand die schöne Menschheit; doch hat es Geschlechter gegeben, die es leicht und frei zu tragen wußten, es erhöhte den Glanz und die Freude ihrer festlichen Tage; es schmiegte sich täuschend an die Umrisse, die es bedeckte, und der holde Betrug versüßte diesen Glücklichen des Lebens magre Mahlzeit. Der strengere Mann mißgönnte der jungen Menschheit die fröhlichen Spiele nicht; er nahm selbst Theil daran, ihre Täuschung nicht zu stören. Aber wehe den dummen Barbaren, die mit gewaltsamen Sprüngen die zarten lustigen Reihen zerrissen! In Qual und Raserei ging der Taumel der kindischen Ergözlichkeit über; ein drückender eiserner Panzer ward durch sie der weiche Schleier, und das unglückliche Geschlecht schleicht jezt in seiner Entkräftung umher, jede freie Bewegung gehemmt, niedergedrückt jeder kühne Schwung der Glieder. Männer des strengen Rechts! Freiheit hieß das schöne Verhängniß der Menschen. War es ein Gesetz dieses Verhängnisses ihnen zu groß zu werden, mußten sie unter ihre Bestimmung sinken, o so ist es gewiß dem Lauf der Zeit aufbehalten sie wieder zu dieser hinauf-

aufzuhalten! die langsame, doch sichere Hand der Zeit besser, auf das Rad am Gehelf, an den stockenden Rädern, an den zerbrochnen Triebfedern ihres Geschäfts. Schätzet nun auf eurer Wage das Verbrechen dessen, der dem trägen Gang dieser Künstlerin vorauseilte, das Geheimniß ihrer verborgnen Werkstatt zu früh verrieth.

Arlheim. Wähnet nicht uns befriedigt zu haben. Wir wissen jetzt nur was ihr nicht glaubt —

Bernhard. Seid ihr bestellt über den Gesetzen der Kirche zu halten, so wißt ihr alles, womit ich diese verletze. Mein Unglauben ist mein Verbrechen; er berechtigt euch zu fragen, und verbindet mich zu antworten. Was ihr weiter fordert, ist mein Eigenthum; über das kenn' ich eure Rechte nicht. Eine arabische Horde, in deren Gefangenschaft ich einst gerieth, lehrte mich meinen Glauben. Ein andrer lerne den seinen von dem Wurm, der vor seinen Füßen kriecht. Hat er seine Frucht, wie ich die meinige, von dem Baum der Freiheit gebrochen; so zerstört keiner von uns des andern Genuß, und wir schöpfen beide ferner Leben und Mut unter des Baumes Schatten.

Arlheim. So wenig haltet ihr selbst auf eure Ueberzeugung? Ihr schleift das ehrwürdige Gebäude, in welchem ihr eure Brüder versammelt fandet.

findet. Zeiget einen Riß zu dem beſſeren, daß Ihr ihnen an deſſen Stelle aufrichtet.

Bernhard. Stürzt das Gebäude neben ihnen ein, ſo bleibt der ſchöne freie Himmel über ihnen, der nimmer einſtürzt. Ein jeder flechte ſich aus Strauch und Laub ſeine eigne Hütte zuſammen, die ihn vor böſen Stürmen ſchütze. Meine Hand wird für meine Brüder keinen Kerker mehr errichten.

Arlheim. Ihr beecht euch ſelbſt den Stab. Habt ihr nichts vorzubringen, daß eure Schuld vermindre? Habt ihr wenigſtens dieſe ſchrecklichen Sätze nicht in euren Buſen verſchloſſen? den unerlaubten Genuß dieſer frechen Ungebundenheit für euch allein behalten?

Bernhard. Brechet getroſt den Stab, ich habe das nicht gethan. Fern war von mir der ſchändliche Geiz, allein glücklich zu ſein. Die Schätze, die ich gefunden, machen den Finder reicher, je mehrere ſie mit ihm theilen.

Arlheim. Ihr ſuchtet alſo eure Lehre unter den Menſchen zu verbreiten? Ihr hättet die ganze Welt von einer Meinung zu überzeugen gewünſcht?

Bernhard. Es war mein Wunſch und meine Arbeit.

Arlheim. Euer Gewissen muß ist schrecklich. Nicht zufrieden, für euch zu irren, habt ihr auch unglücklichen Brüder hinab in eure Verdamniß gezogen. Doppelte Missethat hat das Gericht an euch zu strafen.

Bernhard. Ich läugne sie nicht, und das Gericht strafe. Macht es schnell mit mir. Mein Tod versiegle die Wahrheit für meine Schüler.

Arlheim. Dies ist eure letzte Hofnung? Es stürzt dann der elende Trost dahin. Dunkeln und verborgenen Tod kan das Gericht über euch sprechen.

Bernhard. (stampfend) Ha, das ist grausam — und klug sind sie dahinter gekommen, daß die Vernunft ihre lezten Waffen — von ihnen borgt?

Erzbischof (klopft mit einem Hammer auf den Tisch; die Freisprechen treten herein.) Tretet ab, Bernhard Schott, bis euer Urtheil gesprochen ist. (Er wird abgeführt.)

Dritter Auftritt.

Die Richter allein.

Erzbischof. Ihr habt ihn gehört. Ist einer unter euch, der seine Stimme zurücknimt; so steh' er auf und rede.

Rupprecht. (aufstehend.) Das Gericht erinnere sich des Benehmens Augustins. Seine Reden lauteten anders. Dieser Mensch kan dem Orden gefährlich werden wie er es der Welt war.

Arlheim. Löblich ist eure Sorge für die Sicherheit des Ordens. Freilich hatte Bruder Augustin nach einigen glücklichen Scharmützeln auf seine leichterworbne Lorbeern sich schlafen gelegt. Dieser hat einen verheerenden Sieg über die Meinungen der Welt errungen. Doch in den Netzen der verborgnen Weisheit fangen wir diese freie Seele; und ihre Flügel sind gelähmt, wenn sie ohne uns fliegen will.

Erzbischof. Auch wird er es nicht wollen, denn er wird begreifen, daß ausser den Grenzen unsers Reviers seines Fluges bald ein Ende sein würde.

Arlheim. Und die unsichtbaren Grenzen sind ja auch Freiheit. (Der Templer setzt sich schweigend nieder. Der Erzbischof klopft; die Beisitzenden führen den Beklagten herein, und treten sogleich wieder ab.)

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Bernhard Schott.

Erzbischof. Bernhard Schott, euer Urtheil ist gesprochen. Tretet hieher es zu vernehmen. Zuvor aber müßt ihr meine Fragen beantworten.

Bern-

Bernhard. Ich mein Urtheil gesprochen, und muß ich noch antworten?

Erzbischof. Ihr müßt, eurer Wahrheit zu Ehren. — Der dunkle verborgne Tod ist über euch nicht erkannt. Ihr gäbet Grausamkeit dem Gerichte Schuld, wenn es euch so sterben ließe. Und wenn es euch so leben läßt — würdet ihr es für Gnade erkennen?

Bernhard. Nein.

Erzbischof. Wenn das Gericht dem Leben, das es euch schenkte, das Gesetz der dunkeln Verborgenheit auferegte — würdet ihr es nicht mit Dankbarkeit annehmen?

Bernhard. Ja, wenn es in des Gerichtes Macht stünde, das Gesetz erfüllen zu lassen. Könnt ihr denn Tod zur Bedingung des Lebens machen? der Allmacht wirkt im kleinen Keime Höhe, und das Ende seines Daseins macht eine Stockung in dem Kreise, den er mußte. Eine Gottheit konte vielleicht dem Meer des geistigen Daseins seine Tropfen zuzählen, aber dem Tropfen, den sie hineinwarf, kan die Macht keiner Gottheit verbieten, auf seinen Ozean zu wirken. Bannt mich in eine Wüste, die nie ein menschliches Fuß betrat. Mein fortdauerndes Leben wird durch die stille Leere strömen, und sich vielleicht über Jahrtausende späten Ankömlingen noch offenbaren. Ich will

will euch nicht täuschen. Ich bin gefährlich, so lang ich bin.

Erzbischof. Also — keine Rettung mehr für euch? Höret dann euer Verbrechen und euer Urtheil! — —

Ihr habt es freiwillig, unbefragt gestanden, daß durch euch die Geheimnisse der verborgnen Werkstatt der Zeit zu früh verrathen worden; dafür legen euch ihre vertrauten Gehülfen Prüfungen auf, die euch Verschwiegenheit für die Zukunft lehren mögen. —

Bernhard. — Was ist das? — Wo bin ich? schon hinüber gegangen zu einem reinern Leben? — War diese Stimme eine menschliche?

Erzbischof. Thörigter Mann! ihr habt in einem langen verderblichen Irthum gelegen, und für diesen verdient ihr Trost. Jeder Vorgriff, den ihr der Natur thätet, konte die Erfüllung ihrer weisen Plane um Jahrhunderte verzögern! Die schöne Zeit, da sie eine ganze Menschheit in ihre Arme schloß, ist auf ewig vorbei. Vereitelt glücklichen, vollen Genuß ihrer Mutterliebe hat das arme Geschlecht ohne Rückkehr verwirkt. Noch schwebt ihre erhaltende Hand, ungesehen, ungefühlt, über den verlornen Söhnen, und verjüngt sogar sie sich noch auf einmal in ihrer ganzen Kraft. Aber, wehe diesen! wenn sie der hohen Prüfung unterliegen, wenn sie zu schwach

sind,

sind, die unermeßliche Seligkeit in ihrem Busen zu verschließen. Sie rächt die entweihte Gunst an den Verräthern und an den unwürdigen Vertrauten des gefährlichen Geheimnisses. Denen, die sie zu ihrem Dienst erwählt, drückt sie ihren Stempel auf, daß sie sich unter einander erkennen mögen auf dieser weiten Welt. Diese sollen zusammenhalten, und über dem Heerde wachen, wo ihr wohlthätiges Feuer ewig glüht. Kein Punkt in der Zeit war jemals so finster, daß es nicht in irgend einem Winkel der Welt zu glimmen fortgefahren hätte; keine Seelentheuerung war jemals so schrecklich, daß es ihr an Wächtern des heiligen Feuers gemangelt hätte. Aber saget ihr selbst! was verdienen die erkornen Wächter, die seine köstlichen Funken veruntreuen? die sie auf dem kalten Eisboden verstreuen, wo sie im Fallen erlöschen? — Unglücklicher, was habt ihr gethan? Was ist aus den Menschen geworden, die ihr zu bilden wähntet? die Fakel, die ihr ihnen in die Hände gabt, richtet in diesen Händen traurigere Verwüstungen an, als der Feuerbrand des Aberglaubens. Sie war euch allein anvertrauet, in eurer Hand konte ihr weitverbreiteter Schein die unsichern Schritte eurer Brüder leiten. Habt ihr denn nicht, daß ihren blöden Augen nur der matte Widerschein frommte? Seht jetzt vor und hinter euch: was wird aus den Heeren werden, die ihr eure Riesenschritte zu lehren unternahmt?

Eure

Eure Augen sind hell; von diesen hoffe ich, daß sie die schwindende Erscheinung in der Ferne fassen. Seht ihr die Enkel eurer Schüler in der lächerlichen Geschäftigkeit eines ewigen Kettenwechsels sich abmatten? Aus halbgeretteten Brandstellen blickt in die schwarze Nacht ihr letztes trauriges Licht. O seht recht hin! Erkennt die Trümmer eurer Fakel! —

Bernhard. Schonet, schonet meiner! Wenn es wäre? Wenn — kan ich aber dafür, daß ich euch nicht eher fand? Ungetheilt verzehrte die Begeisterung mein Inneres — Und doch! die Wahrheit glaubte ich immer, habe nur Wärme und Licht mit dem gefährlichen Elemente gemein. —

Erzbischof. Ihr irret nicht. Der sie findet, besitzt ein Edelgestein. Aber sie wird ein verächtliches, gefährliches Unding dem, der sie überkömmt. — Wahrheit wollet ihr lehren? Gelernte Wahrheit wird Glauben; und Glauben —

Bernhard. O ich habe gesündiget!

Erzbischof. Und dem leeren Wahne hätet ihr euer Leben geopfert? — das heimliche Gericht begnadigt euch. Ein andres Gericht hat euch schon verdammt. Ausser diesen Felsenmauern erwartet euch der Scheiterhaufen. Schön und rein

fließt

fließt die Quelle eures Lebens. Doch hätte sie bisher ihren Lauf verfehlt; wir erhalten und lenken sie. Ihr stehr von nun an unter dem Schutz des Gerichts. Ihr werdet wieder vor uns erscheinen, und nicht mehr als Verbrecher. Doch für die Welt seid ihr dahin! Ihr seid ganz und ewig getrennt von euerm Vaterlande, euerm Namen, euern Freunden, euern Verwandten; ganz und ewig entkleidet eures bisherigen irdischen Daseins. Der Tod kan euch nicht mehr nehmen, als dieses Leben euch nimt. Das Geheimniß eures Lebens haben nur wir, und es bleibt in dem innern Heiligthum unsers Bundes verschlossen. Also noch einmal: nehmt ihr euer Leben unter dem Gesetz der dunkeln Verborgenheit aus unsern Händen an?

Bernhard. Leben und Tod aus euern Händen — —

Erzbischof. Es ist genug! Und es wird auch nicht bezweifelt werden, daß ihr diesen Glauben an uns aus diesem Tumult eurer Seele gerettet habt. — (Auf das Klatschen des Aeltesten erscheinen die Freifrohnen.)

Ein Vermummter. Er ist verfehmt. Liefert ihn in die Hände des Rächers. (Bernhards Schwert wird von den Freifrohnen abgeführt.)

4.

Kriminalanekdoten.

I.

Was man nicht oft genug (und wenn man es alltäglich thäte) Kriminalrichtern zurufen kan, ist: „Bedenkt, daß ihr nur trügliche Menschen seid, und über Menschenleben richtet! daß Schuld und Unschuld oft in einerlei Gewande vor euch erscheinen; und daß manches, was euch Gewißheit dünkt, nichts desto minder nur ein Anschein ist!“ — Wie sehr dem überwiesendsten Verbrecher dennoch ein Unrecht geschehn, wie sogar das ungeheucheltste Selbstgeständniß sich irren könne, davon wird man ein Beispiel, das auffallend ist, in folgender Begebenheit *) finden.

Zu Herzogenbusch pflegte man (wie auch in andern Niederländischen Städten und Festungen sitzlich ist) der Besatzung, wenn sie ihre sogenanten großen jährlichen Exerzizien gemacht hatte, einige Freiabende einzuräumen, an welchen

*) Ich hoffe, sie ist noch ungedrukt. Solte sie anders wo schon stehen, so verzeihe man mir diese Unwissenheit. Ich verdanke sie einer sehr guten, mündlichen Quelle.

Digitized by Google

welchen sie nach eignem Belieben durch Singen, Spielen, Tanzen und Zechen von ihrer Arbeit sich erholen durfte. Die Absicht war gut, aber der Erfolg war es nicht immer. Das lebhafte Blut dieser Krieger verwandelte nicht selten jene Stunden der Freude in Auftritte, die nur allzuernstlich für manchen Einzelnen wurden. Denn fast nie vergieng ein solcher Abend ohne Händel; fast nie, wären des andern Tags alle Stirnen so ganz, alle Körper so unverwundet, als sie es vier und zwanzig Stunden früher gewesen waren. Einst, vor sechszehn oder siebenzehn Jahren ohngefähr, als auch dies tragisch-komische Fest wieder gefeiert worden war, fand man in den Mitternachtsstunden, ohnweit von einem Gasthause, einen Grenadier in seinem Blute schwimmend. Eine tödtliche Wunde am Hinterhaupte hatte ihn hingestreckt, und schon entseelt. Auf ihm lag einer seiner Mitkameraden, mit welchem er schon eine geraume Zeit in Unfrieden gelebt hatte, und der durch seine wütende Miene, durch den gezogenen Säbel, und durch den Ort, wo man ihn fand, sich augenscheinlich als den Mörder angab; der aber auch, des Weines übervoll, auf dem Leichnam so sanft, als auf dem weichesten Sofa, schlief. Man hob ihn auf, und brachte ihn, gleichfalls einem Todten ähnlicher als einem Lebenden, in Arrest, wo er nach einigen Stunden sein Bewußtsein wieder erhielt, und beim Erwachen nicht wenig staunte, daß er sich hier erblicken müsse.

Er

Er erschrack noch mehr, als er vernahm, was er angestellt habe; aber er wagte nicht, auch mit einer Silbe nur, die That selbst abzuläugnen; sogar auf keinen ungefähren Zufall, auf keine Nothwehr, oder sonst etwas suchte er sie zu schieben. Sein Geständniß lautete vielmehr also: „Er erinnere sich, leider, nur allzuwohl, daß er im Taumel des gestrigen Rausches sich abermals heftig mit seinem Kameraden überworfen habe: erinnere sich, daß dieser, ebenfalls berauscht, vor ihm aufgestanden und weggegangen sei; daß er ihn aber wüthend, mit gezognem Säbel, und mit dem festen Entschluß des Mordes verfolgt habe. Nun müsse er zwar gestehn, so wie er vor die Hausthüre gekommen, sei er von der äussern Luft so rasch angefallen worden, daß er von diesem Augenblick an auch keine Silbe mehr von sich wisse. Doch, was er gethan, wozu Zank und Trunk ihn verleitet hätten, das sähe er jetzt nur allzudeutlich; bäte auch um nichts, als um eine etwas gnädigere Strafe, weil sein Rausch doch einen großen Theil seines strafbaren Vorsatzes wegnähme.“

Alles, was seine Richter auf eine solche Aussage thun zu können glaubten, war: daß sie die Todesstrafe des Rades in Erschießung verwandelten. Der Inquisit selbst dankte ihnen für die Milde, und bereitete sich zu seinem Ende, so gut er konte. Am anberaumten Tage ward er hinausgeführt, und in den Kreis gebracht; vom Priester einge-

Digitized by Google

segnet, kniete er bereits nieder; man verband ihm, nach gewöhnlicher Art die Augen: die sechs Mann, die auf ihn feuern solten, standen schon zum Anschlage bereit, und der Offizier, der das tödtliche Zeichen geben mußte, grif so eben nach dem weißen Schnupftuch, als ein Soldat, der im ersten Gliede von jenen sechs Beorderten stand, plötzlich sein Gewehr wegwarf, seinem Nachbar zur Rechten und zur Linken gleichfals ihre Flinten aus den Händen schlug, und laut rief: „Ich halte es länger nicht aus. Ich — ich bin der Mörder! dieser ist unschuldig.“

Ein allgemeines Erstaunen bemächtigte sich der Zuschauer. Keiner, und am allerwenigsten der Verurtheilte, konte die Möglichkeit dieser Selbstanklage begreifen. Alles war ja eingestanden; alles so klar und deutlich! — Da indeß jener Grenadier fest auf seiner Rede bestand; da er versicherte: daß bei einem ordentlichen Verhör sich alles aufklären würde, so schob man natürlich die Vollstreckung des Todesurtheils auf, und führte beide Soldaten zurück in den Verhaft. Die Aussage des Leztern erfüllte auch dann zu aller Verwunderung treulich, was er versprochen hatte.

„Er sei,“ gestand er, „nicht nur Mörder, sondern sogar nüchterner Mörder gewesen, der nach dem kältesten überdachtesten Plan gehandelt habe. Schon seit zwölf Jahren wäre er in Geheim-

Digitized by Google

des Erschlagnen Todfeind gewesen, und habe ihm oft genug bei sich den gewissen Untergang geschworen: Nur über die Mittel hätte er nicht einig werden können. Ihn vorwärts, und in ofnem Streite anzugreifen, dazu habe er sich zu schwach und freigestanden, auch zu verzagt gefühlt; an andrer Gelegenheit ihm unbemerkt beizukommen, hätte es ihm immer gemangelt. Endlich sei ihm eingefallen: Ob er nicht vielleicht seinen Gegner bei der lezten Schmauserei zu einen Gezänke mit andern reizen, und so den Verdacht des vorhabenden Mords auf einen Unschuldigen wälzen könne? Dies sei ihm vollkommen gelungen. Durch ihn aufgehetzt, haben der Inquisit und jener einen Wortwechsel zusammen angefangen; wie der Zank im vollsten Gange gewesen, habe er sich fortgemacht, und draußen aufgepaßt. Bald darauf sei sein Feind bei ihm vorbeigewankt; von niemanden bemerkt, habe er den tödtlichen Streich auf ihn geführt, und kaum sei er davon ohne Schrei und Laut zu Boden gesunken, so wäre der zweite sinnlos nachgetaumelt, habe über den Leichnam gestrauchelt, und — das rükständige wisse man schon. Alles habe er nachher seinen ordentlichen Lauf nehmen lassen. Doch, daß er, durch ein Ohngefähr dazu befehlicht, auf eben denjenigen feuern sollen, den er ins Unglück gestürzt, und der sogar sich selbst für schuldig gehalten — dies habe allzustark ihn angegriffen. Sein Gewissen sei erwacht, und er

begehre

begehre nun seine Strafe.“ Die er wenige Tage darauf durch das Rad erlitte.

II.

In dem vorstehenden Fall hatte sich ein Unschuldiger mit der vollsten Ueberzeugung als strafbar angeklagt: daß ein Strafbarer gegen sein Gefühl für unschuldig sich ausgiebt, das ist freilich ein Fall, der natürlicher und daher auch öfter vorhanden ist. Daß er aber dann, wenn er schon völlig die Gefahr überstiegen, sich wieder freiwillig dem Richter entdeckt; sein künstliches Gewebe ohne Noth und mit Vorsaz zernichtet; das ist doch wieder nicht sogar oft da, und bewährt zugleich die Macht des Gewissens, selbst bei solchen Bösewichtern, die keines mehr zu haben scheinen. Nicht ausserordentlich daher, aber doch nicht nuzlos, dünkt mir die Geschichte eines Uebelthäters, den ich selbst in meiner Jugend seine (vielleicht sehr scharfe) Strafe leiden sah.

Ein Bauerpursche von ohngefähr zwanzig Jahren auf einem Dorfe in der O. L. verliebte sich in eine junge und ziemlich begüterte Witwe; warb um sie, und erhielt abschlägliche Antwort. Er that, was er nur konte, um sich ihr annehmlich zu machen; als nichts anschlagen wollte, drohte er endlich: „Ihre Weigerung solle sie gereuen; soll sie um Haab und Hof bringen, wofern sie sich nicht noch

Digitized by Google

noch anders besann. Doch sie achtete nicht drauf, und heurathete einen andern, der ihr besser gefiel. — Wenige Tage nach dieser Hochzeit stand eines Morgens ihr Bauerngut in heller lichter Flamme, und verbrante bis auf den Boden beinahe. Es fanden sich die allerdeutlichsten Spuren, daß dies Feuer angelegt worden sei; und der Verdacht davon fiel sehr begreiflich auf jenen unglücklichen Freiwerber. Er ward sogleich verhaftet, nach B** gebracht und verhört. Aber auch bei der allersorgfältigsten Untersuchung konte man, außer dem schon angeführten Drohworten keinen weitern Grund zum Argwohn gegen ihn aufbringen; vielmehr ergab sich ein Umstand, der sehr zu seinen Gunsten sprach. Das Feuer auf der Bäuerin Gute war, wie bereits erwähnt, des Morgens, und zwar an einem Sontags Morgen ausgebrochen; an eben diesem Sontag aber hatte der Inquisit in einer vier Meilen fast entlegenen Kirche vor der Frühpredigt gebeichtet und nach ihr das Abendmal empfangen. In eben diesem Dorfe war er schon des Abends vorher befindlich gewesen, und hatte sich zu gehöriger Zeit schlafen gelegt. Ueber alle diese Punkte führte er unumstößliche Beweise. Wolte man ihn auch für ruchlos genug halten, einen solchen Tag, (der für Leute seines Standes zwiefach ehrwürdig zu sein pflegt,) durch eine solche Frevelthat zu schänden; so widersprach doch die Entfernung der Oerter ganz der Möglichkeit einer Selbstanlegung; und von irgend

irgend einer Mitgenossenschaft äusserte sich noch nicht die geringste Spur. Er blieb daher zwar im Verhaft, und seine Sache ward verschleppt. Doch man sah zum voraus, daß er mit einem Schwur loskommen würde.

Während dieses Zwischenraumes, und indem er diese Sentenz erwartete, überfiel ihn eine ziemlich gefährliche Krankheit; um ihn desto besser abzuwarten, brachte man ihn ins Arbeitshaus, das auch zu einer Art von Verpflege gebraucht ward. Hier genoß er, man ließ ihn, absichtlich, noch einige Tage, als er schon wieder herumgieng, hinnen; und wolte ihn erst, wenn er völlig sich erholt habe, in seine erste Haft zurückbringen, als ein neuer Zufall auch fast den lezten Schein des Verdachts von ihm entfernte. — Jene abgebrante Bäuerin hatte ihr Gut von frischem zu bauen angefangen, und war fast damit bis unters Dach gekommen, als abermals ein Feuer bei ihr ausbrach; abermals eines mit der Anlegung sichtlichsten Merkmalen; das aber auch ihr ganzes Gebäude wieder verzehrte, und die Unglückliche völlig an den Bettelstab brachte. — Die Nachricht davon erscholl sogleich in der nahgelegnen Stadt. Man vernahm sie auch im Zucht- und Arbeitshause; und der Inquisit, als sie sein Wärter ihm erzählte, fragte spottend: „Ob er das vielleicht auch gewesen sein solte? Und ob man noch nicht

ein-

Digitized by Google

einsähe, daß die Gutsbesitzerin auch ausser ihm Feinde, und zwar boshaftere haben müsse?"

Allerdings that ihm dies, wenn nicht bei seinen Richtern, doch im Augen des Publikums, ersprießliche Dienste. Man glaubte ganz gewiß, er würde nur ins Gefängniß zurückkommen, um desto förmlicher, desto rechtlicher wieder daraus entlassen zu werden; und höchst wahrscheinlich wäre dies auch geschehn, wäre nicht der unvermutheste Zufall dazwischen gekommen. Denn am nächsten Sonntage hielt der Geistliche, dem die Seelsorge für die Züchtlinge oblag, eine Predigt über die größre Strafbarkeit derjenigen in jener Welt, die in dieser hier ihr Verbrechen verschwiegen oder abläugneten. Muthmaslich fiel ihm hierbei kein Gedanke an unsern Inquisiten ein, denn er hatte mehrere unter seinen Zuhörern, die im Verdacht standen, noch manches auf ihren Herzen behalten zu haben. Aber das Feuer seiner Rede, die Stärke seiner Beweise fruchtete auch da, wo er sich dessen nicht versah. Unser Inquisit, dem doch Ermahnungen zum Geständniß nicht so ganz fremd sein konten, fühlte sich von der jezigen ergriffen; gieng nach dem Gottesdienst zum Pfarrer hin, und gestand — man denke sich dessen Erstaunen! — daß er den ersten Brand, ja, was allen ein Mährchen schien, daß er auch den zweiten angelegt habe.

Mit

Mit einer Anstrengung, welche freilich die gewöhnlichen menschlichen Kräfte überstieg, die aber durch entschloßne Rache zur Möglichkeit wird, hatte dieser Elende das erstemal, wie seine Kameraden schliefen, sich zum Fenster hinabgelassen. Zwar war die Zeit, die er frei hatte, ein Zeitraum von höchstens sechs bis sieben Stunden, er selbst war nur halb angezogen, die Nacht rauh, und die Entfernung so ansehnlich, aber schneller, als ein geübter Läufer, war er hin und her geeilt, hatte dort mit vorher schon abgemeßnen und bereiteten Lunten, das Feuer so angelegt, daß er wußte: es könne erst in einigen Stunden ausbrechen; war dann ganz unbemerkt zurückgekehrt; hatte sich, dem Schein nach, wecken lassen, und hatte sich dann, man kan leicht erachten, mit welchem Herzen, in die Kirche begeben; denn zu eben der Zeit, als er am Beichtstuhl kniete; mußte nach seiner Ausrechnung, die auch nur allzurichtig eintraf, das Gut seiner Feindin in voller Flamme stehen.

Noch verwegner war er das zweitemal verfahren. Durch sein geduldiges Betragen, durch Dienstleistungen und durch allerhand andere Kleinigkeiten hatte er allmälig das Zutrauen des Aufsehers vom Zuchthause gewonnen. Daß er zu entfliehen suchen werde, argwohnte kein Mensch; denn man hielt ihn noch für abgemattet von seiner Krankheit; auch wäre es eine Thorheit gewesen, da er ohnedem nicht viel zu befürchten hatte, durch

Ent-

Digitized by Google

Entweichung aber sich alles verschlimmern konte. — Mit wenig Worten, er hatte Gelegenheit gefunden, zu bemerken, wo der Aufseher des Nachts die Schlüssel vom Hause hinlege, hatte sie glücklich durch manches fast unglaubliches Wagnis entwendet; war hinaus geschlichen; doch nicht zu entfliehn, sondern seine Rache zu wiederhohlen; als dies geschehen, war er zurückgekehrt, und beim Eingange so unbemerkt, wie beim Ausgange geblieben.

Sein Urtheil lautete: Hinausschleifung auf einer Kühhaut und lebendige Verbrennung. Ich bekenne, so beschwerend auch die Umstände bei der Handlung selbst sein mögen; so dünkt mich, hätte doch sein eignes Geständniß das Schreckliche dieser Todesstrafe etwas mildern sollen. Aber er erlitt sie wirklich, und sein Leiden dabei war einige Minuten hindurch fürchterlich.

A. G. Meißner.

---

5. Abdim.

Digitized by Google

5.

Abdim,

eine morgenländische Erzählung.

Vierter Gesang.

79.

Ein Muschelkahn, zur leichten Fahrt bemannt
Mit sechs, dem Liebesgott an Schöne gleichen Knaben,
Blau, wie der Himmel, ihr Gewand,
Die Wangen roth, die Haare schwarz, wie Raben,
Schwamm auf der Silberflut, und nahte sich dem Strand,
Wo wir den Kaufmannssohn gelassen haben.
Der Amorn einer winkt ihm freundlich in den Kahn,
Und er steigt ein, als wär's in seinem Plan.

80.

Fort rudern sie durch tausend krumme Gänge,
Die sich der Bach im Wiesengrund gemacht.
Bald komt sein Strom durch Felsen in's Gedränge,
Bald stürzt die Flut, hochschäumend, aus der Enge
Sich in ein Thal, aus welchem Kunst und Pracht
Dem Schiffenden von fern' entgegen lacht,
Und endlich nimt, nach mannigfachem Lauf,
Ein kleiner See des Flusses Wasser auf.

Digitized by Google

81.

Von tausend Gondeln schien der klare See belebt,
In deren Segel laue Weste blasen.
Sein Ufer war ein immer grüner Rasen,
Der hier und da zu Hügeln sanft sich hebt,
Auf welchen, um die schönsten Marmorvasen,
Ein Myrtenkranz, der Freude Sinnbild, schwebt.
Dort ragt ein Obelisk aus blauem Hintergrunde
Und hier, der Baukunst Stolz, die prächtigste Rotunde.

82.

Von wölbenden Platanen rings umschattet,
Nahm eine Bucht itzt Abdims Fahrzeug ein.
Hier warteten sechs holde Nimfen sein.
Geschmückt, wie Grazien nur das Kostum gestattet,
Und führten ihn durch einen Zedernhain,
Bis, da ihr Fuß vom Wandern schier ermattet,
Ein Pallast sich vor ihren Augen zeigt,
Der einer Königsburg an Größ' und Würde gleicht.

83.

Was nur an Freuden hat die Kunst zu geben,
Die todte Leinewand beleben,
Den Marmorblock zum Götterbild' erheben
Und durch's Gesicht das Herz bezaubern kan,
Was Ueppigkeit und Reichthum nur ersann,
Traf Abdim hier, im schönsten Einklang, an,
Und immer war die letzte von den Hallen,
Durch die er zögernd gieng, die reizendste von allen.

84.

Jetzt öfnen sich zwei große Flügelthüren
Zu einem königlichen Saal,
In welchen ihn die Nimfen lächelnd führen.
Hier scheint sich jeder Sinn im Schauen zu verlieren,

Als jede Wand von spiegelhellem Stal
In einem tausendfachen Stral
Vereint das schöne Bild der Führerinnen wies,
Er sah, und glaubt', er säh' in's Paradies.

85.

Zwölf schmachtende, verliebte Augen laden,
Wohin er schaut, zum wonnigsten Genuß;
Nur schwere Wahl verzögert den Entschluß,
Bis endlich, doch mit heimlichem Verdrüß,
Das Chor der üppigen Najaden
Den Unentschlossenen, zum Baden,
In eine Grotte, von Kristallen blitzend, führt:
Vielleicht, daß hier sein Kaltsinn sich verliert.

86.

Wir bleiben züchtiglich an ihrem Eingang stehn. —
Es ziemt sich nicht für Priester keuscher Musen,
Misterien von Paphos auszuspähn,
Und aufgelöste, volle Busen,
Die unversucht der kältste der Tonguſen,
Ja sonder Reue selbst Kombabus kaum gesehn,
Wär's durch den Schleier nur, im Bade zu belauschen,
Und sich im vollen Reiz der Phrynen zu berauschen.

87.

Doch, Ahdim, der, die Wahrheit zu gestehen,
Der größte Stoiker nicht war,
Merkt, oder scheuet nicht die reizende Gefahr,
Wünscht Argus Augen sich, um hundertfach zu sehen,
Und läßt sogar mit Anstand es geschehen,
Daß ihn ein Nimfchen aus der Schaar
Entkleidet, und zu Adams Urbild macht,
Indeß das Schwesterchor aus vollem Halse lacht.

88.

88.

O! die ihr das, was Abdim hier empfand,
Mit den Betrognen, Liebe nennet,
Und Amorn nicht, allein Kupiden kennet,
Die Muse macht mit beiden euch bekant;
Und wenn euch dann Kupidens Fackel brennet,
So schiebt nur nicht auf Amorn euern Brand!
Denn zwischen Lamm und Wolf ist minderer Unterschied,
Als zwischen Amor und Kupid.

89.

Das, was man Liebe nennt, schleicht durch verschloßne Thüren,
Durch Aug' und Ohr, in unser Herz sich ein.
Die letzte pflegt nur Amorn einzuführen,
Kupidens Schleifweg soll der erste sein;
Denn dieser borgt von Amorn nur den Schein,
Und wird die Larve bald verlieren,
Durch welche schon Verdruß und Ekel blickt,
Wenn Amorn noch ein Wort, ein Druck der Hand entzückt.

90.

Nur er gewährt der Menschheit ächte Freuden;
Kupido selten, oder nie.
Oft lehrt Erfahrung uns, durch bittre Leiden,
Erst spät das Gift vom Honig unterscheiden,
Oft früher die Philosophie;
Doch, wärmres Blut spricht mächtiger, als sie,
Und raunt auch Abdim ein, hier sei das Paradies,
Wo Hippokusan ihn die Schlüssel suchen hieß.

91.

Drum folgt er ganz dem schwellenden Gefühl,
Und saugt, mit nimmer satten Blicken,
Den unverhüllten Reiz von diesen Meisterstücken
Der bildenden Natur, hält schon die Ros' am Stiel,
Küßt

Küßt ihren Thau, und zögert noch am Ziel,
Vor süßer Lust die glühende zu pflücken.
Des Busens Ambraduft macht geistig jeden Kuß,
Und jeder Wunsch stirbt endlich im Genuß.

92.

In diesem Zustand, der hienieden
Den Sterblichen zum Glück der Götter hebt,
In dem der Geist, vom Körper schon geschieden,
Nur noch auf heißen Lippen schwebt,
Bis er gemach zurückkehrt, und den Müden
Mit neuer Kraft zu neuem Kampf belebt,
Ward Ahdim in ein Bad getaucht,
Das Moschus und Lavendeldüfte haucht.

93.

Mutwillig sprang das nackte zweimal drei
Ihm nach in's weite Marmorbecken,
Durch loses Spiel und holde Tändelei
Den Badenden in laue Flut zu necken,
Und nach und nach aus träger Träumerei
Den stumpfen Sinn für neuen Reiz zu wecken,
Führt endlich, nach gestärkten Kräften, ihn
In ein Gemach, sich wieder anzuziehn.

94.

Hier lag, gehäuft, aus allen Erdezonen,
Was Einfalt der Natur und Luxus nur erfand,
Für Deutsche, Gallier, Huronen,
Für Männer, Mädchen und Matronen
Aus allem Volk', ein modiges Gewand.
Das Bild des Thiers, Chamäleon genannt,
Stand in der Mitte der Pagode,
Und weihte sie zum Heiligthum der Mode.

Digitized by Google

95.

Aus diesem Vorrath wählt die niedlichste Brünette
Für Abdim selbst ein veilchenblaues Kleid,
Am goldnen Saum gestickt mit einer Blumenkette,
Nach Art des Kaftans lang und weit.
Gefällig hilft sie bei der Toilette,
Und Abdim ist gleich willig und bereit,
Die Schönen, die dies selbst zu wünschen schienen,
Bei ihrem Putz, als Zofe zu bedienen.

96.

Ein Kranz von goldnen Amaranthen,
Der frei auf braunen Locken schwebt,
Von Mußelin ein Kleid, besetzt mit feinen Randen
Und hie und da ein Röschen eingewebt,
Ein Gürtel, der des Busens Fülle hebt,
War all ihr Schmuck; denn Schnürbrust und Buffanten
Von Wallfischbein sind keine Nimfentracht:
Die hat ein Zwerg und Krüppel nur erdacht.

97.

Was Abdim hier gesehn, und nicht gesehn,
Was er gefühlt, gedacht und nicht gedacht,
Wie schalkhaft oft das Nimfenvolk gelacht,
Das wollen wir bedächtig übergehen,
Was auf die Schwesterschaft der heiligen Thabden
Im Stillen drob für saure Mienen macht;
Denn, wahrlich! uns klebt schon der Saum im Munde,
Und Abdim sehnt sich nach der Tafelstunde.

98.

Sie tönt. Gewürzt durch liebliche Gerüche,
Erwartet sein, in Schüsseln von Opal,
Ein jovialisch Abendmahl,
Als käm' es aus Lukullus Küche.
Er ißt und trinkt. Der geistige Pokal,
Gereicht von einer zweiten Psyche
Und angefüllt mit Samos Traubensaft,
Ersetzet bald den Abgang seiner Kraft.

99.

Gesang und Scherz begleiten jeden Bissen,
Und Frohlichkeit färbt aller Wangen roth.
Sie würzen ja des Pflügers trocknes Brod,
Nur nicht das Mahl, wann hinter den Kulissen
Der Hunger oft, die Zähne fletschend droht,
Und Gäste fröhlig sind, weil sie sich freuen müssen,
Doch hier, wohin das Auge lüstern blickt,
War Ueberfluß, der jeden Sinn entzückt.

100.

Gesättigt und vom Geist der Traube warm,
Bot Ahdims Nachbarin ihm nun den runden Arm,
Ihn in die Gärten zu begleiten.
Hier wimmelt' es, von bunter Masken Schwarm,
Die sich bei'm Tanz des schönen Abends freuten,
Bald Gruppenweis in Lauben sich zerstreuten,
Wo Becherklang die frohen Stunden kürzte,
Und Saitenspiel Lydus Freuden würzte.

101.

Ein weiter Rasenplaz, mit Palmen eingefaßt,
Im Mittelpunkt ein hohes Prachtgebäude,
Versprach von fern nicht wenig Augenweide
Für einen angekommnen Gaß

Im

In Babekan, dem Königreich der Freude;
Drum ging mit ihm, nach einer kurzen Rast,
Die rosenwangige, geliebte Führerin
Zu diesem Sitz der Freudenkönigin.

102.

Viel hundert Masken folgten ihnen,
Durch das Portal des Schlosses, singend nach,
In ein geräumiges Gemach,
In welchem heller, als der Tag,
Aus Bergkristall geschliffne Lampen schienen.
Hier traf er, unter Baldachinen,
Auf Polstern von Dammast, was nur in Babekan
Zur schönen Welt gehört, zum Tanz versammelt, an.

103.

Musik erschallt. Es komt die Königin der Freude.
In ihrem jugendlichen Glanz
Schwebt sie daher, als wie im Reihentanz
Umwallt von rosenfarbner Seide
Auf ihrem Haupt der Liebe Myrtenkranz
Ein Amor trägt den Saum von ihrem Kleidaz
Zwölf lieblichen Sklaven, aus dem Staat
Der Königin, streun Blumen ihrem Pfad.

104.

Sobald sie Platz auf ihrem Thron genommen,
Ward Abdim ihr, als Fremder, vorgestellt,
Der kürzlich erst nach Babekan gekommen,
Und dem es hier unendlich wohl gefällt.

Von süßer Lust und Ahndung ganz beklommen,
Fügt er hinzu, wie glücklich er sich hält,
Wenn sie ihm nur erlaubt, zu ihren Füßen
Von ihrer Schönheit Glanz des Anblicks zu genießen.

105.

Sie reicht, voll Huld, ihm ihre Hand zum Küssen,
Und winkt ihm freundlich aufzustehn.
„Du bist," sprach sie, „vom Schicksal ausersehn,
Den Talisman, von dessen Kraft wir wissen,
Daß Geister selbst vor ihm erzittern müssen,
Im Thale Bochim auszuspähn,
Und ihn, verwahrt von funfzig starken Riegeln,
Auf einen Wink, bis hieher zu beflügeln."

106.

„Der höhern Geister Schaar, die seine Tugend kennt,
Hat alle Schlüssel zu den Riegeln
Aus Neid vom Kasten selbst getrennt
Und es versucht, ein jedes Element
Zu ihrem Dienst' allmächtig aufzuwiegeln;
Allein, wer kan des Schicksals Schluß entsiegeln,
Da nun durch dich der große Tag erscheint,
Der Schloß und Schlüssel zu dem Talisman vereint!"

107.

„Kom denn, und nim, zum wohlverdienten Lohne,
Ein zärtlich Herz mit deiner Sklavin Hand!
Die Liebe reicht dir die bestimte Krone;
Regiere glücklich auf dem Throne,

Von Babekan, ein dir ergeb'nes Land!" —
Sie sprach noch mehr; doch König Ahdim stand,
Vor ihrem Thron, von Glück und Liebe trunken,
In Staunen und Entzücken ganz versunken.

108.

Die Fantasie, beim Reichthum der Pallette,
Malt, mit dem schönsten Farbenspiel,
Dem Glücklichen das nun erreichte Ziel,
Bald seinen Thron, und bald das Schwanenbette
Der Königin, für dessen kleinsten Pfül
Der Großsultan sein Reich gegeben hätte.
Ein Wink von ihm entfernt mit Einem Mal
Musik und Tänzer aus dem Saal.

109.

Er kan nicht mehr den Reizen widerstehen,
Und wünscht, der Fantasie zur Wahrheit zu erhöhen;
Stum ist sein Mund, das Auge nur beredt.
Die Schöne sieht des Auges zärtlich Flehen,
Und führt, mitleidig ihn zum nahen Kabinett.
Ein schöneres, als Graham's himlisch Bett,
Geschwängert von elektrisch mildem Feuer,
Weissaget hier das schönste Abentheuer.

---

6. Aus-

Digitized by Google

6.

Auszüge aus verschiedenen Briefen aus Frankreich, bis zum 9. August. *)

Alles kommt in der Ordnung der Begebenheiten wieder zum Vorschein. Karl Martell warf die Güter der Geistlichkeit zusammen, und gab drey Viertheile davon dem Adel, der damals das ganze Volksheer ausmachte. Heut zu Tage will man alles, was die Geistlichkeit besizt, für Erbtheil des Volks erklären. Man will darüber zur Bezahlung der Volksschuld entscheiden, den Bischöfen Gnadengehalte geben, und alle Abteien und Klöster aufheben.

Der lezte unserer unglücklichen Könige unter denen, welche die Geschichte Faulenzer nennt, wurde eingeschlossen. Ludwig XVI., mit der Erlaubniß, auf die Jagd zu gehen, ist doch beinahe ganz in demselben Falle. Man umgiebt ihn, und entfernt

*) Ich setze die Mittheilung dieser Auszüge fort, obgleich mehrere Fakta, die sie enthalten, schon ins Publikum gekommen sind; weil theils doch noch nicht alles bekant, theils auch schon das Urtheil des Verfassers und seine Behandlung der Begebenheiten merkwürdig ist.

Digitized by Google

fernt von ihm alles, was ihm Nachrichten und Rathschläge geben könte, die den Einrichtungen entgegen wären, welche man eingeführt wissen will.

Der Duc von Nivernois, der Freund des Königs, dessen Rechtschaffenheit bekant ist, hat zum Könige gesagt, als er sich aus dem Staatsrathe zurückzog: Ich hoffe, Sire! Ihnen zu einer ruhigern Zeit noch meine Dienste anbieten, und in die Stelle zurücktreten zu können, welche ich verlasse (Staatsminister.) Aber für jezt halte ich es für unmöglich, zum Besten des Staates wirken zu können. Das ganze Volk ist in Raserei; es hat im physischen wie im sittlichen eine Art von Trunkenheit, die es verhindert, alles das Uebel zu empfinden, das es sich selbst anthut. Wenn es die Freiheit, welche es sich verschaft hat, genug wird gemißbraucht haben, so wird es noch zu glücklich sein, wieder zu kommen, und sich unter das Joch zu beugen, worüber es sich beklagt, welches aber zu seiner Erhaltung nothwendig ist: da es, seit 1500 Jahren gewohnt ist, von einem Oberhaupte regiert zu werden, so ist es bei ihm eine Sache der Gewohnheit geworden. Durch alles das, was gegenwärtig vorfällt, thut es niemanden Schaden, als sich selbst. Der Abgott, dem es heute räuchert, wird morgen von ihm selbst gestürzt werden. Sie sind der einzige, welchen es verehren, und vor welchem es sich niederwerfen wird,

wird, um ihn zu bitten, daß er die Fehler vergesse, die es begangen hat.

Der König hat alles gethan, was er konte, um den Herrn Duc von Nivernois um seine Person zu erhalten; aber dieser hat es ausgeschlagen, aus dem Grunde, hat er gesagt, weil er niemals die Grundsäze der neuen Regierungsform, welche man einführen will, angenommen habe, und sie nie annehmen werde.

Vorgestern kam die Antwort des Hofes zu Madrid wegen der Hülfe, um die man ihn ersucht hat. Der König von Spanien schreibt selbst an den unsrigen, um ihm mächtigen Beistand anzubieten, und verspricht, unverzüglich ein Heer zu schicken, welches stark genug sein soll, die Aufrührer, wie er sagt, in den mittäglichen Provinzen zu unterwerfen. Sie können leicht denken, daß Ludwig XVI. nicht die Erlaubniß hat, diese Hülfe anzunehmen. Man hat ihn dem Könige von Spanien antworten lassen, daß er herzlich für die Beweise von Freundschaft danke, welche ihm sein guter Bruder geben wolle, daß er sich aber nicht entschließen könne, Truppen gegen seine Unterthanen zu gebrauchen, um sie zu ihrer Pflicht zurück zu rufen; weil er überzeugt sei, sie würden die Nothwendigkeit, zurück zu kehren, von selbst fühlen. Der König sagt: ich betrachte dieses, als

eine

eine Unreinigkeit eines Vaters mit seinen Kindern, und hoffe, sie werden ihr Unrecht erkennen, und die Nothwendigkeit fühlen, zu mir zurück zu kommen u. s. w.

Es ist viel, daß man dem Könige erlaubt hat, in diesen Ausdrücken zu schreiben, und daß man ihn nicht gezwungen hat, den edeln Arbeiten der Vorstadt St. Antoine, die Freiheit des Volks wieder einzuführen, seinen Beifall zu geben.

Herr Necker ist indessen viel mehr, als erster Minister, ob er gleich die Ernennung dazu ausgeschlagen hat. Er hat ein neues Ministerium ernennen lassen, der vielleicht gehorsamer gegen seine Befehle ist, als sein Kammerdiener. Die Art, wie er das Haus in Ansehung aller Bedienten des Königs und der Königin gereinigt hat, ist sehr unglaublich, und zeigt, daß er die Ehre seiner Beherscher wenig schont, da er sie vor dem Volke anklagt, sie hätten sich von Bedienten und Kammerweibern regieren lassen.

Ich weiß nicht, wohin sich Herr Thierry hat zurückziehen können, um sich vor der Wut des Pariser Pöbels in Sicherheit zu setzen, welchen abgeordnete Haufen auf alle Seiten ausschickt, um diejenigen zu suchen, welche er für gut findet, um bringen zu wollen.

Necker hat den lebhaften Verdruß gehabt, alles zerstört zu sehen, was er gethan hatte, um

eine allgemeine Vergebung des geschehenen, einzuleiten. Der Pöbel von Paris hat die weise Verordnung seiner Wahlherren widerrufen, und die Reichsstände sind dem Wunsche des blutdürstigen Lumpengesindels beigetreten, um die Verbannungen dauern zu lassen. Er hat seinen Mitpatrioten, den General von Bezenval, kaum dadurch retten können, daß er Befehl gab, ihn auf einem Umwege von 10 französischen Meilen nach Versailles zu führen, um sich nicht Paris zu nähern, welches mehr als 30,000 Menschen, mit Stricken versehen, verlassen hatten, um ihn auf seinem Wege zu erwarten, und ihn nach Foulons Beispiele auf den Platz la Greve zu schleppen.

Necker hat eine wirklich schöne Rede gehalten, um die unfehlbaren Folgen dieser Unordnungen zu zeigen, welche die Stadt durch die Flucht aller reicher Verzehrer, und durch den Mangel an Arbeit, den bald mehr als 200,000 Arbeiter fühlen werden, zu Grunde richten müssen.

Die Anleihe von 30 Millionen, ist, troz der Gegenpartei, in der allgemeinen Reichsversammlung durchgegangen, weil man eingesehen hat, daß man das ganze Heer, so wie das Korps der Matrosen auseinander gehen lassen müßte, die man keinen Sold mehr geben könte, weil der königliche Schatz leer ist, und alle Einnahmen aufgehört haben.

Lassen

Lassen Sie sich nicht von der Meeresstille betrügen! Der König hat den grösten Abscheu vor dem neuen Ministerium, welches nicht länger dauern wird, als die Begeisterung für den, der sich zum Herscher aufgeworfen hat. Jezt wird der König durch einen sehr klugen Mann geleitet, welcher mit ihm zusammenstimmt, und ihn von allem unterrichtet, was unter dem undurchdringlichsten Geheimniß vorgeht. Die königliche Parthey wächst von Tage zu Tage, und die Mehrheit unter den Reichsständen ist schon entschieden für den König, ob sie sich gleich nicht erklären darf, um nicht in diesen Augenblicken, wo jeder verbunden ist, seiner Sicherheit wegen, wie der große Haufen zu denken, umgebracht zu werden.

Indessen fahren tägliche Mordthaten immer fort, und tausend Bösewichter sättigen ihren persönlichen Haß unter dem Vorwande des Patriotismus. Vorgestern wurde der beste meiner Freunde, dessen Namen ich nicht einmal in diesen Brief zu setzen wage, in seiner Kutsche getödtet, da er eben auf sein Landgut 4 französische Meilen von Paris gehen wolte. Ein Flintenschuß tödtete ihn aus der Entfernung; er hatte sich in keine Sache gemischt, welche ihm hätte den öffentlichen Haß zuziehen können, ob er gleich ein Mann von großer Bedeutung war.

Im

Im Innern des Landes ist die Unordnung abscheulich, und nimt von Tag zu Tage zu. Sie werden aus allen Zeitungen wissen, was im Elsaß geschehen ist. Man hört nicht auf Fakture, Einnehmer, und alle Finanzbediente todt zu schießen. Die Schlösser werden verbrant und zerstört, ohne Unterschied. Man behandelt alles auf einerlei Fuß, selbst die Nonnenklöster, und jeder wohlhabende Mann wird in den Augen des räuberischen Pöbels ein Anhänger des Königes, dessen Gütern nun keine Gnade muß wiederfahren lassen; u. s. w.

Neues Deutsches Museum.

5. Stück. November, 1789.

1.

Vom Geschwind-Regieren.

Ueber eine Stelle des Kallimachus.

Es ist wunderbar, was die Dichter manchmal an ihren Mecänen für Eigenschaften rühmen. Kallimachus wußte an dem Ptolomäus, entweder dem Philadelphen, oder dem Evergeten, denn er lebte unter beiden, nichts mehr zu erheben, als daß er am Abend ausführe, was ihm am Morgen eingefallen wäre.

Ich will die ganze Stelle hieher setzen.

Nachdem der Dichter in seinem Hymnus an Jupiter die Fabel verwirft, daß der Gott, mit dem Neptun und dem Pluto, um Himmel, Wasser und Hölle gelost hätte, behauptet er, daß dieser Sohn des Saturns die verschiedenen Departe-

Digitized by Google

wenter der himmlischen Regierung selbst eingetheilt, den Himmel aber, und die Regierung des Ganzen sich vorausgenommen habe; und daß auch die Könige und Herrschaften der Welt ihm gehörten. Darauf sagt er dann:

Des Jupiters sind aber die Monarchen,
Denn nichts ist göttlicher als Jupiters
Gesalbte; darum nahmst du sie für dich.
Du sezest sie, die Völker zu beschützen;
Und schaust von deinem Thron auf ihre Thaten,
Ob sie gerecht regieren, oder nicht?
Du machst sie reich, du überschüttest sie
Mit Erden Glück, doch nicht in gleichem Maaß.
Denn das beweist der König unsers Volks,
Der alle vorige weit übertrift.
Am Abend führt er aus, was er gedacht
Am Morgen; Abends jede grose That;
Und nebenbey gedenkt er noch des Kleinen *).
Die Andern dachten Manches Jahre lang
Und kamen oft nach Jahren nicht zum Schluß;
Und Mehrerern zerbrach dein starker Arm
Den stolzen Sinn und ihrer Seele Rath.

Ich

*) Ich weis nicht, was Kallimach unter dem Kleinen versteht, dessen sein König nebenher gedächte; das ist aber gewiß, daß es eine von den schwersten Künsten der Regierung ist, zu wissen, was groß und was klein ist. Und auch das ist gewiß, daß ein Regent in Regierungssachen das kleine lieber gar nicht, als nebenbey gedenken sollte.

Digitized by Google

Ich finde in dem Leben der beiden Ptolomäen in der That nichts, was dem Dichter hätte Anlaß geben können, den einen oder den andern so vorzüglich als geschwinde Regenten auszuzeichnen; vielmehr dünkt mich, beide haben manches gethan, woraus der Dichter Stoff zu einem ganz andern Kompliment für sie hätte nehmen können; denn daß er die Absicht gehabt habe, ein solches zu machen, ist wohl offenbar; und warum er sie gehabt hat, entdeckt er selbst am Schluß dieses Hymnus, wenn er zum Jupiter sagt:

Gieb Tugend uns und Geld,
Denn Tugend ohne Geld, hilft nichts dem Menschen,
Geld ohne Tugend nichts. *)

Wahrscheinlich hatte also wohl er und seine Kollegen, die andern Dichter, alle andere Thaten und Eigenschaften des Königs so durchgelobt und abgenutzt, daß Kallimachus, in der Verlegenheit etwas Neues zu finden, das dem Könige einem Lob ähnlich schiene, sich vornämlich an seine Kunst geschwind zu regieren halten müste; und ob er gleichwohl auch empfunden haben wird, wie sehr zweydeutig diese Eigenschaft ist: so hat er doch sehr

*) In dem nämlichen Geschmack scheint auch Theokrit und die übrigen Kollegen des Kallimachus gewesen zu seyn. Zu unsrer Zeit scheinen die Höfe selbst diese Maxime angenommen zu haben.

Digitized by Google

darauf gerechnet, daß der König die Sache zum Besten auslegen würde.

Homer, der nicht gerade in dem Fall war, dem Agamemnon etwas Angenehmes zu sagen, scheint mir hingegen an diesem Griechischen König ein Beyspiel von dem Nachtheil des Geschwind-Regierens geben zu wollen, das um so lehrreicher ist, weil dieser weisere Dichter zugleich den Ausgang, den dergleichen Königskünste zu haben pflegen, sehr lebendig darstellt.

Agamemnon, erzählt Homer, legte sich, noch warm von dem Streit mit dem Achill, kurz nachdem er die Chriseis zurück geschickt, und die Briseis dem Helden abgenommen hatte, zu Bette, ohne Zweifel mit dem herzlichen Wunsch, daß er dem Achill, durch Eroberung der Stadt Troja, beweisen könne, wie wenig er ihn brauche. Dieser Gedanke schafte in dem Atriden den Traum, daß alle Götter nun für ihn allein gestimmt wären; einen Traum, dergleichen, wie man sagt, die Könige oft haben sollen, und da dieser Traum in ihm immer lebhafter wurde, erwachte er darüber, und hatte nun nichts dringenders zu thun, als, wie Kallimachus vom Egyptischen König rühmt, den Gedanken des Morgenschlummers gleich am Abend auszuführen.

Kaum hatte er also seine Schuhe angelegt und seinen Mantel umgeworfen, als er befahl, das

Heer

Heer zu versammlen, und wie nur die Häupter der Armee, mit welchen er sonst sich zu berathen pflegte, beysammen waren, trug er ihnen seine Nachtgedanken vor. Er hatte vermuthlich schon erfahren, daß seine Räthe dergleichen seiner Gedanken nicht immer gebilligt und sie nicht immer des Ausführens werth geachtet haben. Er war deswegen klug genung, seinen Traum selbst zu erzählen, und ihn so lebhaft darzustellen, daß die ganze Versamlung hingerissen wurde. Der alte Nestor hatte zwar einige Zweifel, aber die Geschichte mit dem Achill war ihm vermutlich noch zu neu, deswegen wickelte der schlaue Alte seine Meinung in das Hofkompliment ein:

Ειμεν τις τον ονειρον Αχαιων αλλος ενισπη
Ψευδος κεν φαιμεν και νοσφιζοιμεθα μαλλον.
Νυν δ' αυ, ος μεγ' αριστος ενι στρατω ευχεται ειναι,
Αλλ' αγετ', ως κεν πως δωμεν ὑπος Αχαιους.

welches ungefähr soviel sagen will: Was der König da sagt, würde in dem Mund eines gemeinen Mannes, (nun, da der beste unsrer Helden es nicht mit aushält) flache Dumheit seyn, aber weil es Sr. Majestät zu sagen belieben, so laßt uns immer darauf hin die Griechen zum Sturm führen *).

Nach

*) Ich setze einen besondern Nachdruck auf das αλ κεν πως, welchen die meisten Kritiker, deren ich mich erinnere, zu nicht geringem Nachtheil des Ruhms der Nestorischen Weisheit, nicht bemerkt haben. Pope beschimpft den Nelejden noch mehr, als

Nach dieſer Entſchlieſung führte denn Agamemnon ſeine Nachtgedanken aus. Wie übel es aber den Griechen bekam, weis jeder Schüler.

Das Geſchwind-Regieren iſt alſo, wenn es ſo zweydeutig iſt, wohl an und für ſich ſelbſt kein Stoff zum Lobe der Könige und der Regenten überhaupt, und einem Dichter, der ſeinen Mecän von der Seite loben wollte, würde ich wenigſtens rathen, ſehr aufmerkſam auf die Epochen zu ſeyn, in welchen er ſeinen geſchwinden Regenten ſeiner Geſchwindigkeit wegen rühmen will. So würde z. B. ein Perſiſcher Dichter dem Kambyſes ein übles

als die gemeinen Ausleger, und läßt ihn, weil er ſelbſt ein gewandter Hofmann war, ſogar ſagen: „Zweifelt ja nicht, daß der Traum von Gott ſey;“ und, „Gott bewahre, daß wir den Wink nicht befolgen ſollten.“ Macrobius bemerkt, man ſey ehmals ſogar unterthänig geweſen, daß man immer geglaubt habe, die Träume, welche die Könige, oder in Demokratien die meiſten Bürger zugleich hätten, wären gewiß von Gott, wenn ſie das gemeine Beſte betrafen, als wodurch denn Neſtor genug entſchuldigt wäre, (somn. Scip. L. I. C. 3.) und der pedantiſche Spontanus geſteht geradezu, Neſtor hätte ſich damals verführen laſſen, und nur Ulyß habe die Sache mißbilligt. Ich hingegen glaube, daß Neſtor, wie jeder alte Hofmann und jeder gefällige Miniſter, bey ſich überlegt habe, wie ſehr der Agamemnon durch jeden Widerſpruch werde beleidigt werden, weil es das Anſehn haben werde, als ob ſie ihre ganze Hoffnung auf den Achill bauten. Darauf mag er berechnet haben, was es denn ſchade, wenn er einmal des Königs Nachtgedanken gut hieße? und, da er fand, daß es höchſtens nur ein paar tauſend Griechen-

köpfe

übles Kompliment gemacht haben, wenn er ihm auf seinem Rückzug aus Aethiopien ein Kompliment in Prosa oder Versen über die Geschwindigkeit gemacht hätte, womit er sich zu dieser Expedition entschlossen, und Kallimachus wird auch wahrscheinlich seinen Hymnus damals nicht überreicht haben, als das Ptolomäus Admiral, Patroklus, weil für seinen Unterhalt nicht gesorgt worden war, mit seiner Flotte von dem Entsatz der Stadt Athen abstehn und zurück kehren mußte. — Nur dann wird aber ein solcher Panegyrikus des Geschwind-Regierens an seinem Platz seyn, wenn das Glück mehr thut, als der Regent. Dergleichen Fälle sind aber, in der neuen

köpfe koste; so stimmte er mit dem König ein, und wollte also mit seinem ἀι κεν πως, etwa sagen: wir können es ja versuchen, und die Leute hinführen: gelingts, so ist Troja unser, und gelingt es nicht, was ist denn an ein paar tausend Unterthanen gelegen? — Es ist diese Erklärung nicht allein gramatikalisch richtig, denn so bemerkt Devarius de Particulis C. 49. S. 11. daß das πως encliticum oft significationem imminuentis, infirmantis, dubitantis habe — hinc commoda est, fährt er fort, haec particula circumspecte loquentibus; sondern sie ist auch praktisch noch heut zu Tage in Uebung, beynahe in allen Kabinetten, in welchen die Regenten selbst, oder die Regentenmäßigen Minister vorsitzen, und in welchen man von den bescheidenen Räthen, qui circumspecte loquuntur, oft Jahre lang kein anders Votum hört, als solche, die sich auf dergleichen πως, wie auf Schrauben, herumdrehen.

Digitized by Google

neuen Geschichte zumal, so selten, daß dieser Gemein-Platz den Dichtern und Lobrednern beynahe ganz entzogen worden ist.

Das Geschwind-Regieren ist überhaupt eine Eigenschaft, die nur ein Despot haben kan, und dann müssen noch dazu die Umstände sehr günstig seyn, wo er selbst ihm möglich wäre.

Aller Entschluß sezt voraus, daß die data, worauf er gegründet ist, deutlich erkannt werden; und daß der, welcher sich entschließt, sich der Kräfte, welche zur Ausführung nöthig sind, bewußt ist. Ein Regent, welcher das wahre Wohl seines ganzen Landes vor Augen hat, muß also viel combiniren, viel überlegen, viel untersuchen und abwiegen, ehe er sich entschliesen kan; und hat ein solcher Regent dabey nicht die völlige Kraft in seiner Hand; so muß er auch, außer dem noch, viele Mühe und Vorsicht anwenden, diese in das Spiel zu setzen. Das braucht aber Despot alles nicht. Er glaubt, daß sein Wille das gemeine Beste ist. Wie sich also der schnell in ihm offenbaret, so ist auch sein Entschluß schnell: und da er mit einem Wink seine Sklaven in Thätigkeit setzen kan; so ist er sich auch aller Kräfte des Staates bewußt, wie ein jeder sich der Kräfte seines eigenen Leibes bewußt ist. Bey solchen despotischen Regenten ist also das Geschwind-Regieren wohl möglich; und da, nach dem weisen Sprichwort: dum delirant Reges,

Digitized by Google

Reges, plectuntur Achivi*), der üble Ausgang einer solchen Regierung dieser Art Regenten wenig fühlbar wird: so ist es kein Wunder, wenn dieselben, wie Kallimachus sagt, am Morgen auszuführen, was ihnen am Abend, oder sonst in einer schlaflosen Stunde, einfiel.

Je mehr sich indessen die Regierungs-Maschine verwickelt, desto weniger können auch die Despoten, ohne sich zuviel bloß zu geben, geschwind regieren. — Dieses fühlte der Kaiser August so gut, daß er sein σπεῦδε βραδέως **) (eile langsam) oft im Munde hatte, und selbst Tiberius verstand diese Kunst nicht weniger. Sein Nachfolger Claudius, Caligula, Nero, Domitian, gingen schneller, und wurden das Opfer ihrer eigenen geschwinden Regierung. Die Kaiser nach den Antoninen waren beynah alle in dem Fall;

*) Die armen Griechen müssen für den Unsinn ihrer Könige büssen. Man sieht, daß dieses bloß die Griechen betrift. Man hat noch ein latcinisches Sprüchwort, mit fremden Schuhen laufen; welches ebenfalls auf das Geschwind-Regieren nicht übel angewendet werden kan.

**) Dieses Sprüchwort nennt Erasmus mit Recht ein königliches Sprüchwort; weil, wie er sagt, die Regenten am meisten in Gefahr wären, entweder gar nichts, oder zu schnell zu wirken; denn sogar ihr Ueberfluß, ihr Selbstvertrauen, und sonderlich ihre Schmeichler verführen sie bald zur schlafftesten Trägheit, bald zur gedankenlosesten Thätigkeit.

Digitized by Google

Fall; die barbarischen Zerstörer des römischen Reichs, wenn man etwa den Theodorich ausnimmt, waren es nicht weniger, und wenn sie, wenn die Gothen in Spanien, die Vandalen in Afrika, die Lombarden in Italien, die Franken in Gallien und Deutschland, bis auf Karl den Großen, sich noch theils länger, theils kürzer erhielten; so hatten sie ihre Erhaltung bloß ihrer, dem Lehensystem ähnlichen Einrichtung, die das Geschwindregieren ein wenig hemmte, zu danken. Karl der Große fing an ein wenig langsamer zu regieren. Sein Sohn Ludwig regierte vielleicht zu langsam. Unter ihm und seinen Nachfolgern aber gab es eine solche Menge geschwinder Regenten in Deutschland, Frankreich, Italien, und beynah in ganz Europa, daß zwar alles untereinander ging, daß aber doch keine große Umstürzung leicht möglich war, weil immer dem geschwinden Druck ein eben so geschwinder Widerstand entgegen kam. Mit Karl dem VII. und Ludwig dem XI. von Frankreich, fing die Epoche des bedächtig Regierens an. Denn da diese den Ton angaben, eine stehende Miliz zu errichten; so mußte alles nach und nach mehr combinirt, mehr überdacht, mehr vorbereitet werden. Nach ihnen sezte sich die politische Verfassung Europas immer mehr in ihr Gewicht, und nachdem Frankreichs Ludwig der XII; Spaniens Ferdinand; Teutschlands Maximilian dem Pabst

Ale-

Alexander und Julius und den kleinen italienischen Fürsten und Republiken ihre Politik abgelernt hatten, ging die Maschine immer einen langsamern Gang. Franz der erste von Frankreich und Heinrich der VIII. von England hatten aus den alten Ritterzeiten noch zu viel Geschmack am Geschwind-Regieren mitgebracht. Den ersten aber lehrte bald Karls überwiegendes Glück Mäßigung, und die Nachfolgerinnen des andern wurden, theils durch ihre Unterthanen, theils durch die Umstände, ebenfalls zum bedächtig regieren angewiesen, bis endlich dort Karl der erste das traurige aber lehrreiche Beyspiel gab, wohin manchmal eine geschwinde Regierung führen kan. Durch diese, und durch dergleichen Ereignisse, ist dann endlich den Europäischen Monarchen das Geschwind-Regieren so verleidet, oder die Regierungen sind selbst so verwickelt worden, daß seitdem die geschwinden Regenten in dem gröbsten Theil von Europa viel seltner geworden sind; oder daß wenigstens diejenigen, welche noch in dem Geschmack sind, beynahe sicher darauf zählen können, daß sie unglücklich werden: entweder unglücklich durch Mißgeschick, oder dadurch, daß sie, anstatt, wie Kallimachus sagte, am Abend auszuführen, was sie am Morgen beschlossen hatten, gewöhnlich am Abend wiederrufen müssen, was sie am Morgen befohlen haben.

Unter

Unter diesen Umständen würde also wohl ein neuer Kallimachus seinem König wenig schmeicheln, wenn er von ihm sagte, daß er ein geschwinder Regent wäre, vielmehr suchen unsere heutige Regenten und Minister, ohne gerade so weise zu seyn, als Bias war, den Ausspruch desselben: die Zeit ist der beste Rathgeber, immer mehr zur politischen Maxime zu erheben.

Und diese Maxime wäre, wie mich dünkt, nicht allein den Monarchen, sondern auch den Demokraten zu empfehlen. Es ist bekannt genug, wie oft Athen durch die Geschwindigkeit seiner Regierung bis an den Rand des Verderbens gebracht, wie oft diese Republik dadurch zu den gröſten Grausamkeiten und Abscheulichkeiten verführt worden ist; und in Italien ist in den mittlern Zeiten kein Freystaat gewesen, der nicht eben dadurch um seine Freyheit gekommen wäre.

Es wäre traurig, wenn Frankreich zu unsern Zeiten eben ein solches Beyspiel geben, und durch den geschwinden Gang seiner Restaurirer sich selbst weiter zurückwerfen sollte, als dieses mächtige Reich jemals gestanden hat. Es ist sehr begreiflich, daß der erste Stoß seiner Revolution bloß durch seine Geschwindigkeit wirksam seyn konte; aber, wenn man gleich geschwind umstoßen kan, so kan man doch nicht eben so geschwind wieder aufbauen.

Ich

Ich finde ein sehr schickliches, beynahe ganz ähnliches Seitenstück zu dieser französischen Revolution, in dem III. Buch der Geschichte Karls des V. von Robertson. Auch da erschütterte der erste schnelle Stoß des spanischen dritten Standes, auf einige Zeit, König, Adel und Geistlichkeit. Aber als auch da die Städte durch diesen Stoß eine ganze Umschaffung bewirken wollten, als sie auch da durch ihn die Rechte und Vorzüge aller Stände in eine Linie treiben und, gleich den Französischen Etats, ich weis nicht welchen Stand der Unschuld, in dem alles gleich ist, einführen wollten: so gaben sie selbst der Despotie die Waffen in die Hände, und zwangen den Adel und die Geistlichkeit, die immer lieber ihren Glanz vom Despoten erbetteln, als seiner ganz entbehren wollen, selbst wieder nach den Ketten zu greifen, die auch sie kurz vorher abzuschütteln getrachtet hatten.

Doch diese Reflectionen würden mich zu weit führen; und da, nach Moses Darstellung, die Schöpfung der Welt selbst sechs Tage gebraucht hat, so werden hoffentlich die Patrioten Frankreichs sich weder durch ihren Enthusiasmus, noch durch einige pedantische Analysen des Contrat social so weit verblenden lassen, daß sie nicht zu ihrer moralischpolitischen Umschaffung, die mehr Zeit als eine physische Schöpfung fordert, sich wenigstens sechs Decennien aussetzen sollten!

Schlosser.

Digitized by Google

2.

Abdim,

eine morgenländiſche Erzählung.

Fünfter Geſang.

110.

Für die, die ſchon der goldne Trauring drückt,
Iſt es nicht Noth die Szenen auszumalen,
Mit welchen ſich der Tempel Hymens ſchmückt,
Noch weniger für lüſterne Veſtalen.
Verbotne Frucht, von Hungrigen erblickt,
Vermehrt ja nur des Hungers bittre Qualen;
Drum, Muſe, zieh den ſeidnen Vorhang zu,
Und überlaß die Liebenden der Ruh!

111.

Schnell ſchwand die Nacht, und mit des Morgens Grauen
Erloſch gemach die heiße Liebesglut;
Denn Sättigung kühlt auch das wärmſte Blut.
Voll brennender Begier, das feſtverwahrte Gut
Ein wenig näher zu beſchauen,
Weckt' Abdim bald die lieblichſte der Frauen,
Und bat ſo zärtlich, als ein Ehmann bitten kan,
Sich nun die Schlüſſel aus zu ſeinem Talisman.

112.

„Nim sie denn hin!“ so sprach die holde Schöne;
„Der Kasten steht im Tempel dort bereit.
Vollende, was das Schicksal dir gebeut,
Mit welchem ich von nun an mich versöhne!
Dein Glück ist meins. Vor allem aber krone
Der Talisman dich mit Beständigkeit!
O! dann versiegt in meiner treuen Brust
Dir ewig nicht ein Quell der reinsten Lust.

113.

Um keine Zeit mit Worten zu verlieren,
Dankt nur ein Blick der schönen Rednerin;
Denn Abdim führt die Hofnung zum Gewinn
Auf Flügeln, durch des Tempels ehrne Thüren,
Zum festverschloßnen Kasten hin.
Kaum darf er nur das erste Schloß berühren,
So springt es auf, und wider alles Hoffen,
In einem Nu — stehn Neun und vierzig offen.

114.

Wie leicht läßt sich vom Glück ein Thor verblenden!
„Kom, Königin! rief Abdim hoch entzückt,
Und sieh mich jetzt dies Abentheur vollenden.“
Sie eilt herzu. Kaum daß er sie erblickt,
So sprang das letzte Schloß, berührt von seinen Händen.
Begierig stand der Kaufmann schon gebückt,
Die Hände nach dem Kasten ausgestreckt,
Als ihn aufs neu des Schicksals Tücke neckt.

115.

Er wägt es kaum den Deckel aufzuheben,
Als über ihn ein lauter Donner brüllt
Und Finsterniß des Tages Schein verhüllt.
Der Sturmwind heult, des Domes Pfeiler beben;

Von

Von Blitzen, die laut zischend ihn umschweben,
Wird rings die Luft mit Schwefeldampf erfüllt,
Die Erde bebt, und alles kracht und fällt,
So wie dereinst beym Untergang der Welt.

116.

Bei dieser grausenvollen Szene
Verwünscht er laut sein widriges Geschick,
Und sieht mit jamervollem Blick
Sich einmal um nach seiner holden Schöne,
Sieht sie, und bebt vor der Gestalt zurück,
Als wie das Lamm beim Anblick der Hyäne.
Ihr schöner Leib war scheußlich und veraltet,
Und ganz zur Hexe umgestaltet.

117.

Sie brüllt ihm schnaubend Rache zu:
„Verworfner Sklav! wie rasend dachtest du,
Mit Augen, die von Wollust schier erblinden,
Den Talisman der ew'gen Freud' und Ruh
In diesem Schlam von Lastern aufzufinden!
Geh! büße nun die Menge deiner Sünden!
Dies Paradies soll dir ein Ort der Pein,
Dies Freudenhaus Gefängniß sein!"

118.

Ein derber Schlag von einer dürren Hand
Begleitete des Unthiers letztes Krächzen,
Das wie ein Blitz im Wirbelwind verschwand,
Und Ahdim, der sich nun verlassen fand,
Vernahm von fern ein jammervolles Aechzen,
Von Sterbenden, die nach dem Tode lechzen,
Und tappt' umher durch Graus und Moderduft,
Des Lichts beraubt, in dieser Todtengruft.

Digitized by Google

119.

Wohin er trat, da wanden Molch und Schlangen,
Sich zischend um den Fuß, und hielten ihn gefangen.
Ihr Gift bedeckt mit Blattern seine Haut,
Doch ließ die Furcht auch nicht den kühnsten Laut
Aus seiner Brust; allein so sehr ihm graut,
Begann ihm doch noch dreifach ärger zu bangen,
Als etwas, das vor ihm im Schlamme wühlt,
Die Schenkel packt und wie mit Krallen hielt.

120.

Von einem Ungeheu zerrissen
Und aufgezehrt zum Vesperbrod zu sein;
Was konnt' er, bei so schwer belastetem Gewissen,
Sich jetzo bessers prophezeihn!
Ihn martert seine Schuld mit mehr als Schlangenbissen;
Drum wünscht er selbst das Ende seiner Pein,
Und harrt mit ängstlicher Geberde,
Daß ihn ein Krokodill hinunterschlingen werde.

121.

Bald aber weckt ihn eine Menschenstimme
Aus diesem fürchterlichen Wahn.
„Wer bist du?“ rief's mit halbverhaltnem Grimme,
„Wer wandelt hier auf der Verwüstung Bahn,
Wo, halb verwest, ich mich im Moder krümme?“
„Ich bin ein Thor,“ hub Ahdim zitternd an,
„Ich suchte hier, in diesem Schlamm, vergebens
Den großen Talisman, das höchste Gut des Lebens.“

Digitized by Google

122.

Ein höllisch Hohngelächter war
Die Antwort, die in Abdims Ohren gellte.
Sein Herz erbebt, als wie von Fieberkälte,
Und Todesfurcht sträubt sein gelocktes Haar.
So zitterte der Danaiden Schaar,
Als Cerberus, sie zu begrüßen, bellte.
Verzweifelnd sträubt er sich, bis daß es ihm gelingt,
Und er den Fuß in Freiheit wieder bringt.

123.

Bei jedem Schritte, den er that, vermehrte,
In dem Gefühl von seiner Schuld,
Sich mit dem Schlam des Wanderers Geduld,
Und dankbar pries er des Profeten Huld,
Die noch in ihm ein Hofnungsflämmchen nährte,
Weil sie bis jetzt sein Dasein nicht zerstörte,
Bis endlich er, am festern Boden spürt,
Daß ihn ein Gang allmählich aufwärts führt.

124.

Dies macht' ihm Mut, und stärkte sein Vertrauen.
Mit neuer Kraft kroch er den Pfad hinan,
Und endlich ließ, jemehr er Raum gewann,
Von oben sich ein Tagesschimmer schauen,
Der, gleich Aurorens Schein, in Dämmerung begann,
Und, durft' er gar den schwachen Sinnen trauen,
So war's, als ob er ein Geräusch vernahm,
Das stärker ward, und langsam näher kam.

125.

Digitized by Google

125.

Schon hatt' er sich drei schrecklich lange Stunden,
An Arm und Bein bis auf das Blut geschunden,
Durch Schutt und Graus, in diesem engen Schacht
Zu einer Oefnung aufgewunden,
Aus welcher ihm der Tag entgegen lacht,
Als das Geräusch ihm neue Sorge macht;
Denn durch die Oefnung in dem Felsen
Scholl ein Geschrei, wie von zehntausend Hälsen.

126.

Was sollt' er thun? — Es wagten aber nicht,
Aus seiner Gruft, an's Tageslicht zu schreiten?
Ein solcher Lärm, von so viel tausend Leuten,
Vor einem Loch, kan wol nichts Guts bedeuten!
Allein die Noth, die endlich Eisen bricht,
Lehrt ihn, es sei in diesem Falle Pflicht,
Um hier nicht gar für Hunger zu verschmachten,
Der Menge Volks beim Ausgang nicht zu achten.

127.

So stackt' er denn, doch nur bis an den Zahn,
Den Kopf hervor, und hielt sich für verloren,
Denn weit umher bedeckt' ein Heer von Mohren
Das flache Feld, doch kaum daß sie ihn sahn,
Tönt ein Geschrei: „Glück zu dem Großsultan,
„Den dieser Berg zum Herscher uns geboren!“
Und alles warf, aus demuthsvoller Pflicht,
Sich in den Staub vor ihm aufs Angesicht.

128.

Wir haben, zur Vermeidung aller Fragen,
Und um den Grund gehörig zu verstehn,
Warum und wie sich dieses Phänomen
Im Reiche Tasgi zugetragen,
Die Kroniken des Landes nachgeschlagen,
Und haben nun, wie folgt, daraus ersehn,
Daß alles das, was hier ein Wunder scheinet,
Sich ganz genau mit der Natur vereinet.

129.

Es ging vor denn den Tasgischen Kulieren
Aus Omrahs Stamm ein wenig sonderbar;
(Durch Zauberey, das ist wol ziemlich klar.)
Sie jagten, aßen, tranken, schliefen,
Wie nur ein Mensch zu schlafen fähig war,
Doch wenn zum Thron sie Staatsgeschäfte riefen,
So schienen sie des Kopfes ganz beraubt,
Und man erblickte nun den Kaiser ohne Haupt.

130.

Zwar sah das Volk es anfangs mit Erstaunen,
Und fing schon an, einander mancherlei
Von Landverderblichkeit, Betrug und Zauberey
Beim Divan, in das Ohr zu raunen.
Doch nach und nach verzogen sich die Launen,
Und jeder scherzt', und sprach darüber frei,
Denn Niemand ließ sich für den Staat mehr bangen,
Weil alles ging, wie es bisher gegangen.

131.

Digitized by Google

131.

Allein zuletzt riß dennoch die Geduld,
Und hieran war ein kleiner Umstand Schuld.
Man war gewohnt, wann sich der Kaiser zeigte,
Und alles sich vor ihm zur Erde beugte,
Daß er sodann, aus angeborner Huld,
Den Kopf ein wenig vorwärts neigte.
Dies hatte man so oft und gern gesehn;
Doch ohne Kopf — wie konnt' es nun geschehn?

132.

Erschienen auch zuweilen die Gesandten
Von einer fremden Nazion,
Die den Kalifen noch nicht kannten,
So lachten sie beim ersten Anblick schon,
Vielmehr zu Haus, bei Wettern und bei Tanten.
Dies war dem Volk der Tasgier ein Hohn,
Und machte selbst, des guten Kaisers wegen,
Die Staatsminister oft verlegen.

133.

Zwar that man, was bei solchen Audienzen
Auch ausser dieses Reiches Grenzen,
Im Fall der Noth, an Höfen üblich war,
Man ließ, versteckt vom purpurnen Talar,
Durch einen fremden Kopf den Kaiserrumpf ergänzen,
Allein das Reich lief doch dabei Gefahr;
Denn wurde nur das Spiel einmal verrathen,
So achtete kein Mensch den Potentaten.

134.

Um diese Schmach, wo möglich, abzuwenden
Beschlossen Volk, Minister und Weßier
Zum weisen Zauberer Bennadir,
Am Kaukasus, Gesandten abzusenden.
Die Frage war: „wann wird das Unglück enden?“
„Ich zweifle, sprach der weise Magus, schier,
Daß dieser Zauber sich von eurem Thron verlieret,
Als bis der Berg euch einen Schaz gebieret.

135.

Mit diesem trößlichen Bescheid
Verfügte die Gesandtschaft sich nach Hause;
In dessen starb, nach einem großen Schmause,
Der Sultan an der Unverdaulichkeit.
Das ganze Reich war hoch darob erfreut;
Man hörte schon, daß es im Berge sause,
Zum Zeichen, daß er wirklich schwanger sei,
Und alles Volk aus Tasgi lief herbei.

136.

Man wartete bereits drei Tage lang,
Als sich das Volk in zwei Parteien trennte.
Man wettete die Hälfte seiner Rente,
Ob, seit Aesopus Fabeln sang,
Wol irgend noch ein Berg gebären könte?
Ein jeder war süß-Furcht und Hofnung bang;
Auf einmal rief am Loch' ein alter Weiser:
„Da komt die Maus!“ — doch diesmal war's ein Kaiser.

(Die Fortsezung folgt im nächsten Stücke.)

3. Ueber

Digitized by Google

3.

Ueber den litterarischen Karakter Friedrich des Zweiten und über einige seiner Werke.

Fortsetzung.

Ueber die poetischen Briefe.

Das Lehrgedicht, wovon die Briefe oder Episteln nur eine besondere Form sind, scheint der König von allen Arten poetischer Kompositionen am meisten geliebt zu haben. Der größte und der am glücklichsten gerathene Theil seiner poetischen Werke gehört in diese Klasse.

„Aber Lehrgedichte," sagen unsere heutigen Kunstrichter, „sind keine wahre Gedichte." Sollte denn die Welt jemals aufhören, Virgils Ackerbau, oder Popens Briefe über den Menschen, mit Vergnügen zu lesen? mit dem höchsten Grade von Vergnügen, das man durch Lesen genießen kan? Wenn der nicht Dichter ist, der mir Sachen, die entweder meinen Verstand, oder mein Herz, oder beide interessiren, in der

schön-

schönsten, harmonievollsten Sprache vorbringt; wer ist denn Dichter? Ich weis nicht, ob es möglich ist, die Stellen im sechsten Buch der Aeneis, wo der Dichter über das Weltall und über die Bestimmung der menschlichen Seele philosophirt, mit geringern Vergnügen zu lesen, als die Beschreibung des brennenden Troja; warum soll denn der Verfasser in jenen Stellen weniger Dichter gewesen sein, als in diesen? Man sage nicht, in jenen philosophischen Stellen sei er nur für Leser interessant, die philosophischen Geschmack und philosophische Vorkentnisse mithringen. Das Gemälde von der Zerstöhrung Trojas erfodert wenigstens auch mythologische Vorkentnisse, wenn es die gehörigen Eindrücke machen soll, und der Leser, zu dessen Unterhaltung es bestimmt ist, muß Geschmack an puren Erdichtungen finden, ein Geschmack, der auch nicht aller Welt gegeben ist.

Ungegründet ist auch, was einige behaupten, daß philosophische Lehren nothwendig eine Trockenheit verursachen müßten, die gerade das Gegentheil von dem frischen Leben sei, das der Dichter über alle seine Werke verbreiten soll. Die Trockenheit im Lehrgedichte ist immer ein Fehler des Dichters, nicht der Form. Wo giebt es Verse, die mehr jenes frische Leben athmen, als diese?

Prin-

Principio coelum, ac terras camposque liquentes,
Lucentemque globum Lunae, Titaniaque astra
Spiritus intus alit, totamque infusa per artus
Mens agitat molem, et magno se corpore miscet.

Ich kenne Leser, denen Verse von solchem Inhalt unendlich mehr Vergnügen machen, als Verse, die aus lauter Ausrufungen bestehen, wie die Cantica Sancti Bernardi. Und doch müßte man, wenn Darstellung und Ausdruck der Empfindung der einzige Hauptzweck der Dichtkunst wäre, zugeben, daß jene Cantica unendlich mehr den Namen wahrer Poesie verdienten, als die schönen Lehroden des Horaz: Rectius vives etc. Augustam amici pauperiem und die übrigen von der nämlichen Klasse.

„Ist denn nicht wenigstens spekulative Philosophie von aller Dichtkunst auszuschließen? Kan sie etwas mehr als den Verstand beschäftigen? Läßt sie nicht die Einbildungskraft kalt? Das Herz leer?“ Ich weis nicht, ob es möglich sei, spekulative Philosophie mit Geschmack, mit Vergnügen und mit Succeß zu treiben, wenn es einem nicht sehr wichtige Angelegenheit seines Lebens ist, sich über gewisse Dinge, wo nicht völlig befriedigende Aufschlüsse, doch wenigstens beruhigende Aussichten zu verschaffen. Wenn wir aber einen Dichter annehmen, dem spekulative Philosophie eine so wichtige Angelegenheit wäre, solte es ihm an Mitteln

fehlen, uns anzuziehen? uns zu erwärmen? uns Geist und Herz zu heben?

„Ich höre fragen: „Kan man den Lukrez lesen?“ Ich mögte dagegen fragen: „Ist etwas Anziehenderes, als die Empfindungen, die Lukrez bey seinen Lesern zu erregen weis?“ Giebt es etwas Interessanteres, als der Gemüthszustand dessen, der aus den Finsternissen des Aberglaubens zu dem hellen Tage wahrer oder vermeinter Philosophie übergeht? Welch ein Gemisch kontrastirender Empfindungen? Auf eine Art von Schrecken, die gewöhnlich den ersten Zweifel an heiligen Dingen begleiten, folgt eine Geistesfreude, der sich der anfangende Philosoph immer noch mit einer gewissen Angst überläßt, weil er sich des Gedankens nicht gleich ganz erwehren kan, die Gespenster, vor denen sich alle Welt fürchtet, mögten doch wirkliche Wesen sein. Sobald aber der Philosoph vollendet ist, verschwindet alle Furcht, und seine Freude steigt bis zu einem Rausche, der oft selbst der Vernunft gefährlich wird. Das Gedicht des Lukrez enthält vom Anfang bis zu Ende die lebhaftesten Gemälde von diesem Gemüthszustande, und ich weis nicht, ob es für junge Römer, die zu philosophiren begannen, eine anziehendere Lektüre geben konte. Man erlaube mir einige Hauptzüge aus diesen Gemälden in folgender Nachahmung einer Anrede an den Epikur zu concentriren:

Sei

Sei ewig mir gepriesen, du der Erste,
Der uns befreite von der Lüge Ketten,
Womit sie uns zum Dienst des Aberglaubens
Gefesselt hatte, wie die feigsten Sklaven!
Sei mir gepriesen, unter allen Söhnen,
Der herlichen Athene, die so viel
Der Helden und der Weisen einst gebar,
Der würdigste, von aller Menschheit ewig
Verehrt zu werden, weil du sie zuerst
Gerettet hast vom Größten aller Uebel!
Als düstre Nacht die Sterblichen umgab,
Und ihren kurzen Lebenspfad bedeckte,
Daß sie nicht sahn die Gaben der Natur,
Daß sie mit Angst und Zittern nur genossen,
Weil scheußliche Gespenster stets sie schreckten,
Von oben her ein fürchterlich Gespenst,
Ein fürchterlicher noch tief unter ihnen;
Als so die Menschen angstvoll irrten, da
Trugst du herbei die Fackel der Vernunft,
Und machtest hell die Nacht; da rief die Wahrheit
Aus deinem Munde ihnen zu: „erhebt
Mit Mut den Blick empor, und das Gespenst
Dort oben, wie ein Schatten, wird es fliehn:
Auch fürchtet nicht das Schreckbild unter euch!
Wie Dunst verfliegt es, wenn ein Licht sich naht.
Folgt mir, ich führ' euch zu dem heil'gen Tempel
Der gütigen Natur; führ' euch den Weg,
Den sie wohlthätig selbst für euch gebahnt."
Ich folge dir, erhabner, großer Lehrer
Und Freund, ergreift mich, hohe Götterfreude,
Und schaudernde Bewunderung, wenn ich sehe,
Wie die Natur von deiner Hand entschleiert,
Ganz wie sie ist, sich darstellt meinen Augen.

Die

Dieser letzte Zug insbesondere, hat ihr Originale Schönheiten, die ich in meiner Nachahmung nicht zu erreichen wußte:

His tibi me rebus quaedam divina voluptas
Percipit, atque horror, quod sic Natura tua vi
Tam manifesta patet ex omni parte retecta *).

Für einen so gestimmten Leser haben alle die Beschreibungen und Erklärungen, die Lukrez von Naturbegebenheiten giebt, einen mächtigen Reiz. Jedes neue Exempel, worin der Dichter ihm zeigt, wie alles, was der Aberglaube der Macht der Götter zuschreibt, bloß aus Trennung und Zusammensetzung der Elemente erklärt werden kan, muß bey einem Leser, wie Lukrez sich den seinigen dachte, immer neue Freude und neues Erstaunen erregen.

Wenn Lukrez ein so trockner Dichter wäre, wie einige behaupten, würden sich seine Gedichte wohl erhalten haben? Es ist wahrscheinlich, daß jenes Gemisch von voluptate und horrore ihm zu allen Zeiten, selbst im Mittelalter, selbst in Klöstern, eifrige Leser, ihm selbst an Mönchen, (denn es gab Denker unter den Mönchen,) Abschreiber, die ihn mit Lust abschrieben, verschaften.

Unter den poetischen Briefen des Königs sind drei, deren Inhalt die spekulative Philosophie betrift;

*) Lib. III. v. 20.

Digitized by Google

trift; der fünfte an den Marquis d'Argens, den siebenten an den Herrn von Maupertuis und den achtzehnten an den Marschall Keith. In diesen Briefen hat der König viel ähnliches mit dem Lukrez, ohne sein Nachahmer zu seyn. Ueberhaupt war wol das Genie Friedrichs zum eigentlichen Nachahmen nicht gemacht; er fühlte seine eigenen Kräfte zu stark; seine Einbildungskraft war zu fruchtbar und zu lebhaft; und sein Geschmack zu entschieden, als daß er die Manier eines andern hätte studiren und sich in ihr üben sollen. Wenn gleich die Ueberschrift eines dieser drei Briefe, des achtzehnten, eine Nachahmung des Lukrez ankündigt, so soll doch dadurch nur angezeigt werden, daß Friedrich in diesem Briefe eben den Gegenstand abhandeln wolte, dem Lukrez sein drittes Buch gewidmet hat, und daß er die Gedanken und Beweise des Römers dabei genutzt habe.

Der König hat in diesem Briefe den arcanum furorem, den Statius dem Lukrez beylegt, doch hat er ihn nicht in so hohem Grade, wie der Römer. Statius scheint unter darunter die auf den Leser übergehende Wärme, das auch ihn ergreifende Feuer der Begeisterung verstanden zu haben, womit Lukrez die epikurische Philosophie als die wohlthätigste aller Erfindungen, als das Interessanteste für einen nach einem glücklichen Leben trachtenden Menschen, vorträgt.

Dem

Dem Lukrez ist der König auch darin ähnlich, daß er Gegenstände, die man gewöhnlich für trocken hält, und die so viele in Prosa nicht einmal recht deutlich vorzutragen wissen, in der schönsten poetischen Sprache mit aller möglichen Deutlichkeit behandelt. Diese seine Deutlichkeit ist ein Beweis, wie sehr und mit welchem Interesse er über dergleichen Dinge nachgedacht hatte. Denn unser Vortrag gelingt uns immer am besten, wenn er Dinge betrift, die uns von allen Seiten vertraulich bekannt sind, weil wir uns gern und viel mit ihnen beschäftigt haben.

In Ansehung der Methode, oder einer feinen Anordnung der Sätze und Beweise, um dem Leser einen gewissen Hauptgedanken eben so wichtig als einleuchtend zu machen, dürfte Lukrez, wenn ich mich nicht irre, Vorzüge vor dem Könige haben. Diese Methode ist es eigentlich, was die alten Lehrer der Beredsamkeit die Kunst des Vortrags nannten, und Cicero, ein Kenner und Meister darin, wie es wenige gab, legt dem Lukrez eine vorzügliche Kunst bey *). Vom Könige kan man nicht sagen, daß die Plane seiner Gedichte (denn von seinen historischen Werken muß man das Gegentheil behaupten) eben so vollkommen wären, als es die Plane seiner Feldzüge waren, wo er alle seine

*) Epist. ad Q. fratrem II. 11.

seine Bewegungen, die vorbereitenden und die entscheidenden, aufs zweckmäßigste mit einander verbunden hatte.

In den übrigen Briefen trägt der König Moral, bald im ernsthaften, bald im satyrischen Tone vor. Der Ton seiner Satyre ist dem in den Komödien des Moliere am meisten ähnlich. Feine Ironie und Persifflage, welche Nothbehelfe derer zu seyn scheinen, die nicht freimütig sprechen dürfen oder wollen, waren keine Waffen für Friedrich, der auch gegen Thoren und Lasterhafte lieber einen offenen Angriffskrieg führte. Bald bestürmt er sie mit Gründen, und stellt das Absurde ihres Betragens in das helleste Licht. Bald zeigt er ihnen das Lächerliche in ihrer unvernünftigen Art zu schließen und zu handeln. Er sucht ihnen, in komischen Gemälden, den Kontrast zwischen ihren Zwecken und den von ihnen gewählten Mitteln anschaulich zu machen. Der Ausdruck ist selten schonend. Immer streut er beißendes Salz mit vollen Händen aus.

Eine Vollkommenheit — die Wahrheit fodert dies Geständniß von uns — vermissen wir in den Gedichten des Königs, nicht in den Werken des Lukrez, diejenige Vollkommenheit nämlich, die aus einer sorgfältigen Wahl der Gedanken sowohl als des Ausdrucks entsteht. Fast jedes von Friedrichs Gedichten, es sei von der größern oder

Digitized by Google

aber kleinern Gattung, giebt Anlaß zur Anwendung jener Bemerkung, womit Horaz einen seiner Vorgänger in der Satyre bezeichnete. Erat quod tollere velles. Der König läßt seiner Einbildungskraft und was noch schlimmer ist, seinem Gedächtniß, und — laßt uns ohne Scheu die Sache mit ihrem wahren Namen nennen — seiner Redseligkeit zu freien Lauf. Es ist merkwürdig, daß die Prose des Königs nicht allein von diesem Fehler frei ist, sondern vielmehr die entgegengesetzte Vollkommenheit hat. Die alten Lehrer der schönen Wissenschaften würden ihr attische Kürze, seinen Versen hingegen asiatische Weitschweifigkeit beigelegt haben.

Der erste Brief an des Königs Bruder, den damaligen Prinzen von Preußen, enthält eine Sammlung nützlicher Wahrheiten für einen jungen Prinzen. Schwerlich hat jemals ein Prinz dem andern solche Lehren mit soviel unübertriebner Wärme und mit so natürlicher Beredsamkeit vorgetragen. Den bekantesten Betrachtungen, die eben wegen ihrer Bekantheit keinen starken Eindruck machen, weis Friedrich durch Wendungen, Bilder und Ausdrücke den Reiz der Neuheit und größere Kraft zu geben.

Eine der schönsten Stellen in diesem Briefe ist ein allegorisches Gemälde der Jugend, von dem ich eine bessere Nachahmung, als folgende, zu sehen wünschte:

Bruder, kannst du mich das Mädchen dort?
Sieh, von Scherz und Fröhlichkeit umgeben,
Springt und hüpft und tanzt sie immerfort.
Sieh den schlanken Körper voller Leben,
Voller Kraft, Gefühl von Lust und Glück
Strahlt aus jeder Miene, aus dem Blick.
Sieh, jetzt pflückt sie Blumen sich zum Kranze,
Sieh, jetzt fliegt sie schnell und froh zum Tanze,
Sieh an Bakchus Altar dort sie trinken,
Mit dem Glase jungen Schwestern winken,
Und sie eilen, Hand in Hand, herbei,
Lustigkeit und Scherz und Neckerei;
Auch die Wilphett, doch nicht jene rohe
Sittenlose, nein, die bessre, frohe,
Die so frech nicht handelt, als sie spricht;
Auch die Thorheit, jene dumme nicht,
Der es ganz an Geist und Sinn gebricht,
Nein, sie, die den Witz oft würdig findet,
Daß er sich zum Spiel mit ihr verbindet.

Bruder, weist du, wie dies Mädchen heisse?
Ach, sie ist es, die auch mir einst lachte,
Und mir manche schöne Blume brachte,
Aber die jetzt ihre Gunst erweist,
Tugend heißt sie; Auch dich wird sie fliehen;
Und wird bald dir ihre Gunst entziehen,
Wenn du nur, was sie begehrt, begehrst,
Und der Weisheit Warnungsruf nicht hörst *).

Der

*) Il est une beauté dont la fraicheur naissante
Des plus vives couleurs paroit resplendissante;
La santé sur son front brille dans sa vigueur,
La grace l'accompagne avec la belle humeur:

Der zweite Brief an Hermotim (sein erdichteter Name) handelt von den Vortheilen, welche die Wissenschaften und die Litteratur verschaffen. Friedrich zeigt, daß Kentnisse und litterarische Talente auch einem vornehmen Manne, auch einem Feldherrn anständig sind, daß sie eben so gut zum Ruhme führen, als kriegerische Verdienste; er beruft sich auf das Exempel Alexanders und Scipios, von denen jener in Hinsicht seines Geistes, dem Unterrichte, den er vom Aristoteles genossen, so viel Ehre machte, dieser aber der römischen Litteratur, durch seine Protektion, einen Ennius verschafte. Alles dieses sind jetzt bekante Gemeinörter; aber wenn man einsehen will, warum Friedrich sich damit, als mit wichtigen und neuen Betrachtungen beschäftigte, so muß man sich erinnern, daß er die Litteratur an einem Hofe und zu einer Zeit zu bearbeiten anfing, wo sie als eine den Großen unanständige, unnütze Pedanterie verachtet wurde.

Bei

Tout en elle est transport, tout est rempli de vie:
Elle aime les plaisirs et même la folie;
Sur un trône de fleurs elle embrasse Venus,
Et le thyrse à la main folâtre avec Bacchus,
Ne connoissez-vous point cette aimable Deesse?
Mon frère, elle est en vous; c'est la vive leunesse;
Craignez de ses excès l'égarement fatal;
L'abus de ses plaisirs change le bien en mal,

Bei keinem Hofe, in Deutschland wenigstens, konte er sich Beifall für seine litterarischen Beschäftigungen versprechen. Ihm war es also sehr interessant, den Nutzen, den die Wissenschaften leisten, durch Gründe darzuthun. Aus diesem Gesichtspunkt muß man alle die Stellen in Friedrichs Werken beurtheilen, wo er, was uns jetzt etwas sehr überflüssiges zu seyn scheint, auch dem Staatsmann und dem Feldherrn die Wissenschaften wichtig zu machen sucht. Wenn man eine Geschichte der verschiedenen Erziehungsarten, die in Deutschland unter den höhern Ständen in verschiedenen Zeiten üblich gewesen, schreiben wolte, so könte man seit der Reformazion, oder seit der Wiederherstellung der Wissenschaften, drei Perioden annehmen. Die erste würde bis zum dreißigjährigen Kriege gehen; man könte sie die Zeit der pedantisch frommen und pedantisch gelehrten Erziehung nennen. Der Hofprediger hatte am meisten Theil daran. Die jungen Prinzen durften keine Predigt versäumen, mußten ja recht fassen, wie die reine Lehre von der ketzerischen abwich, mußten ihr Gedächtniß mit biblischen Sprüchen oder goldenen Sentenzen erfüllen, mußten Latein und Griechisch nach der Grammatik lernen, als ob sie einmal Sprachlehrer hätten werden sollen; mußten vier bis fünf Jahre auf Universitäten zubringen, die Vorlesungen besuchen, und Disputationen beiwohnen. Während des dreißigjährigen Krieges, da einige mun-

Digitized by Google

tere Prinzen früh, theils bei den Kaiserlichen, theils bei den Schweden, theils bei den Franzosen Kriegsdienste thaten, wo sie Gelegenheit hatten, sich durch die Erfahrung von der Unnützlichkeit elender Schulgelehrsamkeit zu überzeugen, und wo sie soviel Exempel von dem, was bloß natürlicher, durch Erfahrung gebildeter Verstand ausrichten kan, vor Augen hatten, wo sie auch an dem Beifall, den damals schon die Franzosen erlangten, sahn, daß die feine Bildung der äusserlichen Sitten ein großer Vorzug ist, durch den zumal Leute von Stande sich in der Welt können gelten machen, in diesem Zeitraum, sage ich, des dreißigjährigen Krieges, der so große und so mannigfaltige Revoluzionen für Deutschland bewirkte, wurde auch jene alte, wirklich sehr unzweckmäßige Erziehungsart abgeschaft, und eine neue eingeführt, die bloß darauf eingerichtet war, einen Mann für die Welt, oder was man damals einen galant homme nante, zu bilden. Thomasius gab dieser Erziehungsart seinen Beifall, und suchte sie durch seine Schriften zu empfehlen und zu befördern. *)

Die

*) Er kündigte 1687, zum Erstaunen aller damaligen Universitätsgelehrten, Vorlesungen in deutscher Sprache an, über Grazians Grundregeln, vernünftig, klug und artig zu leben. Die Einladungsschrift dazu war in deutscher Sprache abgefaßt und betitelt: Diskurs, welchergestalt man den Franzosen im gemeinen Leben und Wandel nachahmen solte.

Gehr

Die Erziehungsart, die nun aufkam, und die man mit dem Namen der galanten beehrte, war zu sehr das Gegentheil von der alten, als daß unparteiische Beurtheilung ihr den Vorzug vor jener geben konten. Gelehrsamkeit war jetzt für Leute vom Stande sehr entbehrlich. Sogar wurde das Vorurtheil herschend, daß Gelehrte keine praktisch brauchbare Männer sein könten. Man glaubte, Gelehrsamkeit dämpfe und unterdrücke den natürlichen Witz. *) In Deutschland und in Norden herschte dieses Vorurtheil. In England und Frankreich gab es Prinzen, Staatsmänner und Feldherren, die man mit Recht Kenner der Wissenschaften nennen konte. An keinem Hofe aber in Deutschland war jenes Vorurtheil so mächtig, als am Preußischen gerade in den Jahren, wo Friedrich der II. seine Erziehung bekam. Die verächtliche Benennung, die Friedrich Wilhelm den Gelehrten gab, ist bekant. Das Exempel Friedrichs des II. wird eine neue heilsame Revoluzion in der Erziehungsart der Großen veranlassen, und wird dann die dritte Perio-

Sehr richtige Anmerkungen über die alte Erziehungsart junger Fürsten vor dem dreißigjährigen Kriege, und über die neue, seit dieser Periode, findet man in Spittlers Geschichte des Fürstenthums Hannover II. Th. S. 178 ff.

*) S. Gebhardi Geschichte von Dännemark II. Th. p. 2240.

Periode sein. An Friedrich dem II. hat Europa gesehn, daß nicht nur ein Prinz, der sich mit Litteratur beschäftigt, ein großer Prinz sein kan; sondern, daß auch seine litterarischen Kentnisse und Talente zu seiner Größe, als Regent, als Krieger und als Staatsmann, beitrugen. Friedrichs erste Liebe zur Litteratur wurde wol durch das Vergnügen, das sie ihm gab, veranlaßt. Aber er fuhr fort, sie auf dem Throne zu lieben, nicht nur weil sie ihm Vergnügen, nicht nur weil sie ihm Ruhm verschafte, sondern auch weil er einsah, daß jene Geistesgröße, durch die er ein großer König und ein großer Feldherr war, durch Lektüre sich nährte und erhielt.

Die frühe Liebe zur Lektüre, habe ich gesagt, ist bei Friedrich dem II, wie bei allen jungen Leuten, bei denen sie sich äussert, ohne Zweifel aus dem Vergnügen herzuleiten, das sie einer regen, immer nach neuen Ideen sich sehnenden Einbildungskraft im reichern Maaße, als irgend eine andere Beschäftigung gewähren kan. Wenn aber die Einbildungskraft von einem treuen Gedächtniß und von einem scharfen Verstande begleitet wird, so kan es nicht fehlen, der junge Liebhaber der Lektüre muß die großen Vortheile, die er dadurch in Absicht auf Mannigfaltigkeit der Kentnisse und Schärfe des Urtheils über andere, nicht lesende Menschen erhält, bald bemerken. Er

wird

Digitized by Google

wird bald finden, daß er Ideen hat, wo die nicht lesenden Menschen keine haben; daß er Aehnlichkeiten und Unterschiede wahrnimmt, wo die nicht lesenden zu stumpfsehend sind, um dergleichen zu entdecken. Er wird sich bald überzeugen, daß man durch Lesen täglich seinen Ideenvorrath vermehrt, berichtiget, vervollständigt; täglich neue Bemerkungen, Erfahrungen und Regeln sammelt, zu deren nützlicher Anwendung er täglich neue Gelegenheit findet. An sich selbst machte Friedrich die Beobachtung, daß Beschäftigung mit Literatur und Wissenschaften, theils fähiger, theils sorgfältiger, seine Pflichten zu erfüllen, theils brauchbarer zu den Geschäften des praktischen Lebens macht. Worin besteht eigentlich Größe des Verstandes? Einmal in dem größern Vorrath von Ideen, und zweitens in der größern Fertigkeit, sie mit einander zu vergleichen, sie zu unterscheiden und sie zu combiniren. Was kan es aber für ein Mittel geben, seinen Ideenreichthum schneller und leichter zu vermehren, als Lektüre? Und eben diese Lektüre, wenn alle Seelenkräfte gehörig dabei geschäftig sind, was ist sie anders, als ein beständiges Sammeln neuer Begriffe? eine beständige Uebung in Urtheilen und Schließen? Friedrich sagt: „Jemehr ein Mensch sich geübt hat, scharf und richtig zu urtheilen, seine Begriffe aufzuklären, und in seinen Schlüssen bündig zu seyn, destomehr ist er im Stande, jede Art von Geschäften,

um, wozu er berufen wird, unentbehrlich zu verrichten, und diese Eigenschaften des Verstandes sind vom Geschmack an Wissenschaften unzertrennlich." *) Und an einer andern Stelle: „Man sage nicht, daß das Studium der Wissenschaften und Künste die Menschen ungeschickt zu Geschäften mache. Es ist der aufgeklärteste Verstand, der in allem, was Menschen unternehmen, am ersten zum Ziele führt, und wer die Wissenschaften kultivirt, der wird durch sie nicht nur nicht unfähig, sondern vorzüglich geschickt, seine Berufsgeschäfte, von welcher Art sie auch sein mögen, auf eine auszeichnende Art zu verrichten. Ehe die großen Männer des Alterthums Staatsämter übernahmen, erwarben sie sich in der Schule der Wissenschaften die dazu erforderlichen Kenntnisse und Fertigkeiten, und es ist evident, daß alles, was den Verstand hellsehend macht, was die Urtheilskraft übt, und den Ideenreichthum vermehrt, die tüchtigsten Subjekte zu allen Arten von Geschäften bilden muß." **)

Ein

*) Plus le jugement est fin, les idées claires, le raisonnement conséquent, plus l'homme est porté à s'acquitter, sans reproche, de l'emploi tel qu'il doit remplir. Eloge de Monsieur Jordan.

**) Qu'on ne dise point, que la culture des sciences et des arts rend les hommes inhabiles aux affaires. Le bon esprit fait les mêmes

Ein paar Stellen in diesem zweiten Briefe können zu Beispielen dienen, wie glücklich Friedrich das Gelesene behielt und wieder anzuwenden wußte, und wie er es, wenn er es anwandte, zu verschönern, oder anders zu bestimmen suchte, so daß er nicht bloß das Gelesene, sondern dieses immer in Verbindung mit etwas Selbstgedachtem vorbrachte. Die Stelle im Anfange des siebenten Gesangs der Henriade, wo Voltaire den Gedanken: der Schlaf und die Hofnung sind die beiden Tröster des menschlichen Lebens, so schön ausführt, sind jedem bekant, der sich nicht durch Vorurtheile, die Henriade zu lesen, hat abhalten lassen:

Als der Schaffende sah die wenigen Tage der Menschen,
Wie so selten sie Freude bestralet, wie sie der Leiden
Unermeßliches Heer beständig so düster umwölket,
Sandt' er zwei wohlthätige Wesen, den Erdbewohnern,
Wenn sie die Nacht der Gorgon umgiebt, zu lieben Gefährten,

Dass

mêmes progrès dans toutes les matiéres qu'il embrasse. Les sciences, bien loin d'avilir, donnent dans tous les emplois un nouveau lustre à ceux, qui les cultivent. Les grands hommes de l'antiquité se formèrent sous la tutèle des lettres, si je puis me servir de ce terme, avant que d'occuper les dignités de l'état, et ce qui sert à eclairer l'esprit, à perfectionner le jugement et à étendre la sphère des connoissances, forme certainement des sujets propres à toute espèce de destinations. Daselbst.

Daß sie stärkten den Müden, mit Mut den Armen belebten;
Süßer Schlaf, dich sandt' er, und dich, sanftäuschende Hofnung. *)

Ich halte es für eine glückliche Verschönerung dieses Gedankens, wenn Friedrich in einer Darstellung der Vortheile, die die Wissenschaften gewähren, diese dem Weisen eben das sein läßt, was der Schlaf und die Hofnung gewöhnlichen Menschen sind, Mittel die Leiden des Lebens zu vergessen, und sich seine Sorgen zu erleichtern:

Daß nicht das Menschengeschlecht im Gefühl der Leiden verzage,
Die im Thale des Lebens das Schicksal über sie sammelt,
Sandt' ihm der Himmel zwey mächtige Tröster, den Schlaf und die Hofnung;
Aber dem Weisen sandt' er zum Trost noch die Muse. Sie führet ihn,
Der sich ihrer Leitung vertraut, in die heiligen Tempel,
Wo sich die Quellen der Kentniß ihm öfnen, wo ihn die Flamme
Hoher Begeisterung ergreift, wo ihn die Geister der Alten
Den-

*) Du Dieu, qui nous créa, la clémence infinie,
Pour adoucir les maux de cette courte vie,
A placé parmi nous deux Etres bienfaisans,
De la terre à jamais aimables habitans.
Soutiens dans les travaux, trésors dans l'Indigence;
L'un est le doux sommeil, et l'autre est l'Espérance. †)

†) La Henriade Ch. VII.

Digitized by Google

Denken lehren, wie sie. Umringt von ihnen, vergißt
er
Dieser Erde Gewühl, und geniesst die Ruhe der Götter.*)

Das andere Exempel ist ebenfalls ein Gedanke, den der König mit Voltairen gemein hat. Wiewol es ist ungewiß, wer von beiden der Urheber des Gedankens war, wer Nachahmer. Ein kleiner poetischer Brief von Voltairen an seine königliche Prinzessin über den Gebrauch der Zeit, im Sylbenmaaß der kleinen Lehrode, endiget sich ohngefehr folgendermaßen:

Lebensgenuß entquillet der Müh';
Qualvoll entkriegt dem Trägen der Tag.
Nähre den Geist, hell flammet sein Licht;
Nähr' ihn nicht und die Flamm' erlischt. **)

Frie-

*) Les Dieux, pour nous marquer leur clémence infinie,
Ayant pitié des maux des fragiles humains,
Leur ont prêté l'appui de deux Etres divins;
L'un c'est le doux sommeil, l'autre c'est l'Esperance.
Mais de ce même Dieux la puissance assistance
Pour les Sages exprès fit un consolateur,
Pallas nous amena ce secours enchanteur:
C'est l'étude en un mot, beauté toujours nouvelle,
Plus on la voit de prés, plus elle paroît belle;
Les hommes fortunés que son amour remplit,
Négligent les faux biens, et cultivent l'esprit:
La science est le don, que sa main distribue.

**) S'occuper, c'est savoir jouir.
L'oisiveté pese et tourmente,

L'ame

Friedrich, im gegenwärtigen Briefe, hat den Gedanken übergesetzt, und ausgedrückt:

Gedankenloses Leben erstickt die Flamme des Geistes. Gleich dem Feuer, das dort die Vestalinnen bewahrten, werde sie täglich genährt, es nährt sie Lesen und Denken. Ungenährt wird sie stets schwächer, wird endlich verschwinden. *)

Ich brauche wol nicht zu erinnern, daß, in Ansehung der Diktion, Voltaire, einer der größten Meister dieses Theils der Dichtkunst, große Vorzüge vor dem Könige hat. Doch auch bei diesem wird man Züge wahrnehmen, die seine schönen, aber freilich nicht genug kultivirten Talente in dieser Hinsicht beweisen.

Dem dritten Brief über Ruhmsucht und Geldgier würden, dünkt mich, weder Horaz noch Boileau ihren Beifall versagt haben. Eine Fabel, oder wenn man lieber will, eine Erzählung, die in diesem Briefe vorkömt, hat zu einer Nachahmung Anlaß gegeben, die meine Leser im ersten Stücke dieses neuen Museums, wo nicht gelesen, doch werden gesehen haben. **) Der edlere Ton,

wo-

*) L'esprit se perfectionne chez les hommes pensants.
Il est pareil au feu qu'entretenaient les Vestales.
Il faut l'entretenir par l'étude la nourrir;
S'il ne s'accroît sans cesse, il s'éteint il périt.

**) Reichthum und Ehre, eine Erzählung.

womit der König sie in seinem Briefe vortrage, ist aber dort in der Nachahmung zu dem vertraulichern der Erzählung, oder des Mährchens, herabgestimmt.

Der fünfte Brief an den Marquis d'Argens, von den drei metaphysischen Briefen der erste, muß uns, dünkt mich, überzeugen, daß der König ein wahrer Philosoph war. Ich nehme diesen Titel hier in einem Sinne, der zwar nicht der gewöhnliche ist, der es aber sein solte. Ein wahrer Philosoph verdient nur derjenige genannt zu werden, der das Bedürfniß innig und lebhaft fühlt, sich eine deutliche Erkenntniß von der Natur und von der Bestimmung des menschlichen Geistes zu verschaffen, und bei dem dieses Bedürfniß eine mächtige Triebfeder seines Strebens und Forschens ist. Mich dünkt, man muß mit sehr hartnäckigen Vorurtheilen an die Lesung dieses Briefes gehn, wenn man am Ende desselben noch behaupten will, der König habe diesen Brief bloß als ein poetisches Exerzitium geschrieben; wenn man es nicht empfindet, wie sehr es dem Verfasser wichtige Angelegenheit war, über den Punkt, den der Inhalt des Briefes ist, zu einem gewissen und festen Entschluß zu kommen.

Folgende Stelle, deren Inhalt ich hier nur in Prosa mittheilen will, scheint mir merkwürdig. „Wenn ein Schüler Eukids einen genauen Plan von einer Gegend aufnehmen, die Lage der

Dörfer

Oerter richtig bestimmen, die Thäler und Felder zuverlässig messen will, so prüft er vorher seine verschiednen Instrumente. Denn die Richtigkeit seiner Operationen hängt von der Richtigkeit seiner Instrumente ab. Dieses Verfahren ist in der That weise. Wenn wir nun aber Vernunftschlüße machen wollen, ist es nicht vor allen Dingen nöthig, erst zu untersuchen, was unsere Vernunft ist und vermag?“ Eine Kritik der Vernunft schien also dem Könige das erste zu sein, womit man in der spekulativen Philosophie anfangen müsse.

Man hat Karl den Großen wegen seiner wirtschaftlichen Kentnisse bewundert, wovon er uns ein in der That merkwürdiges Denkmahl in der berühmten Verordnung, seine Domänen betreffend,*) hinterlassen hat. Welch einen großen Vorrath praktischer Kentnisse Friedrich sich gesammelt hatte, ist zwar sonst hinlänglich bekant, man kan es aber aus dem sechsten Briefe an den Grafen Gotter einigermaßen beurtheilen. Dieser Brief ist ein vorzüglich schönes Denkmahl von den Kentnissen, den Einsichten, dem Genie und den Talenten des Königs. Man muß dabei bedenken, daß zu der Zeit, als er diesen Brief schrieb, Handlungseinsichten und statistische Kentnisse unter den Großen in Deutschland, selbst unter den Staatsmännern, selten waren. Das Studium

der

*) Capit. de Villis.

der Statistik und der Staatswirtschaft fing erst an, durch einige Lehrer auf Universitäten getrieben zu werden. Wie schön hat er nicht den Gedanken, daß Kenntnisse den Genuß des Luxus erhöhen, ausgeführt! Welch eine Reihe treflicher Gemälde stellt er auf von den Arbeiten des Landmanns und der Künstler! Ist es möglich, daß ein anderer, als ein wahrer, aber mit einem Reichthum der nützlichsten Kentnisse versehener Dichter diesen Brief schreiben konte?

Folgende Schilderung vom Glasmachen kan, dem deutschen, des französischen Originals unkundigen Leser einigermaßen zur Probe dienen:

Weist du, wie der Krystall, der mit köstlichen Weine
Vor dir blinket, aus Sand, aus Kieseln, aus Asche zu dieser
Herlichen, schönen Gestalt vom Künstler wurde gebildet?
Sand und Kiesel und Asche vermischt er mit Salzen und wandelt
Ihre Natur, daß sie von der Kraft des mächtigen Feuers,
Wie von Strahlen der Sonne das Eis im Thale, zerfließen.
Aus der zerflossnen, doch zähen, Masse schöpfet der Künstler
Einen bald grössern, bald kleinern Tropfen, und bläset durch eine
Röhre von Eisen in ihn. Der Tropfen schwillet vom Hauche;
Aber im Schwellen giebt ihm die Hand des Künstlers mit leichter
Scheere,

Scheere, bald diese, bald jene Gestalt. Dann setzt er ihn nieder
Seen vom Feuer, und hier erstarrt er zu klarem Krystalle,
Wie am Dache Tropfen, vom Froste verhärtet, in Eis sich
Wandeln, aber als Eis die Gestalt des Tropfen behalten.

Für die Menschheit, für die Moral hat Friedrich nichts Interessanteres geschrieben, als den zwölften Brief. Er trägt darin die große, wichtige Wahrheit von der Freiheit, von der Allmacht des menschlichen Willens vor. Er behauptet, daß die Herschaft des intellektuellen Wesens über das sinnliche möglich und daß sie die einzige, die wahre Quelle aller Tugend, aller großen Thaten sei. Aus seiner eigenen Seele hat er diese Wahrheit geschöpft, und wer hat je durch sein Leben, einen stärkern Beweis für sie gegeben, als Friedrich?

Hier sind ein paar Stellen aus diesem schönen, lehrreichen Briefe:

Wilst du kennen die Kraft, durch die einige göttlichen Männern
Für das Menschengeschlecht die erhabensten Thaten gelangen?
Feurige Liebe war es zum Guten; sie suchten's mit festem,
Unbeweglichen Sinn, was wären sie, weil sie es wolten.
Willen nennen die Allmacht des Willens wir drum in halben,

Mat-

Matten Willen nur wilst, so gleichst du dem Trägen; ihn wolte
Schon aus seinen Armen der Schlaf entlassen; der Träge
Oefnet halb die Augen, erhebt sich langsam und sinket
In die Arme des Schlafes zurück, ein williger Schläfer. *)

Wie der befruchtende Saft in jenem lieblichen Baume,
Nie versiegend, beständig empor sich drängend, in frischen
Blättern, in weißen Blüten, in goldenen Früchten hervorquillt
Also quillet in uns die Kraft zu Thaten beständig.
Ehre den Quell, laß ihn nicht niedre Begierden ersticken,
Und er wird unerschöpft, sich in neue Thaten ergießen. **)

Da

*) Ces mortels adorés dont l'ame magnanime
Servit le genre-humain, sans briguer son estime,
Qui de tant de bienfaits, d'utiles changemens
Laissèrent après eux d'illustres monumens,
Ces Demi-Dieux sur terre, avec un esprit ferme,
Vouloient obstinément arriver à leur terme;
La volonté peut tout; qui ne veut qu'à demi,
Sort du sommeil, se leve, et retombe endormi.

**) L'ame est inépuisable, et peut toujours produire.
Voyez ces orangers feconds dans tous les tems;
La seve leur fournit ses tributs abondans;
Ces fleurs, ces pommes d'or qu'ils produisent sans cesse
Semble nous reprocher notre indigne paresse.

Da Friedrich von dieser Wahrheit so sehr überzeugt war, ist es zu verwundern, daß er Unthätigkeit und Trägheit, als die schändlichsten Laster in seinen Augen, allenthalben, insbesondere auch in diesem Briefe, mit seiner Satire verfolgte? Ist es nicht eins von den größten Uebeln dieser Erde, daß diejenigen, denen die Völker ihr Glück anvertraut haben, so häufig Feinde aller Arbeit und Anstrengung sind?

Eine Musterung der Grundsätze, die der König in seinen metaphysischen Briefen vorträgt, werden meine Leser nicht von mir erwarten. Ich will bloß in Ansehung der Behauptung in dem Briefe an den Herrn von Maupertuis, daß die Vorsehung sich nur auf das Ganze, nicht auf die einzelnen Dinge erstrecke, die Bemerkung machen, daß diese Behauptung aus einer Illusion entsprungen ist, die bei der Anwendung der Lehre von der Vorsehung sehr gewöhnlich, und im Grunde Anthropomorphismus ist. Denn die gewöhnliche Vorstellung, nach der man Gott die Welt bloß durch seine Vorsehung regieren läßt, diese Vorsehung aber theils in der Festsetzung gewisser Regeln, nach welchen die Wirkungen der natürlichen Kräfte der Dinge erfolgen sollen, theils in einer gewissen gelegentlichen Mitwirkung bestehen läßt, hebt in der That den Begrif eines Schöpfers auf, von dem die Dinge in jedem Augenblick ihres Daseins, auch in Ansehung dieses Daseins selbst, abhängig

sind,

sind, und verwandelt ihn in einen menschlichen Künstler, der schon existirende und mit eigenen Kräften versehene Dinge in eine gewisse Verbindung bringt, wodurch er in Stand gesetzt wird, die Wirkungen ihrer Kräfte gewissen Regeln zu unterwerfen. Wenn man von metaphysischen oder ontologischen Begriffen ausgehen will, so hat man, nach einer strengen und richtigen Logik, nur unter diesen beiden Alternativen zu wählen: Alle Dinge sind entweder durch einen Schöpfer, und in diesem Falle sind sie in jedem Augenblicke ihres Daseins mit allen ihren Modifikationen durch den Schöpfer, oder sie sind durch eine ihnen innerlich beiwohnende Nothwendigkeit.

Friedrich gründete übrigens seinen Glauben an einen verständigen Urheber der Welt nicht auf metaphysische Beweise, sondern auf den Totaleindruck, den der Anblick alles dessen, was ist, auf jeden unbefangenen Verstand machen muß, und im sechszehnten Briefe erklärt er diejenigen, die Gott leugnen,

Dessen Ruhm doch die ganze Welt verkündige *)

für Rasende, die, um sich als kühne Denker bewundern zu lassen, alle Spitzfündigkeiten der Sophistenkunst aufbieten, um ihren paradoxen Behauptungen einen Anschein von Gründlichkeit zu verschaffen.

*) Lorsque tout l'Univers nous annonce sa gloire

Digitized by Google

Bei diesem Glauben des Königs an einen verständigen Urheber der Welt und bei seiner sonst so treflichen Logik, die den Hauptvorzug seines Geistes, als Schriftsteller, als Staatsmann und als Feldherr, ausmachte, ist es zu verwundern, daß er die Fortdauer der Seele nach dem Tode bezweifeln konte. Denn wenn das Prinzipium richtig ist, „der Urheber der Welt ist ein verständiges Wesen," so muß auch das zweite nothwendig zugegeben werden: „ein verständiger Urheber kan unmöglich denkende und empfindende Wesen zur Wirklichkeit bringen, von denen er vorhersieht, daß ihr Denk- und Empfindungsvermögen eine weit ergiebigere Quelle von Schmerzen als von Glück für sie sein würde." Mit diesen beiden Grundsätzen nun die unleugbare Erfahrungswahrheit verbunden: „der bei weitem größte Theil der Menschen genießt das Leben nicht als ein Geschenk, sondern trägt es als eine Last, so müssen wir zugeben: jenes verständige Wesen, dem wir das Dasein aller Dinge und auch das Dasein der Menschen zuschreiben, muß auch die Menschen zu einer glücklichen, mithin zu einer fortgesetzten, längern, als zu der gegenwärtigen, nicht glücklichen Existenz, bestimmt haben." Leugnen wir dieses, so ist der erste obiger Grundsätze falsch; die erste Ursache ist kein verständiges Wesen. Die Welt ist dann nicht das Werk des ewigen Schöpfers, sondern eine Maschine, die von jeher durch sich selbst bestand,

stand, und durch sich selbst bestehen wird, und durch deren Zusammensetzung in einigen Theilen Denkkräfte hervorgebracht werden, die etwas weniges von der ganzen Einrichtung der ungeheuren Maschine kümmerlich errathen.

Zum Schlusse meiner Anmerkungen über die poetischen Briefe des Königs will ich wagen meinen Lesern eine Nachahmung des zwanzigsten, oder letzten, vorzulegen. Ich will ihnen in Beurtheilung des Inhalts nicht vorgreifen, sondern ihnen selbst überlassen, die Schlüsse daraus zu ziehen, wodurch sie den Karakter und die Denkungsart des Königs näher bestimmen können.

Friedrich an sich und über sich selbst.

Nein, ich schweige nicht länger! Vom Morgen bis Abend, von allen
Seiten schallt mir ins Ohr Tadel, den du verdienst; Tadel, den du verdienst, Verehrer! hast du durch Fehler;
Wie man an Königen noch nie sie bemerkte, verdienst.
Immer findet man dich vergraben in Büchern, mit Büchern
In den Händen, die selbst mancher Gelehrte nicht liest,
Büchern, als wärest du einst, gleich einem Salomons, glänzen,
Büchern, welche man nie für die Könige schrieb.

Him-

Himmel! ein gekrönter Gelehrter! so wird man dich nennen;
Schreckt der Titel dich nicht; ein gelehrter Monarch!
Lerntest du nie der Könige Pflichten? lehrte dich niemand,
Was von dir fordert der Staat, fordert die Würde des Throns!
Geh, und lern' es noch! In deinen Mienen und Schritten
Lerne König zu sein; noch verstehst du es nicht!
Wann sich der Höflinge Schaaren versammeln, wann du zu ihnen,
Wie zu täglichem Tag' aus dem Tempel der Gott
Zu dem wartenden, knieenden Volke draußen, hervorgehst,
Lerne da König zu sein in Geberden und Gang!
Wie ein Orakel brumme dem gierig lauschenden Haufen
Worte sonder Verstand, wie sie der Zufall dich lehret;
Göttlichen Sinn wird bald in ihnen entdecken der Hörer.
Lerne König zu sein! wann du gedankenlos gähnst!
Wann dich im duftenden Strome der Schmeichler Weihrauch umwallet,
Lerne Gleich zu Gleich! fleuch dich, werde nicht roth!
Schreiben willst du! Wohlan! Bald legen die Räthe Gesetze,
Bald Vertrage dir vor, welche du halb nur verstehst;
Wenn du nicht gelehrter willst sein, als andre Monarchen,
Unterschreibe die schön mit gekünsteltem Zug;
Dazu ist der Könige Feder geweihet. Du aber,
Bücher schreibst du sogar! Himmel! Gedichte sogar!
Blätter fliegen herum von dir mit Oden und Briefen;
Und man sagt sich in's Ohr, daß du die Regel nicht kennst.

Wohl

Wohl dir, daß kein Boileau lebt! Mit spottenden Zügen
Würd' er dich malen, wie er viele der Narren gemalt;
Die so gern den Pindus erstiegen, doch kläglich hinunter
Stürzen, weil es zu sehr ihnen an Kräften gebricht.
Sage nicht, daß dich der Gott der Harmonien bezaubert,
Daß du zu ihm dich nicht drängst, sondern er an sich dich zieht;
Sage nicht, daß du allein die Stunden ihm widmest, in denen
Von den Mühen des Tags du Erholung dir suchst;
Das viel Fürsten nur leben, nur thätig sind, wann sie verfolgen
Den gedrängsteten Hirsch, oder das zitternde Reh;
Daß du aber nur lebest im Denken, nur Thätigkeit zeigest,
Wann du mit Dichtergewand lehren der Weisheit umhüllst,
Daß du lieber des Throns entbehrtest, wenn es zur Bürde
Eines Throns gehört, niemals ein Denker zu sein,
Wenn es zur Würde der Thronen gehört, mit lästigem Zwange
Dich zu ängstigen selbst und den, der sich dir naht.
Die Vernunft genehmigt dies alles; aber Gewohnheit
Und die Sitte der Welt, sie verdammen es laut;
Und die Sitte der Welt, du weißt, entscheidet mit Strenge.
Wen sie zum Spotte verdammt, der erfahret den Spott.
Wehe dem, welchen sie Preis gibt dem Hohngelächter!
Im Grabe

Schallet über ihn noch Hohngelächter der Welt.
Und du fürchteſt es nicht? Einſt ſoll man ſagen: hier liegt er,
Der vom Throne herab unter die Dichter ſich ließ!
Zwar bezeugen wird dir die Wahrheit: redlich erfülltest
Du die Pflichten des Throns, dientest redlich dem Staat;
Keine Stund' entzogſt du der Arbeit, welche dem Volke
Weihen ſoll der Monarch, oder der Feldherr dem Heer;
Stunden, die dir die Pflicht vergönnte, hieß du den Muſen,
Ohne Schaden des Volks, dir zum Vergnügen, geweiht,
Und erhaben und rein iſt jene Freude, geleitet
Von den Muſen, zu gehn der Unſterblichen Bahn.
Zwar erreicheſt du nicht den höchſten Gipfel, doch winken
Beifall, der hebt und entzückt, Flakkus und Maro dir zu,
Und werth iſt der Arbeit des eifrigſten Strebens der Beifall,
Welcher im Tempel des Ruhms würdige Sänger belohnt.
Wann in's Grab die Könige ſinken, ſänken mit ihnen
In der Vergeſſenheit Nacht ihre Namen dahin,
Wenn ſie kümmerlich nicht erhielt' ein trocknes Jahrbuch,
Und es erhält ſie bloß, zu berechnen die Zeit;
Aber vom Dichter, den ſchon ſeit tauſend Jahren das Grab deckt,
Lebet jetzt noch der Geiſt, lebt nach Jahrtauſenden noch.
Mäonide, noch lebſt du! noch hör' ich deine Geſänge!

Dein

Digitized by Google

Dein lebendiger Geist hauchet in ihnen mich an!
Maro lebt noch. Er singt in das Herz mir Wehmut, in's Auge
Thränen, wann er mir malt jene schreckliche Nacht,
Als dich, Troja, die Wut und die Flamme der Griechen zerstörte,
Als sie nicht schoneten dein, Priamus, zitternder Greis!
Ach! viel rührender noch sind seine Töne, wann Dido
Anfangs fürchtet und klagt, dann verzweifelt und stirbt.
Dichter schafft die Natur. Sie giebt das fühlende Herz ihm,
Giebt ihm den göttlichen Geist, lehrt ihn das mächtige Lied;
Aber zu Königen hat die Natur nie Menschen geschaffen,
Auch der Himmel berief keinen, König zu sein.
Könige wurden, als Noth die Menschen drängte. Sie zagten,
Weil des Mächtigen Fuß schwache Dulder zertrat;
Einem gaben sie da sich hin, und gaben Gewalt ihm,
Daß er schützte das Recht, dämpfte der Frevelnden Trotz.
Viel' auch haben durch kühne Verbrechen den Thron sich errungen,
Und die verblendete Welt hat sie als Helden verehrt.
Dichter verschönern das Leben auf Erden, enthüllen das Gute,
Das die rohe Natur gröberen Sinnen verbirgt.
Helden, weg mit dem Schild' und dem Schwert'! Ergreifet die Leier;
Statt des blinkenden Helms kränzet mit Rosen das Haar!
Nicht der Völkerzerstörer, der Mazedonier sei nicht!

Euer

Euer Muster! die Welt weiht ihm Bewunderung und Fluch;
Aber Bewundrung weiht sie und Dank und innige Liebe
Süßen Dichtern, wie du, Freudensänger, Horaz.
So ergießt sich mein Herz zum Lobe der Dichter, so ehe ich
Ihre göttliche Kunst, ihrer Gesänge Verdienst.
Aber du, du bist nicht berufen zum Dichter. So nent dich
Ein gefälliger Freund, nennet dich D'Argens vielleicht;
Algarotti vielleicht rühmt deine Verse; der Sänger
Heinrichs rühmt sie vielleicht; Glaube, sie schmeicheln dir nur;
Schmeicheln unwissend! Die besten, die strengsten, redlichsten Richter
Stimmt der Gedanke zum Lob, daß ein König es ist,
Der von ihnen erwartet den Ausspruch, daß ihm ihr Beifall
Heiter machet den Geist, und erfreuet das Herz.
Sage, wer trübet gern mit Tadel der Könige Spielen?
Lächeln sieht man sie gern; Lächeln macht sie das Lob,
Trane nicht deinen Bewunderern! Willst du selber dich richten,
Mit untrügendem Aug selber dich schätzen, mahlau horche Jahrelang nach den alten Sängern; von ihnen
Lerne treffen den Ton, ordnen Schatten und Licht,
Lerne die feineren Züge, durch die, schon zehnmal gelesen,
Eines Dichters Gesang besser noch immer gefällt;
Aendern lern' und bessere und ganze Seiten vertilgen,
Keine bleibe, die nicht zehnmal die Prüfung bestand!
Doch vergebens, ich seh's, verschwend' ich Lehren vergebens

Wan-

Warnung und Rath; geh denn, geh den gefährlichen Weg,
Wo so mancher den Ruhm, nach dem er strebte, verloren!
Unaufhaltsam, ich seh's, reißt dich der Zauber dahin,
Der aus süßern Liedern der Dichter die Seele bethöret;
Geh, doch singe nur dir, nicht der richtenden Welt!
Sing' auf einsamen Pfaden, damit dich niemand belausche,
Und kein gaffender Schwarm sich versamle zu dir!
Doch, sie werden's, die Gaffer, sie werden um dich sich versammeln,
Wie verborgen du auch wenigen Freunden nur singst.
Sieh, das Gerücht, schon flüstert's, und lauschend horchet die Neugier;
Gierig streckt sie die Hand schon nach den Blättern von dir,
Also sprach ich zu mir oft selber; also bestritt ich
Meinen Genius oft. Sein blieb immer den Sieg.
Und so wird denn der Ruf den kommenden Zeiten noch sagen,
Daß ich die Stunden versang, die nicht dem Throne gehört.
Meiner Lieder freuen sich vielleicht noch in Tagen der Zukunft
Viele, denen das Herz richtender Stolz nicht verhärtet.
Ihnen, wenn sie vielleicht den Sänger wünschen zu kennen,
Der, nach Mühen des Tags fröhlich den Abend verfang,
Den zum Tempel der Musen Vergnügen führte, nicht Ruhmsucht,

Ihnen male dies Blatt meines Geistes Gestalt.
Unter Waffen ward ich geboren, erzogen zu Waffen:
Feine Höflinge nicht, Krieger bildeten mich.
Pomp und Weichheit verbannte von mir der strengste der Väter.
Daß ich an Sitten und Ernst würde Spartaner, wie er:
Aber meinem Herzen gefielen die sanften Athener,
Deine Gaben, Apoll, und der Musen Gesang.
Zwar mir ward nicht vergönnt ihr Liebling zu werden; bescheiden
Nahte ich dem göttlichen Chor, als Verehrer, mich nur.
Früh mit duldendem Geist' ertrug ich die Streiche des Schicksals;
Dann erhob mich's zum Thron meiner Väter empor.
Wißt, ich bekenn' es frei, mich führten die Lehren der Weisheit,
Als ich irrte, zurück auf den besseren Weg.
Immer liebt' ich, zu bilden mein Leben, die Lehren der Weisheit;
Oft auch waren sie mir Inhalt meines Gesangs.
Wenn erhabnere Geister sich hoch erhuben zum Himmel,
Sang ich, einsam und froh, Ruh mir und Tugend in's Herz,
Nicht der Stoa strengere Tugend, auch, Epikurus,
Deine müßige nicht, beide zwar werth mir und lieb.
Aber heiliger noch und lieber war mir die Tugend,
Die uns Mutter Natur ihren Kindern gebeut;
Heilig war mir von ihren Geboten ein jedes, heilig,
Was sie vom König' erheischt, was sie den Menschen beflekt.

Ernst und Strenge gebot sie dem König', und ich gehorchte;
Aber, als Menschen, schlug gut mir und milde das Herz.
Euch, ihr Helden, verehrt' ich und eure bewunderten Thaten:
Aber ich wünschte zu sein, wie Aristides einst war;
Gut und meinen Pflichten getreu. Mein redliches Streben
Lästern Tadler vielleicht, wenn nun das Grab mich bedeckt,
Finstre, hämische Geister. Sie mögen lästern! Ich weis es,
Daß mein Streben auch mir unvollkommen gelang.
Nie begierig nach Lob' und keinen Lästerer fürchtend,
War stets heiter mein Geist, war stets ruhig mein Herz.
Nachwelt, wenn dir's beliebt, so magst du mich richten; gelinde
Oder, mir gilt es gleich, strenge, wie dir's beliebt!

---

4. Frag-

4.

Fragmente

über

die Erziehung eines Prinzen zum künftigen Geschäftsmann.

Die Veranlassung zur Bearbeitung einer im Allgemeinen schon in so manchen Schriften abgehandelten Materie ist mir aus meiner kurzen Theilnehmung an dem Campischen Revisionswerk der Erziehung entstanden. Meinen Vorsatz, zu demselben eine Abhandlung über die Erziehung eines Prinzen beizutragen, machten die ersten ins Publikum gegebenen Nachrichten von dieser Unternehmung bekant. Allein sehr bald machten mir andre Geschäfte jene Theilnehmung unmöglich. Indessen hatte ich bereits den Anfang zu dieser Arbeit gemacht, und mögte sie immerhin zur Einverleibung in jenes Revisionswerk abgegeben haben, wenn nicht Herr Rath Campe selbst, wie Er mir schriftlich bezeigte, bei dem Anschwellen jenes Werks zu so vielen Bänden, es gerathen gefunden hätte, den Entwurf desselben auf gewisse Weise einzuschränken. Ich habe dann auch selbst so, wie ich weiter fortarbeitete, mich auf den Gesichts-

punkt

punkt eingeschränkt, wie der Prinz durch seine Erziehung zum ersten Geschäftsmann in seinem Staate vorzubereiten sei. So wenig als ich hiebei den Blick von allen übrigen Tugenden und Fähigkeiten ganz abwenden konte, welche man den Prinzen durch die Erziehung mitzutheilen sucht, so wenig mögen auch gute Schriften ähnlichen Inhalts es vergessen haben, von der in denselben zu bewirkenden Lust und Fähigkeit zu Geschäften zu handeln. Mögen, sage ich. Denn ich kan nicht umhin zu gestehen, daß ich keine dieser Schriften seit kurzem, und keine überhaupt so ernsthaft gelesen habe, daß ich jezt entscheiden könte, ob Eine, oder welche derselben sich hinlänglich darauf eingelassen habe. Man wird sagen, ich hätte sie lesen müssen, ehe ich an diese Arbeit gieng. Aber ich gehe gar zu gern meinen eigenen Gang, wenn ich in dem Nachdenken über praktische Dinge, in den Erfahrungen meines Lebens, in meiner Welt- und Menschenkentniß so weit gelangt bin, daß ich hinlängliche Kraft in mir zu fühlen glaube, nun über dieselbe schreiben zu können. Ich besorgte, zu sehr in diesem Gange gestört zu werden, wenn ich neben meiner Arbeit viele Schriften lese, in deren einigen die Sache unter moralischen Erdichtungen dargestellt wird, in andern aber, ohne den ausdrücklichen Vorsaz und Angabe einer Erdichtung, doch zu viel idealisches, zu manche Foderung über

Vor-

Voraussetzung erscheint, welche man an die Fürsten unsrer Zeit nicht bringen darf, auch wenn sie aufs wärmste wünschen, die Erziehung ihres Nachfolgers aufs beste gelingen zu sehen. Solcher Ansinnungen wird man in meinen Vorschlägen keine finden. Ohne an irgend einem Hofe gelebt zu haben, weis ich doch genug von der höfischen Lebensweise, und erwarte nicht, daß man dieselbe an irgend einem Hofe ganz umändern werde, um die so wichtige Erziehung eines Prinzen desto sicherer gelingen zu machen. Aber wenn ich rathe, von dem gar zu steifen Zeremoniel hie und da etwas aufzugeben, und die Bande der strengen Etikette zu lösen, um den Gang des Geistes eines Prinzen etwas freier zu lassen, so ist dies nichts mehr, als was ohne diese Rücksicht schon von so vielen weisen Prinzen unsrer Zeit geschieht.

Ich habe nie einen Prinzen zu erziehen gehabt, auch nie zu einem solchen Zweck das geringste mittelbar beigetragen. Aber seit zwanzig Jahren beschäftige ich mich mit der Ausbildung und bei einigen auch mit der Erziehung junger Leute zu Geschäftsmännern. Ich habe Erfahrungen genug über die Schwierigkeiten gesammelt, welche die frühe Verwöhnung an ein gewisses Wohlleben, der Wunsch und die Hofnung, diesem zu seiner Zeit ohne Zwang sich überlassen zu können,

die

Digitized by Google

die Hinaussicht auf ein reiches Erbtheil, und den Stolz auf den Rang und die Würden der Väter bei Jünglingen aus den bessern Volksklassen diesem Zweck entgegen setzen. Der Unterschied zwischen meinen Erfahrungen und denen eines Prinzenerziehers ist vom kleinern auf das grössere. Aber meiner Erfahrungen sind der Zahl nach weit mehr, als sie der Erzieher eines einzelnen Prinzen haben kan, und zu richtigen Resultaten gelangt man doch gewiß besser durch viele, als durch wenige Erfahrungen.

Die Ueberschrift Fragmente habe ich nicht etwan deswegen meiner Arbeit gegeben, weil es einer von den jezt gewöhnlichen Modetiteln ist. Es ist bloß deswegen geschehen, weil ich nicht glaube, Vollendung derselben versprechen zu können, auch wenn ich erfahren solte, daß man dieselbe wünsche.

J. G. Büsch.

Erstes Fragment.

Von der Erziehung eines Prinzen in seiner ersten Kindheit.

Ich rechne zur Kindheit hier bloß den Theil menschlicher Lebenszeit, in welchem der Mensch noch unfähig ist, von den Verhältnissen sich eine auch nur klare Vorstellung zu machen, in welchen er mit der übrigen menschlichen Gesellschaft steht, folglich auch noch nicht mit solchen Dingen beschäftigt werden kan, welche auf diese Verhältnisse und seine künftige Bestimmung irgend einige Beziehung haben. In den niedern Volksklassen kömt es auf die Bestimmung der genauen Grenzlinie zwischen der Kindheit und dem Knabenalter nicht so sehr an, als in den höhern Volksklassen, insonderheit bei den Regierern der Erde. In jenen wird die Bestimmung eines Kindes oft spät festgesezt, oft durch Zufälle verändert, und folglich haben sie auch keine andre bestimte Verhältnisse zu den übrigen Menschen, als die des jüngern zu dem ältern, des schwächern zu dem stärkern, des unweiseren zu dem weiseren. Allein die Bestimmung eines Prinzen ist von seiner Geburt an ausgemacht, und folglich sind es auch seine Verhältnisse zu den übrigen Menschen. So lange er selbst davon noch keine andre als dunkle Begriffe hat, ist von keiner andern Erziehung und Leitung desselben

die

Digitized by Google

die Rede, wenn man nämlich nach der besten Erziehung fragt, als derjenigen, durch welche man überhaupt gesunde und gute Menschen aus Kindern zu ziehen sucht. Sobald aber der Prinz von sich blicken läßt, daß er von seiner Bestimmung bessere, als dunkle Begriffe habe, dann ist er das Kind nicht mehr, dessen Erziehung noch den Kindern niederer Stände ähnlich bleiben dürfte. Dann muß er schon geleitet werden, damit seine Vorstellungen von dieser Bestimmung nicht irre gehen. Dann muß man schon ihn auf eine Art zu beschäftigen anfangen, die ihn für diese Bestimmung wenigstens von ferne vorbereite. Von diesem Zeitpunkt an soll nie der Prinz ein Knabe heissen, und nur bis an diesen sollen die wenigen Anmerkungen gehen, für welche ich diesen Abschnitt bestimme.

Ich will nichts von der körperlichen Erziehung eines Prinzen in dieser ersten Periode seines Lebens sagen; denn ich denke nicht, daß die Vorsorge, die Pflege und die ganze Verfahrungsart, durch welche man überhaupt den zarten Körper eines Kindes zu nähren, zu erhalten und eines längern Lebens fähig zu machen sucht, anders beschaffen sein dürfe, wenn dieser Körper eine fürstliche, oder wenn er eine niedrigere Seele zum Bewohner hat. Ich müßte also entweder meinen Aufsaz durch eine Abhandlung

von der körperlichen Erziehung überhaupt ausdehnen, oder ich werde von dieser Sache hier ganz schweigen dürfen. Nur einige Anmerkungen werden mir hier erlaubt sein.

Die Gefahr der Verzärtelung ist für einen Prinzen größer, als für Kinder aus geringeren Ständen. Wenn diese verzärtelt werden, so ist es gewöhnlich die Schuld unverständiger Eltern. Doch wirken die Wärterinnen deren Vorschriften aus Bequemlichkeit, oder weil sie es mit andern Kindern schon anders gewohnt sind, oder weil ihnen die beständige Einsperrung mit einem Kinde nicht ansteht, das man nicht einmal an die frische Luft gebracht wissen will, entgegen. Bei fürstlichen Kindern aber ist dies umgekehrt. Wenn auch dessen Eltern anders darin denken, und keine Vorschriften geben, die auf Verzärtelung abzielen, so wird die Aengstlichkeit derer Personen, die mit dessen Wartung beladen sind, sie gewiß dahin einleiten. Der Plaz, den sie bei diesem Geschäfte haben, ist ihnen wichtiger und einträglicher, als jeder Wärterin eines andern Kindes der ihrige. Sie sehen ihr Glück als von dem Leben des Fürstenkindes abhängend an, und werden immer lieber zu viel, als zu wenig, in der Vorsorge für dies ihnen so wichtige Kind thun wollen. Es ist also sehr nothwendig, sie aus dieser Aengstlichkeit herauszusezen. Das beste

Mittel

Mittel mögte sein, alle Verantwortung ihnen abzunehmen, indem man sie den gemessenen Vorschriften eines verständigen Arztes unterwirft, der aber sehr oft selbst zusehen muß. Aber auch diesem muß man alle Sorge vor Verantwortung benehmen, nachdem man einmal seine Vorschriften gebilligt hat. Sonst mögte auch er gar zu ängstlich werden.

Ein jedes Kind, wes Standes es auch ist, wird bei der anhaltenden Bedienung, die ihm so lange widerfährt, als es sich selbst zu keinem seiner Bedürfnisse verhelfen kan, verwöhnt, die Menschen, mit welchen es lebt, als bloß seinem Dienste gewidmet, als bloß um seinetwillen existirend anzusehen. *) Bei dem Kinde geringern Standes hört jedoch dies von selbst auf. Wenn es seine Glieder brauchen lernt, so freuen sich seine Eltern oder Wärterinnen der Last los zu sein, die es ihnen so lange gemacht hat. Das Kind selbst befindet sich wohl dabei, wenn es nun sich selbst zu diesem oder jenem Bedürfniß verhelfen kan, vergißt die Hülfe andrer dazu anzufodern, vergißt sie als seine Diener anzusehn, und giebt die Meinung von der vorzüglichen Wichtigkeit

*) So sieht (nach Pope im Versuch über den Menschen) die Gans den Menschen, der sie mästet, als bloß zu ihrem Nutzen geschaffen an.

keit seiner kleinen Person von selbst auf. Aber diese wird sich bei dem Fürstenkinde nicht verlieren, wenn es auch nach schon gewonnenem Gebrauch seiner Glieder noch immer so ängstlich bedient wird, und jederman, der um den jungen Herrn ist, zur Erfüllung eines jeden seiner kleinsten Bedürfnisse herbeieilt.

Nichts ist dem menschlichen Geschlechte so verderblich, als Regenten, welche die Menschen, mit denen sie in Verbindung leben, als nur um ihrentwillen geschaffen ansehen. Dies ist ein Gedanke, der bei so manchem Fürsten noch im Alter durch die Verwöhnung praktisch wird, wenn ihm gleich sein Herz ein anders sagt. Es ist äusserst wichtig, ihn bei einem Fürstenkinde so sehr, so lange zurück zu halten, als möglich, bis ihm, wenn es ja in reiferen Jahren entstehen will, durch die Vernunft entgegen gewirkt werden kan. Darauf muß schon in den Kindesjahren gesehen werden. Dem jungen Prinzen muß nicht mehr Aufwartung geleistet werden, als die noch unentbehrliches Bedürfniß für ihn ist. Verfährt man anders, so wird ihm ein zu frühes Gefühl von seiner Wichtigkeit entstehen. Er wird dies in seine Knaben- und folgends in seine Jünglingsjahre mit hineinnehmen, da es dann vollends nicht zu vermeiden ist, daß nicht der Schimmer der ihm angebornen Hoheit ihm mehr und mehr

in

zu die Augen strafte. Dies mag immerhin sein. Der Prinz mag zu seiner Zeit wissen, daß er geboren sei, der erste in seinem Volk zu sein. Aber er muß nicht verleitet werden zu glauben, daß er der wichtigste Mensch im Volke sei, zu einer Zeit, da man ihm noch nicht sagen kan, daß er, um dies zu werden, sich auch zum nützlichsten unter allen machen müsse.

Ich mögte noch weiter gehen.

Der Prinz sieht sich sehr früh von Personen vom Range bedient, denen andre Ehrerbietung zu bezeigen schuldig sind. Wenn diese auch auf die leichte Art mit ihm umgehen, die ihm in der erwähnten Rücksicht zuträglich ist, so wird er doch dadurch schon als Kind sich wichtig zu halten verleitet werden, wenn er sieht, daß eben die Personen, welche er doch noch immer bei einzelnen Gelegenheiten zu seinem Dienste auffodern darf, und welchen er bald abmerkt, daß sie dazu gehalten sind, noch so sehr über andre Menschen erhaben sind. Es würde mich zu weit führen, wenn ich dies oder jenes, als Mittel zur Vermeidung des Eindrucks, der daraus entstehen kan, vorschlagen wolte, was doch vielleicht die Etikette des Hofs nicht erlauben würde. Am wenigsten nehme man dir, als wenn ich rathen mögte, den Prinzen so lange als möglich, in der Unwissenheit seines Standes zu erziehen. Des nächsten erzähle ihm seinen

seinen Reisen, daß die Mohren des Königreichs Whida ihrem Könige seine männlichen Erben bald nach ihrer Geburt aus den Händen nehmen, und sie fern von dem Vater ganz unbekant mit ihrer Geburt und Bestimmung erziehen lassen. Der König, welchen er im J. 1725 regierend fand, hatte die Schweine seines Pflegevaters gehütet, als die Abgeordneten der Nation ihn zu holen kamen, um ihn in seines verstorbnen Vaters Plaz zu sezen. Wenn gleich mancher europäischer Prinz auf diesem Wege der Erziehung besser gerathen mögte, als wenn er in dem gewöhnlichen Lande des Hofes erzogen wird, so muß man doch andre Wege mit dem Prinzen gehen, der Europäer, als mit dem, der Mohren zu regieren haben wird.

Eben so wenig mögte ich vorschlagen, die erste Erziehung des Prinzen ganz in die Hände solcher Personen zu geben, die ihr Rang nicht in die Lage sezt, daß sie die Beweise einer groſsen Ehrerbietung vor des Prinzen Augen von andern annehmen dürften. Aber Eins wird sich an jedem Hofe thun lassen, und zur Erfüllung mehrerer Zwecke, als desjenigen, von welchem ich hier hauptsächlich rede, beitragen. Man wird es lange dabei erhalten können, daß dem Prinzen nicht durchscheine, daß diese Personen eigentlich zu seinem Dienste verpflichtet sind. Die Titel, die diesen Dienst ihm andeuten könten,

müs-

müssen nie vor seinen Ohren genannt werden. Seine Frau Oberhofmeisterin mag sich das Ansehen geben, als wenn sie unter den vielen Damen vom Hofe, die der Prinz zu sehen bekömt, diejenige sei, welche aus vorzüglicher Liebe für ihn die meisten Besuche ihm macht, und sich seiner kleinen Bedürfnisse aus eigner Wahl annime. Wenn der Prinz dergleichen Worte zu verstehen anfängt, so mag ihr zuweilen vor seinen Ohren von seinen fürstlichen Eltern gedankt, sie mag gebeten werden, ihre Fürsorge fortzusezen. Aber nie muß es durchscheinen, als wenn sie zu seinem Dienst verpflichtet wäre. Wenn sie auf diesem Fuße mit ihm lebt, so mag sie vor seinen Augen alle ihrem Range gebührende Ehrerbietung annehmen. Ein Kind wird doch nicht eitel und stolz dadurch werden, daß es sich von geehrten Personen vorzüglich geliebt zu sein glaubt. Und wird es dieses, so wird sein Stolz edel sein. Aber es wird gewiß und zu früh eines leeren Dünkels voll werden, wenn es eben eine solche Person zu seinem Dienste und seiner Pflege verbunden zu sein ernennt.

In Rücksicht auf dasjenige, was ich weiter unten von der Erhaltung der Unschuld und späterhin der Keuschheit eines Prinzen sagen werde, will ich hier nur kurz erinnern, daß man in seiner ersten Erziehung alle die Mittel anwenden müsse,

Digitized by Google

suche, welche ihn früh schamhaft machen können. Man entwöhne insonderheit ihn früh von aller Hülfleistung bei den natürlichen Auslerungen seines Körpers, und gewöhne ihn, sie ohne Zeugen zu verrichten. Sobald es möglich, lasse man ihn beim Ankleiden, wobei eine Entblössung des Körpers nothwendig ist, sich selbst helfen, und auch dies ohne Zeugen thun. Ich finde um soviel mehr Ursache hierauf zu dringen, je mehr ich annehme, daß die vorhin bemerkte Dienstfertigkeit der bei einem jungen Prinzen angestellten Personen auch diese Dienste zu lange über die Zeit hinausdehnen möchte, da ich glaube, daß die Schamhaftigkeit in einem jungen Gemüte schon Wurzel fassen müsse. Der Prinz muß dieselbe schon in die Knabenjahre mit hinein nehmen. In diesen drohen ihm Gefahren, die manchen Prinzen unglücklich gemacht haben, wovon zu reden der Plaz besser unten sein wird.

Zweite Abtheilung.

Von der Erziehung des Prinzen in seinen Knabenjahren.

Wie ich bei Anfang des ersten kurzen Fragments bezeichnete, bis wie weit ich die erste Lebensperiode, die Kindheit eines Prinzen rechne, damit meine Leser nicht zu vermissen glauben,

ben, was sie schon in diesem Abschnitte erwartet haben mögten, so wird es auch hier nöthig sein, in gleicher Rücksicht die Grenzen dieser zweiten Lebensperiode zum voraus zu bestimmen.

Diese Grenze soll mir derjenige Geisteszustand und die Aeusserung solcher Fähigkeiten bei einem Prinzen sein, bei welchen man anfangen kan, ihm Beschäftigungen aufzugeben, die ich freilich in der Folge auszeichnen werde, welche auf seine Bestimmung eine nähere Beziehung, als der bloß vorbereitende Unterricht haben. Aber ich muß zum voraus sagen, daß ich die ernsthafte Anleitung zu eben diesen Beschäftigungen diesen selbst zur Seite zu sezen rathen mögte, folglich keinesweges dieselben auf das Knabenalter des Prinzen einzuschränken vorhabe. Dies würde entweder das Knabenalter zu weit hinausdehnen, oder den dem Prinzen so nöthigen Unterricht in eine Lebensperiode zusammendrängen, in welcher nur wenig Menschen die Weisheit zu fassen fähig sind, die ihnen für ihr künftiges Leben am nöthigsten ist. Bei Prinzen aber muß dies viel weniger geschehen, je mannigfaltiger die Weisheit ist, die sie für ihr künftiges Leben nöthig haben.

Der zweiten Abtheilung

Erstes Fragment.

Allgemeine Betrachtung derer Zwecke, auf welche ein Prinz schon in seinem Knabenalter vorbereitet werden soll.

Wenn bei andern Menschen Jahre vergehen, da man noch fragt, was aus ihnen werden könne, und wieder Jahre, da man abzuwarten Ursache hat, was sie selbst aus sich machen wollen, so fällt dies bei jungen Prinzen ganz weg. Von dem Tage an, da man den Anfang der, eigentlich so zu nennenden Erziehung macht, weis man auf die bestimteste Weise, wozu man ihn erziehen müsse. Der Erstgeborne soll, wenn er lebt, gewiß regieren. Der jüngere Prinz kan vielleicht dahin kommen, daß er regieren muß. Wird er nicht Erbe des Landes, so kan ihm doch die Vormundschaft zufallen; wenn er seinen älteren Bruder überlebt. Und wie manche Vormundschaft ist von jüngeren Brüdern für ältere, noch bei deren Leben geführet worden, wenn diese ihres Verstandes beraubt wurden. Ich werde also auch in dieser ganzen Abhandlung den Prinzen, von dessen Erziehung ich rede, als zum Regieren bestimt, ansehen. Ich werde mich über nichts ausbreiten, was für die Erziehung eines Prinzen gehört, den man eben deswegen, weil

weil er der jüngere ist, nicht für diesen Zweck, nicht wenigstens zu einem Geschäftsmanne zu erziehen gesinnt ist. Soll er dann Krieger, soll er Hof- oder Staatsbedienter in dem Dienst seines Bruders oder eines andern Fürsten werden, so mag er so erzogen werden, wie andere junge Menschen für diese Stände vorbereitet werden müssen. Nimt man aber zur Aussicht, daß auch er ein brauchbarer Geschäftsmann werden solle, so ist meine Abhandlung so gut für den jüngsten Prinzen seines Hauses, als für den erstgebornen, geschrieben.

Diese so früh ausgemachte Bestimmung eines Prinzen scheint in dessen Erziehung eine wichtige Erleichterung hineinzubringen. Die Entwürfe zu derselben können daher minder schwankend sein. Man darf den Zweck nicht erst suchen oder abwarten, auf welchen man mit Bestande arbeiten will, und wenn bei der Erziehung andrer Menschen oft so viele Mühe als verloren angesehen werden muß, wenn deren Wahl oder geänderte Umstände ihre Bestimmung abändern, so darf man hier nicht fürchten, daß eine treu und mit Einsicht zu dessen Erziehung angewandte Bemühung andern, als durch den frühen Tod eines Prinzen, verloren gehe.

Aber dagegen entstehen zwei andere Schwierigkeiten von großer Wichtigkeit.

Die

Die erste ist, daß eben diese Bestimmung in dem jezigen Zustande der Welt gar keine Rücksicht auf die Fähigkeit und Neigung des zu erziehenden Prinzen hat. Den einzigen Fall einer entschiedenen Blödsinnigkeit ausgenommen, welcher in unsern Zeiten bei dem ältesten Prinzen des vorigen Königs von Spanien eintrat, muß der erstgeborne Prinz ein Regent werden, wenn gleich nicht die geringste Anlage dazu sich bei ihm findet, wenn man gleich sieht, daß ihm daraus kein wahres Glück entsteht, wol aber so vielen Tausenden das größte Unglück eben daraus drohet. Wenn bei der Erziehungskunst diese Voraussezung allgemein wäre, wenn bei der Geburt eines jeden Knaben das Loos über seinen künftigen Stand gezogen würde, und dessen Entscheidung nachher unwiderruflich bliebe, wer mögte da noch Erzieher sein? Wer mögte zur Erziehung Regeln und Vorschriften geben, deren Befolgung auch nur wahrscheinlichen Nutzen bringen könte? Und eben in diesem Fall befindet sich der Erzieher so manches Prinzen. Wagenseil schrieb im Anfange dieses Jahrhunderts auf römisch-kaiserl. Majestät allergnädigsten Befehl, von der Erziehung eines jungen Prinzen, der vor allem Studiren einen Abscheu hat, daß er dennoch gelehrt und geschickt werde. Der zum Kriege, die zur Jagd, und der zum Wohlleben geneigte Prinz bekommen jeder absonderlich

herlich ihre Lektionen, von ihrem Chiron in lang gedehnten Perioden, und sind dabei so gehorig, daß am Ende derselben ein jeder so gelehrt und so geschickt abgeht, als man mir immer Prinzen zu sehen wünschen mag. Es ist eine Freude zu lesen, und nach diesem Buche werden alle, wenn gleich früh verdorbne Prinzen, ein Holz, woraus doch noch immer ganz artige Merkure geschnizt werden können.

Ich mögte indessen kein besseres und dem Bedürfniß unsrer Zeiten angemessneres Buch schreiben. Wenigstens werde ich in dieser Abhandlung immer voraussezen dürfen, daß es dem Prinzen, von dessen Erziehung die Rede ist, weder an gutem Willen noch an Fähigkeit ganz fehle, daß er wenigstens gesunden Menschenverstand habe, und nichts von dem Querkopfe zeige, welcher nach mancher mir entstandenen Erfahrung einzelnen Kindern so angeboren ist, daß die Erziehung weder Schuld daran hat, noch denselben mit aller angewandten Mühe wieder umbilden kan.

Eins mögte ich wünschen, daß man einem jedem Prinzen, wenn er gleich schon weis, daß aus Fürstenkindern Fürsten werden, so lange man noch nicht gewiß von der Güte seines Herzens überzeugt ist, in der Unwissenheit von dem Rechte der Erstgeburt zu erhalten suche, und ihn, zumal, wenn er

jüngere

jüngere Brüder hat, glauben mache, es hänge von dem Willen seines Herrn Vaters ab, den Sohn, welchen er am liebsten habe, und der sich als den geschicktesten zeige, zu seinem Nachfolger zu machen. Ich fürchte freilich, daß es nicht lange dabei zu erhalten sein möge. Denn wie will man den Prinzen schon als Knaben vor Schmeichlern hüten, die ihm das Verständniß absichtlich öfnen. Wie will man vermeiden, daß er es nicht durch zufällige Reden merke, was ihm für Rechte zustehen? Aber vielleicht gelingt es doch auf eine Zeit, die hinlänglich ist, um ihn auf bessere Gesinnungen zu lenken.

Die zweite Schwierigkeit ist, daß diese Bestimmung zu einem Regenten so viele andre Bestimmungen in sich schließt, für welche zusammengenommen einen Knaben vorzubereiten man nur selten in andern Ständen Anlaß hat, und welche in der That Kentnisse erfodern, die nur selten in Einen Kopf zusammen passen. Er soll der erste Richter in seinen Staaten, er soll Staatswirt werden. In so manchem Staate muß er noch Krieger dazu, und mehr oder weniger der Staatsmann sein, der mit Einsicht an den Welthändeln Europens nach seiner Lage Antheil zu nehmen im Stande ist. Zwar hat Europa der Fürsten genug gehabt, und hat sie noch, welche diese wichtigen Talente besessen, und sie auf

die

Digitized by Google

die thätigste Weise bewiesen haben. Die Erziehung hat sie ihnen gewiß nicht allein gegeben, und es ist vergebens zu erwarten, daß sie allein sie einem Fürsten geben werde, wenn nicht die Kraft zur künftigen Aeusserung derselben mit ihm geboren wird. Wenn schon in dem Jünglingsalter es sich entscheidet, daß dem Prinzen für eine von diesen wichtigen Bestimmungen Neigung und Fähigkeit fehlen, so wird man sich begnügen müssen, ihm die Kentnisse mitzutheilen, welche ihm wenigstens hinreichen, um seine Diener, die in derselben seine Stelle vertreten sollen, mit einiger Einsicht auszuwählen und zu beurtheilen. Aber in seinem Knabenalter muß es geleitet werden, als wenn alle diese Talente in ihm lägen. Man muß abwarten, wie sich eines oder das andere noch bei ihm entwickele. Man muß insonderheit dahin sehen, daß die erste Leitung nicht indem sie Einem Talente hilft, daß es sich entwickele, die Entwickelung eines andern niederhalte, und seinen Geist zu sehr davon ablenke. Z. B. der Prinz zeige sich kühn und mutig. Man hat also Hofnung, Ein Bedürfniß des Staats erfüllt zu sehen. Aber er ist unbedachtsam, es zeigt sich kein Geist der Ordnung; seine Lebhaftigkeit macht ihn bald zu einem Allemannsfreunde, bald in einzelnen Fällen rachsüchtig und hartherzig. Das Land wird also vielleicht einen guten Krieger, aber einen schlechten Wirt und Oberrichter an

ihm bekommen. Oder er ist pünktlich, sorgsam in Kleinigkeiten, sparsam in den ihm überlassenen Ausgaben, aber furchtsam und ängstlich. Nun ist die Erwartung des Gegentheils von jenem da. Wie oft wird es nicht in solchen Fällen mit Prinzen versehen! Man leitet sie in dem Wege fort, den sie am liebsten gehen, und sucht sie dann, wenn die Neigung sich festgesezt hat, vergebens in einen der andern Wege zurück zu bringen, den sie doch auch gehen müssen. Das rathsamste im Allgemeinen scheint mir dieses zu sein: Man arbeite der Neigung zwar nicht entgegen, die sich am frühesten zeigt; aber man helfe ihr auch nicht fort. Sie wird schon wieder aufleben, wenn man sie ernsthafter benuzen will. Aber destomehr bemühe man sich, die fehlenden, aber dem Prinzen für andere Zwecke zuträglichen Neigungen zu erwecken, und den Leidenschaften und der Gemüthsart, die diesen widerstehen, zu begegnen. Man suche dem zu lebhaften Prinzen Geist der Ordnung, Milde, Billigkeit zu geben. Man bringe ihn oft in die Lage, da er sie von selbst äussere oder sich dazu entschliessen muß. Den furchtsamen Prinzen suche man kühner zu machen, benehme ihm die zu große Pünktlichkeit, daß sie nicht Kleingeistigkeit werde.

Der

Der zweiten Abtheilung

zweites Fragment.

Von der moralischen Bildung des Prinzen in seinen Knabenjahren.

Wenn gefallende Sitten, wenn Wohlwollen in sichern und nie triegenden Zügen des Gesichts ausgedruckt, wenn ein freies aber sanftes Betragen je einem Menschen zur Zierde dienen, so hat dies insonderheit bei den Großen der Welt Statt. Sie haben das große Vergnügen, daß ein jeder Zug in ihrem Betragen aufmerksam beachtet wird. Sie genieſſen den Lohn ihrer Bemühung zu gefallen unmittelbar in den deutlichsten Zeichen des Beifalls und der Zufriedenheit, die sie erregen. Wenn der niedere im Volk alle die Fähigkeit zu gefallen besizt, und sie bei jeder Gelegenheit äuſsert, so ist er doch zu oft in dem Fall, da er denen, mit welchen er umgeht, nicht wichtig genug scheint, daß sie aufmerksam auf ihn würden. Der Mensch muß schon einen gewissen Standpunkt in der bürgerlichen Gesellschaft erreicht haben, dem man für seine Bemühung und Kunst zu gefallen einigermaßen Dank weis. Aber gefallende Sitten sind nicht bloß eine Zierde des Prinzen, sie sind ihm zu den Zwecken seines Lebens nothwendiger, als irgend einem andern

Digitized by Google

Menschen. Doch davon zu reden, wird sich unten ein bequemerer Ort finden.

Dies ist der Hauptsache nach so allgemein anerkant, daß man die Ausbildung der Sitten eines Prinzen zum ersten Zweck und zur frühesten Beschäftigung seiner Erzieher an den meisten Höfen macht. Ich sage mit Bedacht: an den meisten. Denn es giebt auch Höfe, wo hieran gar nicht gedacht wird.

Ich rede hier noch nicht von der Ausbildung des Körpers, die auch auf diese äusserlichen Sitten ihre Beziehung hat, und durch förmlichen Unterricht gegeben wird.

Bei manchem Prinzen läßt man dies die Hauptsache sein, und glaubt, alles sei gethan, wenn durch die gewöhnlichen Exerzitien dem Prinzen eine prinzliche Stellung gegeben ist. Mein Prinz ist noch ein Knabe, und sein Körper noch nicht fest genug, daß man schon aus diesem Unterricht ein Hauptwerk machen könte. Aber er ist schon alt genug für die erste Anleitung zu guten Sitten, die durch anfangende Aufklärung des Verstandes und durch zeitig erregte Gefühle des Herzens bewirkt werden muß.

Die Voraussetzung, daß der Prinz in seinem Knabenalter schon mit seiner künftigen Bestimmung bekant sei, leitet eine andre herbei:

Ein

Ein solcher Prinz wird mehr zum Stolz geneigt sein, als irgend andre Knaben seines Alters. Nichts steht der Begierde zu gefallen so sehr entgegen, als der Stolz, und nichts hindert die Ausbildung in der Kunst zu gefallen so sehr, als früher Stolz.

Angenommen, daß die fürstlichen Eltern eines Prinzen die Wahrheit davon einsehen, so mögte ich einen Rath wagen, der sonst schwerlich Eingang finden mögte. Es ist dieser, daß man doch mit solchen öffentlichen Ehrenbezeugungen, die zu nichts dienen, als seinem jungen Herzen einzuprägen, wie hoch seine Person blos durch seine Geburt unter den Menschen stehe, ehe er sich noch irgend eines Verdienstes und wesentlichen Vorzugs bewußt sein kan, daß man, sage ich, mit solchen Ehrenbezeugungen doch wenigstens so lange warten möge, bis man sieht, ob das Herz des Prinzen sie schon ertragen könne. Ich sah einen achtjährigen Prinzen mit seinem Hofmeister einen Spaziergang über den Wall des Residenzschlosses machen. In einer Viertelstunde, bei dem Hingehen sowol als der Zurückkunft, ward zweimal das Spiel vor ihm gerührt, und die zahlreiche Wache trat ins Gewehr. Nun dachte ich, der Prinz muß ein Engel sein, wenn nicht Stolz sein Herz einnimt, sondern dennoch wahre Begriffe von Ehre zeitig bei ihm Wurzel fas-

fassen. Laß ihn dergleichen Ehrenbezeugungen eine Weile als bloß der Hoheit des wirklichen Regenten gebürend ansehen, aber immerhin sie für ihn aufgespart bleiben, bis er schon weis, was wahre Ehre für einen Prinzen sei, und auf was für Wegen sie sich erwerben lassen.

Ein zweiter Rath wird vielleicht weniger Widerspruch finden. Man lasse den Prinzen viel mit solchen Personen umgehen, die seine Achtung erwerben können, ohne daß von Rang und Stande dabei die Rede wäre. Und selbst bei denen Personen, die ihr Rang jedem andern schon ehrwürdig macht, lasse man ihm mehr von deren übrigen Vorzügen, als von diesem, hören. Man lasse ihn insonderheit aus dem Munde seiner fürstlichen Eltern oft hören, daß die Personen, welche sich ihnen und beiläufig ihm, dem Prinzen selbst, vorzüglich nähern dürfen, nicht sowol ihres Ranges wegen, als deswegen von ihnen geachtet werden, weil sie gute, weise und nüzliche Diener ihres Fürsten sind. Man erlaube eben diesen auf eine ungezwungene Art sich mit ihm zu unterhalten, und entferne alle die, welche auch vor dem Prinzen als Knaben schon zu kriechen gewohnt sind.

Es wird nicht ganz an Gelegenheit fehlen, da man ihn merken lassen kan, daß einzelne Menschen, die durch ihren Rang und andre äusserliche Vor-

Vorzüge seine Aufmerksamkeit auf sich ziehen, nicht seine Achtung verdienen. Aber dies Mittel muß behutsam angewandt werden. Man darf höchstens nur mit Vergleichung reden: Aber der Mann dort ist doch ein ganz andrer Mann! doch auch dies muß selten und mit Vorsicht geschehen. Der Prinz muß nimmer verleitet werden, einzelne Menschen zu hassen oder zu verachten.

Am leichtesten entsteht diese Achtung in einer jugendlichen Seele für diejenigen, welche einen Knaben unterrichten. Er geht mit niemandem um, der ihm seine Geistesfähigkeiten so oft und so deutlich zeigen könte, als diese. Wenn der Prinz überhaupt lenkbar ist, so müssen ihm der Rath und die Weisungen seiner Lehrer und seines Hofmeisters die ersten und ernsthaftesten Erfahrungen geben, was ein weiser Mann sei, und wozu der weisere dem minder weisen diene. Keine fürstliche Eltern werden das Gegentheil hievon wünschen. Sie werden vielmehr den Lehrer oder Aufseher bald entfernen, von welchem sie bemerken, daß er des Prinzen Achtung sich nicht erwerben könne. Aber wie wird auf der andern Seite diesem so wichtigen Zwecke durch die Lage entgegen gewirkt, in welche das Zeremoniel die Lehrer der Prinzen setzt, welche man doch aus Noth unter Gelehrten suchen muß, die kein adeliches Blut den Großen der Erde etwas

näher

näher stellt! Es sind viele fürstliche Hofhaltungen in Deutschland, wo man den Lehrer und moralischen Aufseher der Prinzen in Einer Person besoldet. Dies geschehe nun aus Sparsamkeit oder aus andern Gründen, so ist es gewiß nicht Unrecht, wenn der Mann gut gewählt ist. Der Prinz ist gewiß am geneigtesten, den Mann für weise genug zu halten, um ihn zu regieren, von dessen Kentnissen er das Gewicht bei jeder Unterweisung fühlt. Er hat auch öftere Gelegenheit, und die Veranlassung dazu entsteht ihm natürlicher, als dem Hofmeister vornehmeren Ranges, der etwa nur herbei gerufen wird, wenn der Prinz unartig ist, und überhaupt nur bei demselben erscheint, um die Rolle seines Sittenrichters auf eine vielleicht sehr eintönige Weise zu spielen. Aber eben jener Mann darf, weil er nicht adelich ist, nicht mit dem Prinzen essen, darf nicht seinen bürgerlichen Körper an eben der Tafel sättigen, an welcher des Prinzen Körper sich nährt. Er soll ihn bei Tisch beobachten, ißt deswegen in dem Nebenzimmer bei geöfneter Thüre. Der Prinz wird ungesittet; denn Knaben, wenn's auch Prinzen wären, werden es nirgends leichter, als bei Tische. Und nun soll eben der Mann, welchen der Prinz in einer wirklich demütigenden Lage neben sich sieht, denselben zur Ordnung bringen.

Ist

Ist es Wunder, wenn der Prinz unter solchen Veranlassungen eine Widersezlichkeit wagt, die er sonst nicht wagen würde, und mit seinem Lehrer in einen Ton hineingeräth, der alles Gute zulezt stört? Wie zweckwidrig ist doch dies!

Man lasse einen solchen Mann in derjenigen Entfernung von den fürstlichen Eltern des Prinzen, welche die Etikette gebietet, wenn ja deren Gesezze als so unverbrüchlich gelten sollen. Aber was kan es schaden, wenn der noch unmündige Prinz in dem Gedanken gelassen wird, seine Zeit sei noch nicht kommen, da zwischen ihm und andern rechtschaffenen Menschen der Unterschied im äusserlichen Statt habe, durch den sein Vater als regierender Herr seine Hoheit behaupten zu müssen glaubt.

Daß man mich doch hier und in der Folge, wo ich auf ähnliche Dinge gerathe, nicht unrecht verstehe! Ich will nicht, daß man den Prinzen demüthige, und ihn herabwürdige, daß er werde, wie unser einer. Ich will nicht, daß er, wie der Kronprinz von Whida an der Negerküste das Vieh hüte, um ein desto lenksamerer Fürst zu werden. Aber das wünsche ich, daß man seine Seele, wenn's möglich ist, zu der edelsten Seele im Volk ausarbeite. Die edelste Seele im Volk ist gewiß die würdigste, eine Fürstenseele zu sein. Das wünsche ich, daß, wenn aus dem Tande des Hofes

Hin-

Hindernisse dagegen erwachsen, sie diesem großen Zwecke nachstehen. Ich behaupte, daß die Seele eines Fürsten gebildet werden könne, ohne von diesem falschen Anstrich der Hoheit in jungen Jahren etwas erfahren zu haben. Ich behaupte, daß der Prinz auch zu seiner Zeit auf seine Würde zu halten wissen werde, ohne durch die Demütigung würdiger Personen dazu vorbereitet zu werden. Wie haben Stanislaus Lescinsky, und Stanislaus Poniatowsky gelernt, den König mit Würde zu machen, als sie diese hohe Stufe der Ehren bestiegen? Wo lernte es Johan Sobiesky. Point de baisselle! sagte er seinem nicht zur Krone bestimmten auch nie dazu gelangten Sohne, als diesen der Anblick eines Kaisers überraschte, und er eilte, ihm die schon hingehaltene Hand zu küssen.

Jener Graf hatte ganz recht, der, als er seine Söhne seinem neuangenommenen Hofmeister darstellte, ihm sagte: Lehren Sie meine Söhne das, was Sie wissen, und jene nöthig haben. Daß sie Grafen sind, will ich sie zu seiner Zeit in Einer Stunde lehren. Das Fürstenkind wird es, sobald es die rechte Zeit dazu ist, in Einer Stunde lernen, daß es ein geborner Fürst sei, und, wenn man es überhaupt nur niedriger Denkungsart bewahrt hat, sich bald Fürstenmäßig zu betragen wissen.

Ihr,

Ihr, die ihr in dem Gange alter Hofständeleien eine Fürstenseele zu bilden vermeint, bedenkt doch, daß euer Prinz ein Knabe ist, das ist ein Mensch, noch sehr unvollkommen, wie alle Menschen, wenn sie noch Knaben sind. Denn wer hat je gesagt, je gefunden, daß der Herr der Erde die Fürstenseelen aus einem besondern Stoffe bilde, und den Völkern nur Regenten gebe, die von ihrer Geburt an Kraft genug in ihren Seelen haben, daß sie nichts von allem dem verführen könte, was andre Menschen verführt, wenn sie schwach, wenn sie noch Kinder sind. Bedenkt, daß ihr einen Mann zu bilden habt, der sich seine wahre Ehre selbst durch Handlungen und nüzliche Thätigkeit erschaffen muß, aber dies leicht vergessen mögte, wenn ihm von seiner Jugend an vorgespiegelt wird, als sei seine Ehre schon ganz ihm anerschaffen. Und dies muß er alsdann am lebhaftesten sich einbilden, wenn es steht, daß Thätigkeit, Kentnisse und Weisheit zu seinem Dienst zwar gedungen werden können, aber der Mann, der sie besizt, nicht über die Demütigungen, die er neben ihm leidet, hinaus heben, bloß weil ihm von jener Ehre zu wenig anerschaffen ist.

Nur mit dem Prinzen, den man vor leeren Stolz bewahrt, kan man weiter gehen. Man kan ihm reine Neigungen des Wohlwollens einflössen. Reine Neigungen, sage ich, die nicht

schon

schon frühe den Anstrich falscher Größe haben, und bei denen das Herz wirkt.

Man wird den Beweis nicht von mir erwarten, daß diese Neigung eine der nothwendigsten für die Regenten der Völker sei, und daß man daher nicht zu sehr eilen kan, sie den jungen Prinzen einzuflössen.

Das Wohlwollen oder die Neigung, die Vortheile anderer nach unserm Vermögen zu bewirken, und uns derjenigen, die ihnen ohne unsere Einwirkung entstehen, zu erfreuen, gründet sich entweder auf Verbindungen, oder auf den Gefallen, den wir an andern finden, oder auf Mitleiden.

In der ersten Absicht wird einmal die ganze Zahl der Unterthanen Anspruch auf das Wohlwollen des Prinzen haben. Aber jezt läßt sich ihm dieses nur in einer entfernten Perspektive zeigen, die ich auch einem jungen Prinzen nicht zu früh und nicht zu oft vorhalten mögte. In die Szenen des Elendes, die sein Mitleid erregen, mögte ich ihn auch nicht zu oft führen, wenn es auch schicklicher wäre, als man es an Höfen dafür halten mögte. Denn man muß auch verhüten, daß der Prinz nicht weichherzig und zu empfindsam werde.

Seine künftige Bestimmung ist nicht, dem Elende Einzelner abzuhelfen, sondern das möglich

größte

Digitized by Google

größte Wohlsein Vieler zu befördern. Ein Prinz, dem man zu oft das menschliche Elend Einzelner unter Augen bringt, wird mehr darin finden, als er zu der Zeit solte, nämlich, daß unter dem Monde nicht alle Menschen glücklich sein können, daß Viele durch ihre Schuld unglücklich sind. Er wird in der dadurch entstehenden Weichheit seines Herzens vielleicht es als das erste Glück seines künftigen Standes ansehen, daß er der allgemeine Wohlthäter seines Volks sein werde, aber es immer nur in einzelnen Fällen sein wollen. Damit wird er sich selbst ein Genüge thun, und der viel schwerer auszuübenden Pflicht vergessen, der allgemeine Wohlthäter seines Volks durch eine wohlüberlegte Wirtschaft zu werden.

Von allen Zeiten her sind die Fürsten schlechte Staatswirte gewesen, bei denen die Bitte um einzelne Wolthaten gar zu leicht Eingang fand.

Im Ganzen komt es hauptsächlich darauf an, sein Gefallen und sein Mißfallen zu leiten, daß jenes nur Personen treffe, die seines Wohlwollens würdig sind. Auch in dieser Absicht wird es wichtig, zu verhüten, daß nicht bloß Geburt, Rang und Titel als die Hauptgründe der Empfehlung ihm erscheinen. Sollen aber deswegen diese von ihm entfernt, soll ihm etwa ein Umgang bloß mit Menschen aus den niedrigern Volksklassen ausgesucht

sucht werden? Keinesweges. Er mag immerhin unter denen Menschen leben, die vorzüglich für seinen Umgang gehören. Das Verdienst derselben wird Stufen genug haben, in Ansehung derer man sein Urtheil leiten kan. Man beachte ihn insonderheit, wenn er an einzelne derselben sein Herz zu hängen und ihren Umgang vorzüglich zu wünschen scheint. Vorausgesetzt, daß man nur gute, wenigstens erträglich gute Menschen ihm so nahe kommen lasse, und nicht in die Nothwendigkeit gesetzt werde, einen ihm angenehm gewordenen Umgang gewaltsam wieder abzuschneiden; so leite man sein Urtheil über jeden derselben. Man zeichne ihm aus, was dieser, was jener wirklich Gutes habe, in Ansehung dessen auch er durch ihn gewinnen könne. Man halte ihn von dem Umgange mit allen solchen Menschen ab, die er übersehen oder gar verachten würde. Als Knaben lasse man ihn schon mit wohlausgewählten Jünglingen umgehen, und mache ihn dann auf jeden an denselben bemerkten Vorzug aufmerksam, welchen nachzuahmen er schon wagen kan, insonderheit auf diejenigen, die solchen Mängeln entgegen stehen, welche er anzunehmen anfängt. Trägt er z. B. seinen Körper nachlässig, so lobe man ihm gelegentlich, nicht in dem Wege einer beschämenden Vergleichung, den guten Anstand; ziert er sich in seinem Betragen, das ungekünstelte Wesen,

dieses

dieses oder jenes seiner Bekanten. Ist er blöde oder sucht zu sehr nach dem Worte, so bringe man ihn mit Jünglingen zusammen, welche die Gabe eines leichten Ausdrucks und Umganges haben, doch nimmer mit solchen, die schon gelernt haben, über ein leeres Nichts viel Worte zu machen. Wird er naseweis, fängt er an, falschen oder wol gar hämischen Witz zu äussern, so müssen alle Menschen von ihm entfernt werden, welche niedrig genug sein mögten, seinen Witz zu loben. Aber keiner derjenigen, mit denen er umgehen darf, muß dadurch entrüstet werden, sondern jeder auf solche Art darüber weghören, als wenn er nichts gesagt hätte, das Aufmerksamkeit verdiente. Will er sich nicht zur Ordnung gewöhnen, so muß man ihn oft hören und sehen lassen, wie dieser oder jener es mache, und wie wohl er sich dabei befinde.

Die Lust zur Ordnung muß früh einen Gegenstand haben. In dem Alter, da noch nicht von Geschäften und deren vielfältigen Werkzeugen, Papieren und Büchern die Rede ist, müssen dieser Gegenstand andere dem Gebrauch des Prinzen überlassene Dinge sein. Das sind nun hauptsächlich seine Kleidungsstücke. Ich gehe nicht so weit zu rathen, daß man dem Prinzen als Knaben noch keine Garderobe von Belang, keinen Kammerdiener zur Aufsicht über dieselbe geben solle.

Zwar

Zwar sind die Zeiten noch nicht sogar weit zurück, da auch bei königlichen Prinzen nicht davon die Rede war; da noch ein Christian IV. den Hofmeister seiner Söhne schriftlich anwies, dafür zu sorgen, daß ihre Strümpfe gehörig geflickt wären, wenn sie nach Kopenhagen kämen. Aber man lasse wenigstens alles unter des Prinzen eigener Aufsicht und Aufbewahrung, was klein und reinlich genug dazu ist, und gebiete den Bedienten, in Hervorsuchung und Zurechtlegung dieser Dinge nicht zu aufwartsam zu sein. Man gewöhne ihn, alles, was dessen würdig ist, in guter Ordnung und Gewahrsam unter dem Schlosse zu halten. Verliert und verwirft er Dinge, die ihm lieb sind, so lasse man ihn den ganzen Verdruß des Nachsuchens empfinden, und was er nicht findet, ihn so lange entbehren, als es irgend thunlich ist.

(Der Beschluß im nächsten Stück.)

5. Das

5.

Das Wundermädchen von Marsal

eine Erzählung

aus der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts.

Immer spielt die weibliche Eitelkeit dasselbe Spiel; bloß im Spielzeuge liegt der Unterschied; bald sind es die Herzen der Männer, bald ist es die Religion.

In Marsal, einer Stadt in Lothringen, hatten sich verschiedene Beguinen, unter Leitung ihrer geistlichen Führer, der Dominikaner, einen vorzüglichen Ruf und vorzügliche Achtung von Heiligkeit erworben. Ein gewisses Mädchen, Sibylla, wünschte sich auch einen solchen Ruf, eine solche Achtung. Unter dem Scheine frommer Einfalt zu täuschen, gelingt ja wol im Jahrhundert der Aufklärung: im dunkeln Mittelalter war es so leicht! Durch fleißiges Besuchen der Frühmetten und Messen und ähnliche Künsteleien der Andacht empfahl sie sich in kurzer Zeit den sämtlichen Einwohnern ihres Städtchens. Vorzüglich gelang es ihr, besonders durch versteckte Winke von Engel-

Digitized by Google

erscheinungen, bei einem guten frommen Ehepaare, das ihr sogar ein eigenes Kämmerlein eingab, um hier im Stillen ihr Beten und Fasten, und das ganze Werk des Heiligwerdens, desto geheimer treiben zu können. Es währte nicht lange, so sprach der allgemeine Ruf von Sibyllens Heiligkeit.

Gut macht Mut: glücklicher Erfolg in einem Lieblingsentwurf macht ihn auch. Nach und nach ließ Sibylla sich das Geständniß ablocken, sie würde im Geiste gen Himmel entzückt. Den ganzen Tag verweilte sie auf ihrem Lager, als ob sie schliefe, ohne zu essen und zu trinken. Ihre Hauswirtin, eine gute Matrone von starkem Glauben, hielt das Kämmerlein fest verschlossen, und niemand durfte hinein. Nur zu gewissen Stunden in der Nacht gab Sibylle einen langen, tiefen Seufzer von sich, gleichsam als Merkmal von Wiedererholung. Kam nun ihre andächtige Matrone, wenn sie das leise Seufzen hörte, eilend zu ihr, und brachte ihr zu essen und zu trinken, so schlug sie alles aus: sie würde, sagte sie, durch himlische Nahrung so gelabt, daß sie der irdischen überhaupt entsagte. Dabei war ihre kleine Wohnung beständig mit Wohlgeruch erfüllt: die Engel, versicherte das Mädchen, ließen ihn zurück. Uebrigens, bat sie ihre Wirtin, möchte sie sich nur nicht fürchten, wenn sie etwa des Nachts die Hausthüre knirren, oder sonst ein ungewöhnliches Geräusch hörte; dieses

les Geräusch käme vom Teufel, ihrem Peiniger und Widersacher.

Franziskaner und Dominikaner besuchten sie, beobachteten sie genau: keine Spur von Betrug war zu entdecken. Sibylla wurde der Gegenstand ihrer Predigten und Lobreden. Alles drängte sich zu ihr, selbst der Bischof von Metz, dem damals Marsal gehörte, Grafen, Ritter, Priester, Mönche, ganze Schaaren von Männern und Weibern. Aber nur für wenige war Sibylla sichtbar; kamen zuviel Besuchende, so hatte sie, wie gewöhnlich, eine Entzückung gen Himmel, und sagte vorher, sie würde nicht eher als in drei Tagen von dort zurückkehren: Ihre Kammer blieb also ein Heiligthum, dem sich niemand nahen durfte: und diejenigen, die wieder abziehen mußten, ohne sie gesehen zu haben, erzählten dennoch, nach den Aussagen der Einwohner von Marsal, bei ihrer Zurückkunft ihren staunenden Zuhörern Wunder über Wunder.

Aber ob denn Sibylle wirklich nicht, krank sie wirklich nicht? würde sie wirklich gen Himmel verzückt? Dieser Gedanke war doch so natürlich, als daß er nicht bei dem Bischof und seinen Priestern und Mönchen hätte aufsteigen sollen. Um sich davon zu versichern, ließ der Bischof die Heilige in eine Wohnung bringen, wo sie genauer, als in ihrer bisherigen, beobachtet werden solte.

Neuer Schauplatz, andere Szenen! Allein mußte das Wundermädchen bleiben: darauf kam, wie man sieht, alles an. Auch des Nachts mußte man sie allein lassen; denn Engel schützten sie gegen die Anfechtungen des Teufels. Unaufhörlich jammerte sie über diese Anfechtungen: und um ihre Klage wahrscheinlich zu machen, zerriß sie des Nachts die Kissen von ihrem Bette, und streute die Federn wild in ihrer Kammer und im ganzen Hause umher. Das thäte ihr Peiniger, der Teufel, sagte Sibylla: und jedermann glaubt es ihr, und bedauerte die arme Geplagte.

Aber nun das Schlimmste! Sibylla wurde so scharf bewacht, daß sie keinen Bissen zu essen, keinen Tropfen zu trinken bekam. Drei lange Tage, drei lange Nächte brachte sie hin ohne Speise und ohne Trank: beinahe hätten ihr Hunger und Durst ihr Geheimniß abgezwungen. Aber was vermag nicht Weiberlist gegen geistliche Einfalt!

Drei Tage und Nächte, sagte sie zum Bischof, hätte sie in Entzückung geschwebt: in dieser Entzückung wäre ihr offenbart worden, sie mögte ja nicht länger hier verweilen, wo der Teufel mehr Macht über sie hätte als sonst; sie müßte befürchten, von ihm in Stücken zerrissen zu werden; nur darin bestände ihre Rettung, wenn sie ihre vorige stille Wohnung wieder bekäme; und darum flehte sie den Bischof dringend an. Der Bischof erfüllte

ihren

Digitized by Google

ihren Wunsch; Sibylla wurde wieder zu ihrer guten Matrone mit dem festen Glauben gebracht.

Jezt war sie der Schlinge entgangen: man solte glauben, sie hätte sich mit ihrem Triumph begnügt: aber nein! Daß ein Bischof und seine Mönche und so viele Beobachter mit Wunderglauben an ihr hingen, schmeichelte ihrer Eitelkeit zu sehr, als daß sie das Spiel ihrer Laune schon hätte aufgeben sollen.

Verhüllt in eine schwarze Kutte und in eine Kappe mit einer Teufelsfratze, machte sie sich eine Kurzweil ihre guten Wirtsleute mit rauher hohler Stimme zu ängstigen. Immer dreister, wagte sie sich sogar in ihrer Höllentracht ans Fenster, so, daß sie vielen Vorübergehenden Schrecken einjagte. Und auch damit nicht zufrieden, rante sie des Nachts in allen Straßen und Gäßchen umher, und wer ihr begegnete, dem rief sie fürchterlich zu, sie wäre der Teufel, der jenes verruchte Geschöpf, die Sibylla, unabläßig quälte. Natürlich floh alles voll Entsetzen vor ihr, und sie konte sicher unbemerkt wieder nach ihrer Kammer schleichen.

Um diese Zeit ihres geistlichen Romans starb ein gewisser Einwohner von Marsal, der eben nicht den besten Ruf hinterließ. Sibylla, die es von ihren Hausgenossen erfuhr, fand darin Veranlassung zu einer neuen Szene. Gleich in der folgenden Nacht wanderte sie in ihrer Maske vor die

die Thüre der Schlafkammer ihrer Hausgenossen, und rufte mit ihrer angenommenen Stimme, als wär' es der Teufel, gräßlich hinein: „Ha! welchen Schaden hat sie mir heute gethan, die verruchte Sibylla! geraubt hat sie mir meinen Freund der heute gestorben ist. Sie wurde gen Himmel entzückt, wo sie drei Tage verweilen wird; dort hat sie ihn durch Gebet und Fürbitte für sich behalten: und doch hielt ich ihn schon für mein, und wolte ihn schon führen auf meine große Wiese.“ — Als die erschrockenen Horchenden fragten, was das wäre? fuhr sie fort: „ich hab' eine gar große, gar anmutige Wiese, auf die ich meine Freunde führe, damit sie sich letzen mögen. Immer ist sie mit einem Thau von Schwefel und Flammen bedeckt; da spielen Gewürme und Ottern und Schlangen und Kröten, groß und klein; mit diesen Thierchen laß ich meine Freunde scherzen, und in dem Schwefelthau werden sie von meinen Engeln herum gewälzt. Aber einen davon, der mir so lieb war, hat mir jenes Mädchen entrissen: gern zerriß ich sie dafür in Stücken; aber das wag' ich nicht, denn Engel sind ihre Beschützer. Weh mir! daß ich euch das verkündigen muß, und gegen mich selbst! denn komme ich zurück zu Satan meinem Herrn, so quält er mich mit scheußlichen Martern. Und doch mag ich nicht von euch scheiden, ohne euch vor jener bösen Brut zu warnen, damit ihr euch vor ihr hüten möget; euch sag' ich das, euch,

die

Digitized by Google

die ihr mich hört, damit ihr nichts kommet auf die große Wiese!" — Auch diese Farce fand vollen Glauben bei dem Bischof und bei allen andern.

Tags darauf besuchte sie der Bischof, bloß von Dominikanern begleitet; denn sonst durfte niemand zu ihr gelassen werden. Sie fanden sie auf ihrem Bette liegend, hochroth im Gesicht und scheinbar schlafend: ihr Bettzeug war sehr weiß und zart, ihr Kopfkissen so fein, daß man hätte zweifeln mögen, ob es auch ein Werk von Menschenkunst sein könte. Wie in einem tiefen Schlummer war ihr Odem so leise, daß kaum ein Hauch davon noch merklich blieb. In der tiefen Stille um sie her, wagte man kaum eine Frage an ihre Hauswirtin, woher die Heilige so weiße, so wohlriechende Wäsche bekäme? Sie hätte sie, antwortete die gute Matrone, schon mehrmal nach ihrer Wiederkehr vom Himmel in diesem Zustande angetroffen; schon mehrmal hätte sie ihr die Versicherung gegeben, ihr Lager würde ihr von den Engeln zubereitet, und von den Engeln würden ihr auch alle die schönen Sachen verehrt. Ausserdem bekäme sie noch von ihnen geweihtes Wasser, damit sie den Listen des Teufels, ihres Widersachers, kräftig genug zu widerstehen vermögte. Und wirklich stand oben an ihrem Bette ein niedliches Gefäß mit Wasser. Mit diesem sollen sich der Bischof, die Dominikaner und viele andere wirklich besprengt, von diesem

sem starkriechenden Wasser sollen sie wirklich getrunken haben.

Kurz! Es kam dahin, daß der Bischof im völligen Ernste daran dachte eine Kirche bauen zu lassen, wo das Wundermädchen, das nicht aß, das nicht trank, das ganz anders als nach Menschenweise zu leben schien, zur allgemeinen Erbauung der Gläubigen dargestellt werden solte. Allein, wie der Reim sagt:

es ist nichts so klein gesponnen,
es kommt doch endlich an die Sonnen;

so gieng es auch hier.

Eines Tags hatte sie, wie gewöhnlich, eine Entzückung vorgegeben: die Thüren waren fest verschlossen, und ihre Hausgenossen entfernt. Dies war für Sibyllen eine Stunde der Freiheit nach der Gefangenschaft im Bette: sie verließ es, wie ihre Gewohnheit war, und machte sich ihr Lager wieder. Aber kein Augenblick durfte für das Spiel ihrer Laune verloren gehen: auch dann, wenn man sie in den Himmel emporgehoben glaubte, täuschte sie noch. Ihre Stimme war geschmeidig geworden: bald konte sie Engeltöne nachbilden lieblich und sanft; bald dumpf und hohl reden, wie Bewohner der Hölle: und so machte sie denn jetzt ein Gezänk, wie Respondenten und Opponenten in einer akademischen Disputation.

Ein

Ein Dominikaner, der sie besuchen wollte, hörte das seltsame Gezänk; die Neugier trieb ihn näher hinzu; und indem er dicht an der Thüre lauschte, zeigte ihm das Ohngefehr einen Ritz in der Thüre, durch den er alles sehen konte. In der größten Eile rufte er den Bischof, und zeigte ihm, durch den Ritz, die Heilige, die man in den dritten Himmel entzückt glaubte, sehr geschäftig ihr Bette zu machen. Sogleich ließ der Bischof durch verschiedene Begleiter die Thüre aufbrechen: Sibylle stürzte sich auf das Bette, suchte sich hineinzuwühlen. Man riß sie empor, und nun kam es zum Geständniß.

Eitelkeit mogte wol die Hauptfeder der Farce gewesen sein; aber noch half etwas dazu, eine Liebschaft. Ein guter Freund, ein junger Geistlicher in der Stadt, pflegte sie des Nachts zu besuchen: von ihm erhielt sie stärkende, wohlschmeckende Nahrung; von ihm, nicht von den Engeln, erhielt sie Wohlgerüche, um den Menschensinn der Beobachter vollends wegzuräuchern. Gemeiniglich brachte er von jener einen Vorrath auf drei bis vier Tage, den sie dann unter dem Bette sorgfältig verbarg, wo man auch noch einen Theil davon antraf.

Man denke sich das Erstaunen, die Beschämung, den Unwillen des Bischofs, der ehrwürdigen Väter und aller Anwesenden. Mit ihren eigenen

Digitized by Google

genen Augen sahen sie nun die verborgenen Speisen, das schöne Bettzeuch, die Teufelslarve und alle Werkszeuge des Betrugs zur Täuschung so vieler Männer und Weiber, von denen sich manche nicht wenig hocherleuchtet dünkten, und das von einem Mädchen! Viele schrien, sie solte verbrant; andere, sie solte ersäuft; noch andere, sie solte lebendig vergraben werden. Voll Beschämung konte der Bischof sich kaum so weit mäßigen, daß er nicht selbst Hand an sie gelegt hätte. Erst bei kälterem Blute verurtheilte er sie zu ewiger Gefangenschaft; so daß ihr in ihrem Kerker nur ein wenig Brod und Wasser sparsam zugereicht würde. Aber es währte gar nicht lange, so starb sie, zwischen ihren vier Mauern, in Gram und Reue.

Niemand spotte der guten starkgläubigen Matrone, die zuerst an ihre Engelserscheinungen glaubte, noch des Bischofs und seiner Mönche. Man spotte nicht dessen, was am dürren Holze geschah: man achte nur auf das, was am grünen Holze geschieht.

Chron. Senon. L. IV. c. XVIII. — in d'Achery's Spicileg. T. II. p. 634.

---

6. Be-

Digitized by Google

6.

Bemerkungen über die weiblichen Moden, von Herrn Ponce.

An der Toilette giebt es keinen größern Fehler, keinen gegen den man mehr auf der Hut sein müßte, als der, wenn man zu leicht vom Einzelnen aufs Allgemeine schließt, wenn man glaubt, was Einer gut steht, müsse nothwendig Alle kleiden.

Die Koeffüre darf nur Nebensache sein; übersteigt ihre Höhe die Länge des Gesichts, so ist die Wirkung unangenehm. Diese unangenehme Wirkung wird doppelt auffallend, wenn die Dame kleine Züge hat, weit mehr als bei einer andern mit einer römischen Bildung. Jene kan ihre Figur bloß durch leichte Kleidung von wenig Umfang im Vortheil zeigen; große Formen und nur gerade Linien muß sie sorgfältig vermeiden. Hat die Dame eine sehr kleine Nase und ein kurzes Kinn, so werden diese Fehler durch einen Aufsatz der zuweit vorgeht, noch merklicher gemacht; hingegen wird eben dieser Aufsatz einer andern mit längeren Kinn und vorspringender Nase sehr gut stehen.

Schöne

Schöne Augen verlieren sich unter großen Hüten nach der jetzigen Mode aufgesetzt. Man solte diese Koeffüre solchen Damen überlassen, die weiter kein Eroberungsmittel haben als einen niedlichen Mund und ein anmuthsvolles Lächeln. Die Farben der Bänder und Gazen zum Kopfputz müssen zu der Farbe des Haars und des Teints passen. Die Damen verstehen sich auch weit besser auf die Uebereinstimmung der Farben, als auf die Uebereinstimmung der Formen.

Von der Art, wie sie ihr Roth auflegen, läßt sich schwerlich so günstig urtheilen. Es mag wol seinen Nutzen haben, wenn es mit Ueberlegung und Sparsamkeit gebraucht wird, bloß um die Weiße einer schönen Haut ein wenig zu beleben. Weiber hingegen von gewissen Ton mißbrauchen es in einem solchen Grade, daß ein Mann von Geschmack, so allgewaltig auch die Gewohnheit ist, dennoch vor dem Anblick ihrer abscheulichen Illuminirungen zurückfährt. Vielleicht hat diese widrige Maske zuweilen ihre Bequemlichkeit; aber man muß auch einräumen, daß eine junge schüchterne Person dadurch allen Vortheil verliert, den sie von dem sanften Ausdruck der Sittsamkeit und des Gefühls für ihre Reize ziehen könte. Hierinnen mag zum Theil die Ursache liegen, warum man zuweilen das Kammermädchen artiger findet als die Gebieterin.

Will

Will man bei der jetzigen Art die Fichus zu tragen, die Schätze der Natur verbergen, so solte man sich wenigstens in Acht nehmen, daß man es nicht auf eine mangenehme Art thäte. Man überlasse doch dergleichen ungeschickte Täuschungen solchen Weibern, die nothwendig dabei verlieren müssen, wenn sie errathen sein wollen.

Die Vortheile eines schönen Wuchses werden öfters durch die lächerliche Sucht, daß man ihn gar zu schlank haben will, ganz vernichtet. Man befrage nur die Form jener herlichen antiken Bildsäule der Liebesgöttin, und man wird sich überzeugen, daß eine zu dünne und einförmige Taille eben so sehr als eine gar zu starke von den schönsten Verhältnissen abweicht. Auch darf man nicht vergessen, daß allzuenge Schnürbrüste und Korsets schlechterdings alle Gewandheit und Grazie benehmen. Sie machen jede Bewegung steif, jede Stellung gezwungen: nicht zu gedenken, wie schädlich dergleichen Vergehungen gegen die Natur so leicht werden können.

Vor einigen Jahren war die Verderbniß des Geschmacks sehr weit eingerissen. Sehr dicke Personen übertrieben noch die weiten Buffanten, eine Erfindung dünneleibigter Damen zum Ersatze dessen was ihnen die Natur versagt hatte. Auch sah man damals ganz kleine Geschöpfe, die durch den Zuwachs eines so lächerlichen Nebendings eine grös-

sere

sere Dimension in die Breite als in die Höhe bekommen hatten.

Soll ein Anzug wirklich verschönern, so muß er einfach sein und leicht. Die griechischen Damen, die gewiß die Kunst verstanden ihre Reize geltend zu machen, wählten sorgfältig keine andern Schleier, als vom geschmeidigsten Zeuge. Diese Schleier gaben jeder Bewegung nach, und vermehrten die natürliche Anmut ihrer Besitzerinnen. Auch sind alle Bildsäulen aus diesem schönen Lande, wo alle Künste aufblühten, noch jetzt die Bewunderung der Künstler und Kenner, weil sie ein Gepräge von Leichtigkeit an sich tragen, das man nie wird übertreffen können.

Es würde eine unrichtige Vorstellung sein, wenn man glauben wolte, daß kaltes Klima und leichte Kleidung ganz unverträglich wären. Unter guten Pelzen kan man auch an freier Luft so leicht als möglich gekleidet gehen. Die Art, wie sich die Russischen Damen kleiden, spricht für die Richtigkeit dieser Behauptung.

Zwischen einer allzuschweren Kleidung und einer solchen, deren Leichtigkeit und Durchsichtigkeit den Wohlstand beleidigen würde, muß ein Mittelweg getroffen werden. Eine Dame, die sich darüber hinaus setzte, versteht ihren Vortheil nicht. Sie beraubt sich des Gewinns, den ihre Eigenliebe von jenen schimmernden Dichtungen ziehen könte, mit wel-

Digitized by Google

welchen die Fantasie der Männer spielt; wenn man ihr etwas zu thun übrig läßt.

Die Anordnung des Haars ist vorzüglich der Theil des weiblichen Putzes, in dem die griechischen Damen unübertreflich bleiben; besonders wegen der Simplizität, in die sich ihre Kunst verhüllte. Jetzt kleiden sich die Damen besser als sonst; diese Gerechtigkeit muß man ihnen widerfahren lassen: sie sind jetzt der Vollkommenheit unendlich näher als vor etlichen Jahren. Sogar in Rücksicht auf ihre Frisur scheint jetzt eine leichte Morgenröthe zu dämmern. Es läßt sich hoffen, daß sie es in diesem Stücke des Putzes in sehr kurzer Zeit sehr weit bringen werden; zumal wenn sie die Natur und die Künstler noch mehr zu Rathe ziehn.

Schöner läßt wol nichts als fliegendes Haar: die Damen solten bei diesem Gebrauche bleiben. Die Locken, die sie seit kurzem aufs Toupet angenommen haben, würden sie weit besser kleiden, wenn sie weniger regelmäßig und mit mehr Geschmack gleichsam hingeworfen wären.

Hat eine Dame durch ein glückliches Ohngefähr den höchsten Grad von Vollkommenheit im weiblichen Putze beiläufig erreicht, das heißt, hat sie das getroffen was ihr am besten steht, so wähle sie ja neue Moden mit der äussersten Vorsichtigkeit. In einem Jahrhunderte, das so wie das unsrige an Kleinigkeiten hängt, kan die Verrückung

rückung des Hutes von der Linken zur Rechten an einer Untreue schuld werden.

Die Künstler, die ihr Leben dem Studium der Naturschönheiten gewidmet haben, sind geborne Richter im Fach der Toilette. Ihnen allein gebührt das Vorrecht der Meinungen des Publikums in diesem Stücke auf einen festen Punkt zu vereinigen. Vielleicht ist der Zeitpunkt nicht mehr fern, wo das schöne Geschlecht, wenn es in seiner liebsten Angelegenheit heller sieht, die Künstler zu Aufsehern ihres Putztisches und zu Schiedsrichtern des Geschmacks wählt. Von den Grazien und von der Schönheit begünstigt, von allen andern Klassen beneidet, werden sich dann die Künstler in vollem Maaße wegen der Ungerechtigkeit rächen, die ihren Werth so lange nicht in seinem ganzen Umfang schätzte. Aber ehe jenes goldene Alter erscheint, wird erst eine sehr große Revoluzion erfolgen müssen. Alsdann wird alles in seine ursprüngliche Ordnung zurückkehren; jeder Mensch wird an seiner Stelle sein, und jeder Abt seine Pfründe haben.

Digitized by Google

Neues Deutsches Museum.

6. Stück. Dezember, 1789.

I.

Ueber eine Stelle des Aristoteles von Staats-Reformen.

— Heu steriles veri, quibus una Quirites
vertigo facit. Iuven:

Wie todt seyd Ihr zur Wahrheit? glaubt Ihr dann
Daß einen Sklaven eine Piruette
Zum Bürger machen kan?

Der Eifer, mit welchem Frankreich jetzt an der Umschmelzung seiner Monarchie arbeitet, hat mich an eine Stelle des Aristoteles erinnert, welche zu unsrer Zeit wohl wieder näher beherzigt zu werden verdient.

Es ist bekannt, daß man diesem Philosophen Schuld giebt, er habe sich es immer recht angelegen seyn lassen, die Meinungen aller anderu zu stürzen, um Seine auf ihre Ruinen zu bauen. Ich will nicht behaupten, daß diese seine Methode sehr löblich war, zumal da er nicht selten das, was

seine Vorfahren in der Philosophie gesagt haben, etwas verdreht, um desto leichter tadeln zu können; doch ist wohl auch nicht zu läugnen, daß diese Widerlegungssucht wenigstens zuweilen Anlaß giebt, die Sachen auf mehreren Seiten anzusehen; und in den Fall scheint mir von dem Aristoteles sonderlich die Frage von den Staats-Reformen gesetzt worden zu seyn.

Er kritisirt in seiner Abhandlung von der Politik, einen gewissen Milesischen Philosophen, Hippodamus, den er vollkommen wie einen Französischen Elegant darstellt. Der Mann, sagt er, gieng immer schön frisirt, trug im Sommer und Winter die feinsten Kleider, hatte alles, was prächtig und elegant ist, um und an sich; und da er sonderlich seine Ehre in einer sehr geläufigen Zunge suchte, so machte er sich auch daran, ein Staats-System zu ersinnen, das er für vortreflich hielt.

Aristoteles erzählt hierauf einiges von diesem System, und fertigt alles kurz, bald gut ab, bald schlecht. Bey einem Gedanken des Milesischen Philosophen hält er sich aber länger auf. Denn, da dieser vorschlug, daß man diejenigen, welche etwas zum Besten des Staats zu rathen hätten, vorzüglich belohnen sollte; so sagt Aristoteles, dieser Vorschlag ließe sich zwar sehr gut hören,

Digitized by Google

hören, *) aber man werde in der Anwendung finden, daß durch ein solches Gesetz nur Aufruhr, Neuerungen, und Sykophantien entstehen würden. Darauf fährt er fort, sich über die Staats-Reformen auszubreiten, und schreibt, wie folgt:

„Weil wir von dieser Frage Meldung gethan haben; so wird es nicht unnütz seyn, wenn wir noch einiges davon sagen; denn sie ist, wie gesagt, zweifelhaft, und besser wird es vielleicht scheinen, die Verfassung manchmal zu ändern. In den Wissenschaften ist auch oft eine solche Aenderung gut, wie z. B. die Reformation der Arzneykunde, und der Gymnastik, welche die gewöhnliche Methode ganz verlassen haben, sehr gut war; und eben das wird von allen Künsten und Wissenschaften zu sagen seyn. Da nun die Politik auch eine Wissenschaft ist, so scheint es offenbar, daß auch diese nicht immer die nämliche bleiben müsse."

„Man könte diese Meinung auch noch durch Beyspiele aus der Geschichte selbst bestättigen. So

*) Aristoteles fällt bey dieser Gelegenheit in den Fehler der redneriſchen Figuren, den man μεταβασιν εις αλλο γενος nennt. Er sagt nämlich, der Vorschlag wäre ἐυφωνος ἀκουσαι, das ist, als wenn man in dem Deutschen sagen wollte: wohlgestaltet zu hören. Ich zweifle, ob man bey den Griechen viele solche Beyspiele finden wird, und glaube, daß man sie in modernen Sprachen gar nicht dulden würde.

Digitized by Google

waren z. B. die Gesetze der Alten sehr einfach und barbarisch. Die Griechen giengen immer bewaffnet, sie kauften sich ihre Weiber von einander, und hatten sonst noch manche Gewohnheiten, welche die alte Einfalt eingeführt hatte. So war auch ein Gesetz in Cuma, daß wenn einer jemand wegen eines Mordes anklagte, und mit einer gewissen Anzahl seiner eigenen Verwandten, die That bezeugen konte, der Beklagte ohne weiters für schuldig gehalten wurde. Auch ist es richtig, daß die Menschen das gewöhnliche und hergebrachte lange nicht so hoch schätzen, daß sie das Bessre deswegen auf die Seite setzen sollten. Denn unsre Vorfahren mögen nun aus der Erde gewachsen, oder aus einer großen Revolution gerettet worden seyn, so waren sie doch sicher sehr gemeine, unwissende Leute, wenigstens hält man die Erden-Söhne nicht für mehr, und also würde es sehr widersinnig seyn, wenn man ihre Anstalten und Einrichtungen beybehalten wollte.*

„Ueberdies ist es wenigstens gewiß besser, wenn man die schriftlichen Gesetze von Zeit zu Zeit verändert. Denn, so wie man in den Künsten unmöglich alles so deutlich niederschreiben kan; so kan man auch die Grundgesetze einer Staatsverfassung, nicht so zu Papiere bringen. Was wir schreiben, muß in dem Allgemeinen stehen bleiben, die Vorfallenheiten selbst aber sind immer individuell. Es

folgt

Digitized by Google

folgt also, daß allerdings manchmal manche Gesetze verändert werden müssen."

„Aber, wenn man diese Frage in einer andern Rücksicht betrachtet, so wird man doch finden, daß in solchen Fällen wenigstens die größte Vorsicht nöthig ist. Wenn der Vortheil, den man durch die Veränderung eines Gesetzes erreichen will, nicht groß ist, das Volk aber dadurch leicht gewöhnt werden könte, die Gesetze, die einmal festgesetzt sind, zu ändern; so wird selbst der Vortheil schädlich. Offenbar ist es also besser, lieber einige Mängel der Gesetze, und einige Fehler der Regenten zu dulden. Denn ein Reformator, der einen oder der andern wird gewiß nie soviel mit seiner Verbesserung nützen, als er dadurch schaden wird, wenn er macht, daß das Volk verlernt zu gehorchen."

„Das, was von Veränderung der Künste gesagt wird, ist auch auf die Regierung nicht anzuwenden: denn es ist sehr zweyerley, ob man eine Kunst ändert, oder ein Gesetz. Das Gesetz hat an sich keine Gewalt, Gehorsam zu erzwingen, nur die Gewohnheit nach ihm zu leben, giebt ihm diese Kraft. Diese Gewohnheit kan aber nur durch eine lange Zeit eingeführt werden. Jede schnelle Veränderung der alten Gesetze in neue, schwächt also die ganze Gewalt der Gesetze. — Und denn, wenn auch eine Veränderung räthlich seyn sollte, so ist noch eine große Frage: ob alles anders werden

Digitized by Google

den soll; oder, wie der Staat beschaffen ist, in welchem man reformiren will; und endlich, ob ein solches Werk einem jedem Alltags-Menschen, oder wem es aufzutragen sey." *)

Es ist nicht zu läugnen, daß diese Betrachtung etwas oberflächig ist, dennoch scheint sie mir zu vielem Nachdenken Anlaß zu geben. Das wichtigste, welches ich darin finde, ist der Gedanke: daß die Kraft der Gesetze in der Gewohnheit zu gehorchen bestehe.

Wahrscheinlich wird dieser Satz unsern modernen politischen Philosophen und Aufklärern Unsinn scheinen. Denn diese rechnen immer so gar viel auf den guten Sinn und den guten Willen der Menschen, und noch mehr auf die Kraft ihres Räsonnements. Zu dieser Schimäre sind sonderlich die Franzosen durch ihre Physiokraten verleitet worden, welche glauben, daß die Instruktion der Unterthanen, alles vermöge; und daß ihre Cahiers, wenn man sie nur lesen wollte, leichter als das Horn des Hirten seine Heerde, die ganze Welt auf den schlichten Gang der Natur zu treiben im Stande wären. Unsere deutschen Aufklärer haben dieses auch nachgesagt. Ja die Obrigkeiten scheinen selbst von dieser Idee angesteckt zu seyn; denn da jetzt überall ein gewisser Geist des Ungehorsams ein-

*) Politic, L. II. C. VI. Ed. Conring.

Digitized by Google

eiureißt; so geht man beynah an keinem Eckposten vorbey, wo nicht irgend ein Plakat angeheftet wäre, welches die Unterthanen von ihrer Pflicht zu gehorchen unterrichten soll. In einigen Staaten sind sogar die Geistlichen durch eigene Cirkulare angewiesen worden, dergleichen Plakate, nicht allein von den Kanzeln zu verlesen, sondern auch sonderlich auf die Comma und Punkta, recht acht zu geben, damit ja von diesen landesväterlichen Instruktionen nichts verloren gehe.

Ich hoffe, daß die Geistlichen dieser Staaten ihre Buchstabier- und Lesebücher genug studirt haben, um in diesem Fall ihre Pflicht aufs genaueste zu erfüllen, und zweifle auch nicht, daß an andern Orten die getreuen Unterthanen, die zu ihrem Unterricht ausgehängten Warnungen gehörig zu Herzen genommen haben werden. Dennoch glaube ich, daß, wenn das Volk nicht zum gehorchen gewöhnt ist, oder daß, wenn es diese Gewohnheit verlernt, die eloquentesten Plakate, selbst bey der vortrefflichsten Deklamation, die Ruhe in den deutschen Staaten nicht erhalten werden; so wie ich glaube, daß die vortrefflichen Reden und Ermahnungen der vortrefflichen Französischen Etats die Gallische Nazion nicht überzeugen werden, daß das neue Jerusalem ihnen nahe sey.

So wie ich oft gewünscht habe, daß unsere Regenten und ihre Minister ihre Laufbahn erst mit einem Dorfschulzen-Amt anfangen müßten: so

wünsch-

Digitized by Google

wünschte ich auch, daß unsre Philosophen, ehe sie sich der Politik widmen, einen Theil ihrer Laufbahn in dem geschäftigen Leben zubringen mögten. Wenn man es nicht selbst erfahren hat, so kann man es kaum glauben, wie schwer es oft hält, die gemeinsten Ideen in gewisse Köpfe zu bringen: und sind die Ideen sogar noch praktisch, folglich nicht bloß für den Kopf bestimmt: so ists noch unendlich schwerer, sie so lebendig darzustellen, daß auch jeder sein Leben darnach einrichte. Es werden vielleicht manche gerne zugestehn, daß in einem Staate Reiche und Arme, Vornehme und Geringe, Befehlende und Gehorchende seyn müssen: aber jeder wird sich wenigstens in die reiche, vornehme und befehlende Klasse versetzen, und seinen Nachbarn in die andere weisen wollen. Wie will man denn nun Einen überzeugen, daß er unrichtig klassifizire?

Es sind außerdem auch viele politische Begriffe, welche so sorgfältig als möglich berührt, und so wenig als möglich zum Examen gezogen werden müssen. Da alle Regierungsformen ihre großen Fehler haben, und da das gegenwärtige Uebel, und das abwesende Gute immer größer, das gegenwärtige Gute und das abwesende Uebel aber immer kleiner zu scheinen pflegen; so ist jede Prüfung der eingeführten Regierungs-Verfassung schon gefährlich. Die Lehre von dem Eigenthum ist in den Augen der Reichen immer sehr evident, in den

Augen

Digitized by Google

Augen der Armen aber desto mehrern Zweifeln ausgesetzt. Die Lehre von der Freyheit ist in der Politik beynahe so schwankend, als in der Moral; die Lehre vom gemeinen Besten leidet beynahe nirgend eine Prüfung; die Lehre von der successiven Regierungsfolge ist nur hypothetisch zu behaupten, absolut beynahe Unsinn; die Lehre vom erblichen Adel haben viele damit unterstützen wollen, daß die Natur von Guten keine andern als Gute zeugen lasse; schon Aristoteles sagt aber, daß die Natur das freylich wolle, aber selten könne. — Fängt man also über diese, und ein hundert andere politische Fragen in einem Staat zu disputiren an; so wird man so wenig fertig werden, als man in der Religion mit disputiren fertig wird.

Will man diesen Disputen ein Ende machen, so muß man immer des St. Paulus Ausspruch: „so seyd nun aus Noth Unterthanen," zu Hülfe nehmen. Eine Noth aber erträgt man nur dann geduldig, wenn man durch sie einer größern Noth entgangen, oder wenn man sie zu tragen gewohnt ist. In dem ersten Falle waren die ersten bürgerlichen Gesellschaften; in dem andern sind wir. Jene kamen entweder aus dem trostlosen Stand der Natur, oder sie banden sich zu einem gemeinen Zweck. War das, so tröstete sie die Erreichung ihres Zweckes; war jenes, so tröstete sie ihre Sicherheit und ihr geselliges Leben über die unvermeidlichen Uebel, welche jede bürgerliche

Digitized by Google

liche Verfassung nach sich zieht, und oft auch über die, welche, ob sie gleich in sich vermeidlich wären, dennoch nothwendig seyn werden, so lange Menschen Menschen regieren werden, — Nach und nach verlor sich freylich das lebhafte Gefühl der Freude über die erreichte Absicht, oder die lebhafteste Erinnerung der üblen Folgen eines ungeselligen Zustandes; wenn aber dann auch die dafür erkauften Lasten zu drücken schienen, so machte sie die Gewohnheit leicht, und so trugen denn oft manche Nazionen den größten Druck einer schlechten Regierung Jahrhunderte lang. Wurde aber endlich der Druck beschwerlicher, als die Anstrengung, die jede Ablegung einer Gewohnheit fordert: dann wachte das Volk auf, und dann erst ist die Reformation unvermeidlich; denn dann kan man auf die Wirkung der Gewohnheit nicht mehr zählen.

Ist nun das irgendwo der Fall, (und es scheint, daß er es in Frankreich war; vielleicht ist er es auch hier und da in Deutschland) dann sind die Fragen zu erörtern, die Aristoteles an dem Schluß der Stelle thut, welche ich ausgezogen habe. Wer, sagt er, soll dann die Reformation vornehmen? — Die Nazion, sagt Frankreich; und da auch in Deutschland jede Provinz von drey Meilen im Umfang eine Nazion seyn, ihre Baragouin zur Nazional-Sprache, ihre Jacken zur Nazional-Kleidung, und, wenn Apollo will, ihre Trettaux zu einem Nazional-Theater machen will;

so

so höre ich auch das hier und da bey uns wiederholen. Sehr weislich bemerkt aber Aristoteles, daß, ehe die Nazion dieses Werk vornehmen will, sie erst prüfen muß, ob sie einer Verbesserung fähig ist, und ob sie Leute hat, die im Stande sind, einen Standpunkt des Beßern fest zu sezen?

Unsere innere Politik ist, seitdem alles sich auf Handlung und Gewerb herumdreht, und seitdem der stehende Soldat und die stehende Marine aufgekommen, und vielleicht nothwendig geworden ist; seitdem, sage ich, ist unsere Politik so intrikat geworden, daß es bey weitem nicht genug ist, ein ehrlicher, verständiger, auch in seinem Kreise geschickter Mann zu seyn, um eine Nazion zu reformiren. In allen Dingen ist nichts leichter, als das Beste oder das Schlechteste zu finden. Das sehen wir schon an allen unsern Romanen und Komödien. Jeder Alltags-Dichter kan ein Ideal von Abscheulichkeiten, oder von Vortrefflichkeiten erdenken. Aber das Ideal so zu nüanziren, wie es in unsere Verhältnisse taugt, wie es bestehen kan, das ist die Kunst. Wenn nun eine Nazion reformirt werden soll, und ein Reformator will sich, wie viele unserer Nachbarn, daß neue Jerusalem zum Modell nehmen; so ist sehr zu besorgen, daß er große Misgriffe thun wird.

Ein Regent, sagt Machiavell, muß eine Art von Centaur seyn, halb Mensch, halb Thier; denn

Digitized by Google

denn er hat nur Halbmenschen und Halbthiere zu regieren. Ein Staats-Reformator muß also wohl vor allen Dingen wissen, wie weit seine Nazion Mensch, wie weit sie Thier ist, und nach dem Verhältniß muß er suchen, das Gute und das Schlechte zu proporzioniren. Zum Unglück ist aber der Mensch gewöhnlich nur menschlich im räsonniren, und ziemlich thierisch im handeln. Es wird also jede Reform entweder von der einen Seite, oder von der andern nicht anpassend seyn. Will der Reformator seinen Staat, wie unsre Nachbarn zum Theil wollen, nach dem Contrat Social einrichten; so wird eine solche Verfassung, wie Aristoteles sagt, sehr wohlgestaltet zu hören seyn, aber bey der Ausübung wird das Thier immer in die Queere kommen. Will er dann auch diesem Zaum und Gebiß in den Mund legen, so muß er abwarten, bis die Gewohnheit es gezämt hat. Will er aber gar das Thier zum Menschen machen; so muß er gedenken, daß das, wie Juvenal in der Stelle meines Motto sagt, nicht durch eine Pirouette geschehen kann.

Wenn ich auf die Allegorien so viel hielte, als Bako, so würde ich geneigt seyn zu glauben, daß die Geschichte der Medea und des alten Pelias eine Allegorie auf die Staats-Reformen wäre. Ich will unsern Nachbarn gerne wünschen, daß ihre weisen Patrioten ihren sehr veralteten Staatskörper wieder verjüngen mögen. Aber unsern

Digitized by Google

sern deutschen Monarchen, Fürsten und Herren wollte ich rathen, daß sie keine solche Medea erwarten, sondern lieber selbst in Zeiten den Schwächlichkeiten ihres Staats zu Hülfe kommen.

Wenn ich die Idee des Aristoteles von der Epoche, in welcher er die Nothwendigkeit einer Staats-Reform erkennt, recht gefaßt habe; so tritt sie da ein, wenn es schwerer wird, den Druck der Staats-Lasten zu tragen, als sich von dem zu entwöhnen, was man lange gewohnt war. Der Regent und der Staatsmann muß diese Epoche voraus zu sehen wissen, und alsdann braucht er nur in dem Druck nachzulassen, bis das Gleichgewicht zwischen der natürlichen Trägheit des Menschen und seiner Begierde nach dem Bessern wieder hergestellt ist. Das Französische Ministerium hat, wie es scheint, diese Epoche nicht voraus gesehen. Statt den Druck zu vermindern, vermehrte es ihn; *) und endlich entwischte ihm das Volk.

Ich hoffe, meine Landsleute werden klüger seyn. Das können sie zwar nun nicht verhüten, daß das Volk nicht, aus dem Beyspiel der Franzosen,

*) Es sprach beynahe wie Pescennius Niger beym Spartianus; Vos terras vestras levari Censitione vultis; Ego vero etiam aerem vestrum censere vellem.

Digitized by Google

sen, merken sollte, daß es wohl anders seyn könne, aber das ist doch noch möglich zu machen, daß das Volk seine Gewohnheit zu gehorsamen erträglicher finde, als die Anstrengung, die das Widerstreben fodert. Ein billiger Nachlaß der Abgaben, eine bescheidenere Hegung des Wildes, eine mäßige Linderung der Frohnden, eine zeitige Unterstützung der Armuth, eine kluge Erleichterung des Gewerbes, eine männlichere Aufsicht auf die Staats-Diener, eine scharfsichtigere Wahl der Regierungswerkzeuge; eine großmüthigere und freygebigere Behandlung derselben, eine geläufigere Justiz, eine weisere Organisazion der Regierungen u. s. w., das ist die einzige Beredsamkeit, welche die Unterthanen vom Aufruhr abhält und zum Gehorsam anmahnt, eine Beredsamkeit, die überredet, wenn auch gleich nicht nach Komma und Punkten deklamirt wird.

In einem monarchischen, aristokratischen oder despotischen Staat ist das die beste Staats-Reform, wenn die befehlende Gewalt sich selbst reformirt. Alle andere Reformen entwöhnen den Unterthan des Gehorsams, und veranlassen also, was Aristoteles befürchtet, den Untergang der Verfassung, wenigstens die Verachtung aller Gesetze.

Das war Roms Verderben. Bis zu den Zeiten der Gracchen, pflegten die Patrizier, wie sie merkten, daß etwas dem Volk beschwerlich wurde,

von

Digitized by Google

von selbst nachzugeben. Der Staat schien dadurch aufzuhören aristokratisch zu seyn, er blieb es aber immer; nur wurden im Grunde der Patrizier mehrere, denn nicht der Pöbel, sondern nur die zu Aemter gewählten Patrizier oder Plebejer behielten immer die Gewalt in der Hand. Zu den Zeiten der Gracchen aber, wollten die Patrizier nicht nachgeben, und da wurde der Grund zu der Gewalt des Pöbels gelegt, der, wenn man die kurze blutige Epoche des Sulla ausnimmt, von Marius Zeiten an bis zur Errichtung der Prätorianen, doch in der That immer den Meister machte.

Eben so gieng es in viel spätern Zeiten zu Florenz. Der Adel wollte den angesehnsten Familien des Volks nichts nachgeben; er wurde vertrieben; die Populanen traten an seine Stelle, und formirten ein neues Patriziat. Auch diese wollten dem Pöbel nichts nachgeben, und die Plebejaner wurden Herren; da auch diese ihrer Macht sich überhuben, so wurde der Staat, erst beynahe, dann ganz Monarchisch.

So giengs in noch neuern Zeiten in England. Die Könige aus den Häusern York und Lankaster und die Stuartische Familie bis auf Carl den ersten waren im Grund absoluter als Frankreichs Könige je gewesen sind. Was Heinrich VII. Heinrich VIII. Maria, und selbst Jakob I. that, verrieth eine so absolute Gewalt,

die

die sich, England mag mit seinem Freyheitsgeist pralen, wie es will, immer erhalten haben würde, wenn Carl der erste sich selbst reformirt hätte. Und sicher würde man in Frankreich die Gewohnheit zu gehorchen nicht verlernt haben; wenn Ludwig des XV. und Ludwig des XVI. Minister Verläugnung genug gehabt hätten, auch diese große Kunst zu üben.

Eben so ergieng es dem Päbstlichen Stuhl. Wenn dieser, ich will nicht sagen zu Zeiten der Kostnitzer, oder der Baßler Kirchenversammlung, wenn er nur zu Luthers Zeit sich selbst zu reformiren gewußt hätte; das Volk würde immer fort in seinem gewöhnlichen Glauben fortgegangen seyn.

So viel kommt also darauf an, die rechte Epoche voraus zu sehen, in welcher das Volk des gewohnten Gehorsams müde wird. Jede Reform die dann eine Regierung an sich selbst vornimmt, ist alsdann heilsam, und entgeht der Gefahr, die Aristoteles mit so vielem Grund voraus sieht, denn sie entwöhnt das Volk nicht von seinem Gange. Ist aber einmal diese Epoche übersehen, dann mag die Regierung noch so viele Plakate anschlagen, oder deklamiren lassen, es wird nichts helfen, weil man sie für so viele petitiones Principii halten wird. Denn, wenn das Volk allen Gesetzen den Gehorsam aufkündigt, so wird es ihn den Plakaten eben so wenig erweisen. Ist

die

Digitized by Google

die Epoche übersehen, dann wird es sogar nichts mehr helfen, wenn auch die Regierung noch so viele Reformen versprechen oder machen wollte. Es wird nichts helfen, weil nichts sich geschwinder abgewöhnen läßt, als der Gehorsam, denn er ist schon an sich beschwerlich, und verbindet, wo er einmal übertreten worden ist, zur Strafe.

Machiavell führt diesen Gedanken weiter aus in einer Rede, die er einem Florentinischen Rebellen in den Mund legt *), und die außerdem, daß sie das bestätigt, was ich vorhin von der Disputation über politische Fragen sagte, auch noch die Ursache angiebt, warum, wenn der Unterthan den Regenten zu reformiren anfängt, meist, statt einer Verbesserung des Regiments, eine Anarchie zu erfolgen pflegt. Ich glaube, es wird nicht unnütz seyn, wenigstens nicht ununterhaltend, wenn ich bey den jetzigen Zeiten diese Rede, die einer jeden, im Livius und Thucydides an die Seite gesetzt werden kan, hier anhänge, indem dadurch die Regierungen vielleicht aus ihrem Schlaf erweckt, und aufmerksamer gemacht werden. Der bescheidene Theil des Volks aber, der vielleicht hier und da eine, der Französischen ähnliche Katastrophe für ein nothwendiges Uebel hält, das wohl auch wün-

*) Istorie Fiorentine l. III. Op. ed. 1550. p. 104. Paris. Vol. I. p. 244.

wünschenswerth seyn mögte, wird aus dieser Rede lernen, wie leicht, und warum das Volk, wenn es Anfangs auch nur eine Reformazion im Sinn hatte, seinen Gesichts-Punkt verliert, und warum es so geneigt ist, den Staat, den es nur verbessern wollte, zu Grund zu richten.

„Wenn wir," läßt Machiavell den Florentiner zu seinen Gesellen sagen, „wenn wir nun noch zu überlegen hätten, ob wir die Waffen ergreifen, die Häuser unserer Mitbürger in Brand stecken, die Kirchen berauben sollten, so würde ich vielleicht von der Parthie derjenigen seyn, welche die Sache näher zu überlegen rathen. Vielleicht würde ich gar der Meinung seyn, daß wir von der ganzen Unternehmung abstehen, und eine ruhige Armuth dem Gewinn, den wir mit so vieler Gefahr erkaufen mußten, vorziehen sollten. Aber, wir haben nun einmal die Waffen ergriffen, haben einmal vieles Unheil angerichtet; nun ist also zu bedenken, wie wir es machen sollen, daß wir uns in unsrer Unternehmung erhalten, und uns gegen die Folgen unserer Thaten in Sicherheit setzen."

„Mich dünkt wahrhaftig, die Noth allein kan uns schon zeigen, was wir zu thun haben, wenn auch sonst nichts uns rathen sollte. Ihr seht, die ganze Stadt ist voll von Jammer über uns, und von Abscheu gegen uns. Die Bürger ziehen sich zusammen; unsre Herren arbeiten immerfort mit den Magistraten; Ohne Zweifel legt man uns

Schlin-

Digitized by Google

Schlingen, um uns zu fangen, und bereitet neue Gewalt gegen unser Leben. Wir müssen nun zwey Dinge zu erhalten suchen, und unsere Berathschlagungen auf zwey Endzwecke richten: einmal, wie wir der Strafe für das, was wir in diesen Tagen gethan haben, entgehen; und dann, wie wir es anfangen sollen, daß wir auf einen Fuß gesetzt werden, auf welchem wir besser leben können, als bisher."

„Um so viel zu erhalten, daß die alten Verbrechen uns vergeben werden, müssen wir, wie mich dünkt, neue begehen; müssen das Unheil, das wir angestellt haben, verdoppeln, Brand auf Brand, Mord auf Mord häufen, und so viel wir können, noch immer mehrere an uns ziehen, die unsere Verbrechen theilen. Denn, wo viele gesündigt haben, wird keiner gestraft, und überhaupt werden ja nur die kleinen Sünden gezüchtigt, die großen noch belohnt. Wo viele leiden, sind auch nur wenige die sich rächen wollen; denn gemeines Uebel schmerzt weniger als besonderes. Also, jemehr Gewaltthätigkeiten wir begehen, desto leichter wird unsere Vergebung seyn, und selbst dadurch werden wir uns den Weg zu dem allem bahnen, weswegen wir nach Freyheit streben."

„Auch ist unsere Hoffnung keinem Zweifel ausgesetzt. Die, die uns hindern konten, sind unter sich, und sind reich. Ihre Uneinig-

keit wird uns den Sieg leichter, und ihre Reichthümer werden uns, so bald sie in unsern Händen sind, seine Früchte sicher machen."

„Laßt Euch nicht durch die lange Reihe ihrer Ahnen schrecken, deren Mangel sie uns vorwerfen. Alle Menschen haben eine eben so lange Reihe, weil alle von einem Vater stammen, und alle sind nach einem Modell gemacht. Zieht ihnen und uns die Kleider aus, und seht, ob ihr einen Unterschied bemerkt. Legt ihnen unsre, und uns ihre Kleider an, so werden wir adelich, sie der Pöbel seyn; denn unser einziger Unterschied ist Armuth und Reichthum."

„Es thut mir leid, daß, wie ich höre, in einigen unter uns das Gewissen so weit aufwacht, daß sie das Vergangene bereuen, und weiter nichts mehr unternehmen wollen. Ist dem also, so habe ich mich an Euch sehr betrogen. Uns darf weder Gewissen noch Schande schrecken. Nicht die Schande, denn wer siegt, der braucht sich nicht zu schämen, er siege wie er will: Nicht das Gewissen, denn wo, wie in uns, die Furcht vor Hunger und Gefängniß so mächtig ist, da hat die Furcht vor der Hölle nicht Raum."

„Sehr an den Gang der Menschen. Wer unter ihnen zu großer Macht, oder zu großem Reichthum gekommen ist, der ist entweder durch

Ge-

Digitized by Google

Gewalt, oder durch List dazu gelangt; und was sie denn nun entweder durch Gewalt oder durch List an sich gerissen haben, das nennen sie Gewinn, um die Häßlichkeit des ersten Erwerbs mit einem ehrlichen Namen zu beschönigen. Die Unklugen aber, oder die Dummen, die sich scheuen, diese Wege zu betreten, die halten sie in ewiger Armuth und endloser Sklaverey. Denn die treuen Knechte sind immer Knechte neben einander; und die Rechtschaffnen sind immer arm. Nur der Treulose, nur der Kühne kan diese Knechtschaft zerreißen, und aus der Armuth rettet sich nur der Betrüger und die Hand des Räubers."

„Gott, und die Natur haben alle Güter der Erde in die Mitte gelegt. Aber nicht dem Fleiße, sondern dem Raube; nicht der Kunst der Tugend, sondern der Kunst des Lasters sind sie Preis gegeben. Darum frißt ein Mensch den andern, und darum hat's der schlimmer der weniger vermag. *) Was bleibt also anders übrig, als Gewalt zu gebrauchen, wo sich die Gelegenheit darbietet, und wann kan unser Glück uns eine bessere darbieten, als nun, da die ganze Stadt ohnehin in Uneinigkeit getrennt ist, da unsere Herren nicht wissen, was

*) Isto tu pauper es, quia nimis sancte pius es, sagt schon Plautus.

Digitized by Google

was sie thun sollen, da unsere Magistrate so voll Angst und Schrecken sind, daß wir sie ohne Mühe bezwingen können, ehe sie ihre Macht zu vereinigen, oder wieder Mut zu fassen Zeit haben."

„Unter diesen Umständen müssen wir entweder Herren des Staats werden, oder wenigstens einen so großen Theil davon an uns reißen, daß wir nicht allein die Vergebung des Vergangenen erzwingen, sondern auch ihnen die Gewalt, uns neues Unrecht zuzufügen, aus den Händen reißen können."

„Wahr ist es, kühn und gefährlich ist unsre Unternehmung; aber wo die Noth drückt, wird die Verwegenheit Klugheit; und wo ist ein edler Mann, der bey großen Thaten die Gefahr berechnete? Jede Unternehmung, die mit Gefahr anfängt, lohnt sich am Ende; und Gefahr rettet sich allein aus Gefahr. Ja, wo Ketten und Foltern, und Schwerdter und Galgen drohen, da ist es unendlich gefährlicher sie zu erwarten, als sie aus den Händen der Henker zu reißen; denn dort ist die Gefahr gewiß, hier ist sie noch ungewiß."

„Wie oft habe ich Euch über den Geiz Eurer Vorgesetzten und über die Ungerechtigkeit Eurer Obrigkeit klagen hören? Nun ist die Stun-

Stunde gekommen, die Euch von der Gewalt befreyen, die euch so weit über sie hinaussetzen wird, daß sie mehr über Euch klagen, sich mehr vor Euch fürchten sollen, als ihr Euch je vor ihnen gefürchtet, oder über sie geseufzet habt."

„Die Gelegenheit, die uns der Zufall in die Hand giebt, hat Flügel. Umsonst werdet ihr nach ihr greifen, wenn sie einmal entflohen ist. Ihr seht die Anstalten Eurer Feinde. Greift ihren Gedanken vor. Wer zwischen ihnen und uns die Waffen zuerst ergreift, der ist gewiß, zu siegen, seine Feinde zu Boden zu treten, und sich über des andern Haupt empor zu schwingen, da erwartet Uns Ehre und Sicherheit auf immer."

Schlosser.

---

2. Be-

Digitized by Google

2.

Bemerkungen über die Schriften des Herrn von Peyssonnel gegen den Baron von Tott und Herrn von Volney.

Die Residenz des Sultans mit einem großen Theile seines Reiches liegt in Europa, die vornehmsten Mächte unterhalten Gesandte zu Konstantinopel, die Europäer treiben einen starken Handel nach dem otmannischen Reiche, und verschiedene Reisende, worunter sich Männer von Kentnissen befinden, Männer, die die erfoderlichen Sprachen gelernt, und sich dadurch in Stand gesezt hatten, die Nazion im Umgange kennen zu lernen, haben uns umständliche und zuverläßige Nachrichten von demselben gegeben. Ricaut, Marsigli und andere Schriftsteller haben es schon vor 100 Jahren gesagt, daß die Otmanly der Christenheit jezt nicht mehr so furchtbar sind, als ehmals. Die neuere Geschichte lehrt uns, wie oft die Kaiserlichen sie im Anfange dieses Jahrhunderts geschlagen haben: und wenn gleich der durch den Belgrader Frieden geendigte Krieg für das Haus Oesterreich nicht glücklich ausfiel, so weis man, daß die Ursache davon in ganz andern Dingen zu suchen ist, als in der Uebermacht der Ot-

Digitized by Google

Otmanly. Wie schlecht diese sich in dem letzten Kriege gegen die Russen gehalten haben, ist noch im frischen Andenken. Der Baron von Tott, die Herren von Volney und von Peyssonnel haben uns noch neulich vortrefliche Nachrichten von den Otmanly und deren Verfassung geliefert, und dennoch scheint das otmannische Reich dem deutschen Publikum noch immer ein ganz unbekantes Land zu sein.

Die Ursache hievon ist wol hauptsächlich in unsern Zeitungsschreibern und andern Schriftstellern des Tages (es ist bekant, wie sehr diese auf die Denkungsart des Publikums wirken) zu suchen, die bloß nach Neuigkeiten jagen, und da sie für lauter Schreiberei keine Zeit haben, sich selbst mit dem otmannischen Reiche aus Büchern bekant zu machen, die neuesten Nachrichten von daher allezeit für die wichtigsten und zuverläßigsten halten. So wolten namenlose Briefsteller im Anfange des gegenwärtigen Krieges die wichtige Entdeckung gemacht haben, daß die Otmanly seit dem letzten rußischen Kriege in der Taktik der Europäer sehr große Fortschritte gemacht hätten. Die Herren dachten nicht daran, daß die Taktik eine Wissenschaft von so weitem Umfange ist, daß sie sich von einer damit ganz unbekanten Nazion in wenigen Jahren und noch dazu in Friedenszeiten schwerlich erlernen läßt. Da nun die Otmanly sich in ihren Festungen hartnäckig vertheidigten,

ihre

ihre Spahi in kleinen Haufen feindliche kleine Haufen tapfer angriffen, und der Groß-Wesir mit seiner Armee in eine Gegend des kaiserlichen Gebietes eindrang, wo nur wenige Truppen standen, so hat man dies alles ihrer größern Kentniß in der Kriegskunst zuschreiben wollen, da doch solches nichts weiter beweiset, als daß auch die jezigen Otmanly noch persönliche Tapferkeit besitzen, und es für äußerst schimpflich halten, sich von Christen, die sie Ungläubige nennen und als solche verachten, aus ihren Festungen vertreiben oder im freien Felde zurückjagen zu lassen. Persönliche Tapferkeit besitzen die Otmanly allerdings, vielleicht mehr als irgend eine andere Nazion auf der Welt; denn nirgends wird die persönliche Tapferkeit so gut bemerkt und belohnt; allein die Taktik der Europäer verstehen sie nicht, und werden sie auch nie lernen.

Des Herrn von Peyssonnels Observations critiques sur les Memoires de M. le Baron de Tott, und dessen Examen du livre intitulé Considerations sur la guerre actuelle des Turcs par M. de Volney scheint die deutschen Neuigkeitenschreiber, von denen doch, wol die wenigsten diese Widerlegungen mit Aufmerksamkeit gelesen haben mögen, völlig irre gemacht zu haben. Ein Reisebeschreiber findet gemeiniglich Gelegenheit, sich von dieser oder jener Sache genauer zu unterrichten, oder selbige genauer zu beob-

obachten, als ein andrer; einer hält sich verpflichtet, seine Bemerkungen ohne Scheu öffentlich bekant zu machen, ein anderer befindet sich in einer Lage, in welcher er mit Behutsamkeit schreiben muß: und dies ist auch der Fall mit den dreien erwähnten Schriftstellern über das otmannische Reich. Die Herren von Tott und Volney scheinen als freie Weltbürger für ganz Europa geschrieben zu haben; der Generalkonsul des Königs von Frankreich aber, der vielleicht damals noch zu Smyrna wohnte, hauptsächlich für das französische und türkische Ministerium. *) Herr von Peyssonnel hat ohne Zweifel Gelegenheit gehabt, die Otmanly und die Verfassung des otmannischen Reichs kennen zu lernen, er hat auch unstreitig verschiedene Nachrichten seiner Gegner berichtigt. Wenn aber darnach ein deutscher Journalist den Ausspruch thut, Volney habe sich

*) Examen &c. p. 7. 8. Est-il toujours necessaire que la verité soit connue? — une Monarchie n'a-t-elle pas le même droit que le plus simple particulier, de cacher sa situation, quand la necessité l'exige? — Un bon citoyen ne doit jamais devoiler aux yeux du public, ni encore moins à ceux de l'Europe ce qui lui paroitra une mepriſe du gouvernement. Dergleichen Bemerkungen zeigen deutlich genug, daß der Verfasser für uns nicht Franzosen wol kaum geschrieben habe.

Digitized by Google

sich durch seine Brochüre über den Türkenkrieg lächerlich gemacht. *) und ein Uebersetzer von Muradsjas Schilderung des otmannischen Reichs die Unzuverlaßigkeit des Herrn von Volney unter andern schon dadurch beweisen will, daß er die unläugbaren Fortschritte, welche seit einiger Zeit die Politik und Milizverfassung der Otmanly gemacht, nicht bemerkt habe, so ist das doch ein wenig arg.

Das, was das deutsche Publikum bey dem gegenwärtigen Türkenkriege vornämlich zu wissen verlangt, sind wol zuverläßige Nachrichten von der Kriegsverfassung der Otmanly; und über diese denken die erwähnten französischen Schriftsteller, meines Bedünkens, nicht so verschieden, als man uns hat glauben machen wollen. Tott und Volney beschreiben sie als sehr elend. Ihr Gegner rügt zwar einige ihrer Nachrichten, wo sie einzelne vornehme Offiziere, z. B. den jetzt abgesetzten Kapudân Pascha, als gar zu unbedeutend vorgestellt haben. Aber den Begrif, den er uns von der Kriegsverfassung der Otmanly giebt, ist doch gewiß auch nicht sehr vortheilhaft. Man höre den Verfasser selbst.

Nachdem Herr von Peyssonnel den Geschmack der Türken an den schönen Wissenschaften ge-

*) Politisches Journal 1788. S. 1052.

Digitized by Google

gerühmt hat, sagt er in seinen observations critiques S. 12: „Ich gestehe, dies alles ist nicht genug, um die Otmanly zu entschuldigen, daß sie keine grössern Fortschritte in den Künsten und Wissenschaften gemacht, daß sie die Taktik zu Wasser und zu Lande, die Schiffahrt und die Kriegszucht so sehr vernachläßigt, daß sie die Fehler, welche in vielen Theilen ihrer Regierungsverfassung herrschen, nicht verbessert, ohngeachtet ihre Freunde ihnen so oft die Mittel angeboten haben, um sich zu unterrichten, und ihre Kentnisse zu erweitern. Jemehr sie Verstand und Geschicklichkeit zu allen Wissenschaften besitzen, je mehr muß ich es tadeln, daß sie nicht mit den Europäern gleiche Fortschritte gemacht haben, sondern in Vergleichung mit diesen, um zwey Jahrhunderte zurückgeblieben sind.“ In seinem Examen S. 17, wo er die Tapferkeit der Otmanly rühmt, sagt er zwar, sie haben den Europäern zuerst Unterricht in der Kriegskunst gegeben; *) er setzt aber noch hinzu: „Alles, was man darüber sagen kan, ist dies, daß diese sich darin vervollkomnet haben, und die Otmanly da stehen geblieben sind, wo sie vor hundert Jahren waren.“ Und S. 136. „Wenn andere Staaten sich in Vergleichung

*) Die stehenden Armeen der Europäer sind ja eine Nachahmung des Korps der Janitscharen.

gleichung mit dem otmannischen Reiche verändert haben, so besteht das bloß darin, daß jene in der Kriegskunst weiter gekommen sind, und dieses auf demselben Fleck stehen geblieben ist, wo es im Anfange des vorigen Jahrhunderts stand."

Bedenkt man dabei, wie man noch kein Beispiel hat, daß ein Otmanly bey einer europäischen Armee einem Feldzuge beigewohnt, oder der Sultân einer seiner Armeen einen europäischen General vorgesezt habe, daß der Stolz der Otmanly es nicht erlaubt, unter fremden Truppen zu dienen, oder die sogenanten Ungläubigen unter ihren Truppen dienen zu lassen, daß sie die vielen französischen Offiziere, die ihr Glück in Konstantinopel suchten, zu weiter nichts gebraucht haben, als bei ihren verfallenen Festungen neue Werke anzulegen, die sie nicht zu brauchen wissen, und eine Schule zu errichten, in der bärtige Männer in den Anfangsgründen der Meß- und Ingenieurkunst auf dem Papier unterrichtet werden, wovon selbst die Anführer ihrer Armeen den Nutzen nicht einsehen, so wird man alles, was der Baron Tott und Herr von Volney über die gänzliche Unwissenheit der Türken in der europäischen Kriegskunst gesagt haben, wol nicht übertrieben finden.

Selbst der Diwân des Sultâns, welcher doch aus lauter Militärpersonen besteht, hat seine Unwis-

Digitized by Google

wissenheit schon dadurch genug verrathen, daß er sich von dem Könige von Frankreich den Baron von Tott, welcher in Europa weder im Artillerie- noch im Ingenieur-Korps gedient hatte, ausgeberen, um Kanonen zu gießen und Kastelle anzulegen, und daß er einem französischen Generalkonsul, der gar nichts vom Kriegswesen verstand, aufgetragen hat, die Stadt Smyrna gegen einen Ueberfall der Russen zu befestigen.*)

In Ansehung des Handels der Franzosen nach der Levante und des politischen Verhältnisses dieser Nazion mit dem otmannischen Reiche ist Herr von Peyssonnel unstreitig besser unterrichtet, als seine beiden Gegner, und darüber sagt er viel wichtiges. Herr von Volney mogte die Kaufleute in Egypten und Syrien über die großen Kosten der Ambassade des Königs von Frankreich zu Konstantinopel, der vielen Konsulate und der Dolmetscher Klagen gehört haben, und daß die Handlung solche nicht ertragen könne. Er eifert nicht nur gegen die Obrigkeit der französischen Kaufleute in der Levante, sondern gar über das Ministerium in Frankreich. Nach seinem Urtheile solte der Handel nach der Levante ganz frei gegeben werden, und der König von Frankreich sich um die Otmanly nicht weiter bekümmern, sondern sich mit Rußland verbinden.

Herr

*) Observations critiques S. 113.

Digitized by Google

Herr von Peyssonnel hat dagegen gezeigt, wie wichtig dieser Handel ist, und wie nöthig es sei, daß Frankreich die Türken aus allen Kräften unterstütze. Man höre ihn, und es wird ihm nicht leicht jemand seinen Beifall versagen können.

Anstatt daß die Ausfuhr aus Frankreich nach der Levante im Jahre 1705 nur ungefehr auf zwei Millionen Livres gerechnet worden ist, so war selbige im Jahre 1750 schon bis 22 Millionen gestiegen, und 1786 hat sie 38 Millionen 850,000 Livres betragen. Viele tausend Familien in der Provence, Languedoc, Normandie Piccardie und Lyon werden dadurch ernährt und bereichert. Die Franzosen genießen in keinem Reiche in der ganzen Welt eine solche Freiheit im Handel, als im ottomannischen, wo der Regent sogar auf seine Puissance territoriale Verzicht gethan hat, indem er nicht verlangt, daß die nach seinem Reiche kommende Franzosen unter der Landesobrigkeit stehen sollen, sondern unter der Obrigkeit stehen mögen, welche der König von Frankreich dahinsendet, d. i. unter dem Ambassadeur mit seinen Generalkonsuln, Konsuln, Vicekonsuln und Untervicekonsuln. Ihnen ist die freie Einfuhr aller ihrer Waaren, und die Ausfuhr aller Arten von rohen Produkten erlaubt, auch derer, welche die Einwohner zu ihren eigenen Manufakturen brauchen; sehr oft wird gar die Ausfuhr der

Le-

Digitized by Google

Lebensmittel begünstigt, die sonst verboten ist. Zu Seide sind die inländischen Kaufleute, die Unterthanen des Sultâns, von dem Einkauf der Seide (filatures) gar ausgeschlossen, die Franzosen haben darüber ein Monopolium; ein französischer Kaufmann sezt den Preis, und ein Janitschar im Dienste der Nazion ist auf dem Markte der Polizeimeister.*) Der Sultân verlangt von den eingehenden Waaren immer den mäßigen Zoll von 3 vom Hundert, der nach der Taration nur auf $2\frac{1}{2}$ gerechnet werden kan, und dagegen von seinen eigenen Unterthanen das Doppelte und Dreifache, welches den Handel der erstern natürlich sehr begünstigt. Der Sultân überläßt den Franzosen die Frachtfahrt für seine eigene Unterthanen, ohne die Schiffe im geringsten mit Abgaben zu belästigen; wenn ein französisches Schif an den Küsten des otmannischen Reichs strandet, so ist es der Landesobrigkeit und den Einwohnern auf das strengste verboten, sich des Schiffes und der Waaren der Europäer zu bemächtigen, sie sollen im Gegentheil den Europäern behülflich seyn, die Güter, welche gerettet werden können, zu bergen. Der Sultân erlaubt den Franzosen eine ganz freie Religionsübung, auch ihre Kirchen und Klöster nicht nur auszubessern, sondern auch neu zu bauen; zu lezterm müssen sie zwar jedesmal die Erlaubniß suchen, aber

*) Observations critiques, S. 119.

Digitized by Google

aber diese wird immer leicht ertheilt. Der Sultân hat es strenge verboten, ihre Bischöffe und Missionare in ihren Verrichtungen zu beunruhigen. Sogar die italienischen Mönche (selbst Unterthanen des Pabstes, welcher den Sultân mit seinem ganzen Diwân öffentlich verdamt, und durch die Ritter von Malta alle Mohammedaner, die der Frachtfahrt der Franzosen im mittelländischen Meere und Archipel Abbruch thun wollen, auf die Galeeren werfen läßt) können unter dem Schutz des französischen Botschafters in allen Provinzen des otmannischen Reichs frei leben, und unter den morgenländischen Christen Proselyten machen. Der Sultân erlaubt es ferner, daß die europäischen Mönche, von welcher Nazion sie auch sein mögen, unter dem Schutze des französischen Botschafters die heiligen Oerter zu Jerusalem mit seinen eigenen christlichen Unterthanen in Gemeinschaft besitzen u. s. f.

Die Franzosen haben also in dem otmannischen Reiche so viele Freiheiten, daß der Ambassadeur des Königs von Frankreich zu Konstantinopel, als sein Wesîr angesehen werden kan, und die Generalkonsule als kleine Paschen. Unter diesen stehen wiederum die Konsule, Vicekonsule, und Untervicekonsule; keiner von diesen obrigkeitlichen Personen darf Handel treiben, und alle müssen in ihrer Laufbahn von unten auf gedient haben. Herr von Peyssonnel sagt: *)

Les

*) Examen S. 634.

Digitized by Google

Les Consuls font les fonctions de Gouverneurs, de Juges civils et criminels, de Lieutenants-Généraux de police, de Commissaires de la marine et de Commissaires de Classes. Unter einem Konsul stehen nicht nur alle französische Kaufleute in seinem Distrikte, sondern auch alle andere sich daselbst aufhaltende Franzosen, zu denen man noch die Abkömmlinge von Franzosen bis ins 4te und 5te Glied rechnet, die mit der Handlungskammer zu Marseille nichts zu thun haben, sondern bürgerliche Nahrung treiben; ja Griechen, Armener und Juden, die bürgerliche Nahrung treiben, aber von dem Ambassadeur zu Konstantinopel ein Barat, d. i. ein Patent gekauft haben, worin dieser ihnen den Titel Têrdjiman (Dolmetscher) beilegt, (die wirklichen Dolmetscher sind alle von französischer Abkunft) sollen als französische Unterthanen geschützt werden. *)

Der König von Frankreich hat also einen ansehnlichen Staat in dem Staate des Sultans.

*) In den lezten zwanzig Jahren aber hat die türkische Obrigkeit sich um solche Baratäre nicht mehr viel bekümmert, sondern sie bei vorkommenden Fällen nicht selten als Unterthanen des Sultans behandelt, sie also auch wohl mit ins Gefängniß geworfen. Dies hat dann die morgenländischen Christen immer mehr und mehr abgehalten, den Titel eines Dolmetschers zu kaufen.

Digitized by Google

Es fehlt ihm daselbst nur an Soldaten, und die werden von den Otmanly niemals geduldet werden.

Herr von Peyssonnel erzählt uns ein Beispiel von dem großen Zutrauen der Pforte gegen das französische Ministerium und von dem großen Ansehen, in welchem der Ambassadeur des Königs von Frankreich steht, das bekannter zu werden verdient.*) Der Herzog von Choiseul hatte einen ausserordenlichen Haß gegen Rußland; er wünschte, die Macht der Kaiserin zu schwächen, und trug es dem Herrn von Vergennes auf, die Pforte dahin zu vermögen, daß sie selbiger den Krieg erklärte. Herr von Vergennes stellte dagegen vor, die Pforte wäre dazu nicht vorbereitet. Allein er erhielt wiederholten Befehl, und so bewirkte er auch bald die Kriegserklärung, ohne etwas von der ansehnlichen Summe zu bedürfen, die der Herzog von Choiseul ihm zu Bestechungen zugesandt hatte.

Das französische Ministerium regierte also durch den Herrn von Vergennes auch den Diwân zu Konstantinopel. Die französische Nazion hat sich dabei so wohl befunden, daß Herr von Peyssonnel ganz richtig bemerkt, es sei gar nicht Frankreichs Vortheil, daß die Türken klüger

*) Examen S. 9, 10, 11.

Digitized by Google

klüger werden als sie sind; denn was würde das Schicksal der fünf vorher erwähnten großen Provinzen Frankreichs werden, wenn die Ottomanly die großen Vortheile, welche sie jetzt den Franzosen überlassen, für sich selbst behalten wolten? Es würde Frankreichs Vortheil noch weniger sein, wenn die Russen oder die Oesterreicher die europäische Türkei eroberten, und daselbst eine gelindere und aufgeklärtere Regierungsform einführten. Diese kämen dann in den Besitz der rohen Waaren, und würden Herren über ein Volk, das die Franzosen nachahmen, und ihnen im Kunstfleiß vielleicht bald nachkommen würde. *) Wenn auch die Russen oder die Oesterreicher, wie die Türken, den Ueberfluß von ihren rohen Waaren an die Franzosen verkaufen, so werden die ihre Höflichkeit gewiß doch nicht so weit treiben, daß sie ihnen erlauben, sie selbst zu holen; die Franzosen würden also schon dadurch einen Abgang in ihrer Schiffahrt leiden. Vielweniger werden sie die Franzosen bei ihrer eigenen Handlung gleichsam als Fuhrleute brauchen, und Frankreich würde daher die große Frachtfahrt in der Levante verlieren. Der doppelte

*) Von den Mohammedanern wäre in diesem Stücke wol nicht viel zu fürchten, aber die Griechen, Armenier und Juden würden die Handlung und die Manufakturen gewiß empor bringen.

zelte Verlust in der Kaufartheifahrt würde den Verlust vieler Matrosen für die königliche Flotte nach sich ziehen. Weder die Russen noch die Oesterreicher würden die Franzosen mehr begünstigen, als ihre eigene Unterthanen, wie dies von den Otmanly geschieht. Eine aufgeklärtere Regierung würde die Auswanderung der Christen, warum die Türken sich gar nicht einmal bekümmern, zu verhüten wissen: und wenn auch Frankreich griechische, armenische und jüdische Kaufleute an sich ziehen könte, so würden diese alsdann in der Levante als französische Unterthanen angesehen werden, und daselbst keinen Vortheil im Handel genießen. Wenn die Russen und die Oesterreicher Besizer der vielen Seehafen im schwarzen Meere, im Archipel, in der mittelländischen See und an dem adriatischen Meerbusen sind, so werden sie auch das östliche Deutschland, Ungarn, Böhmen, Polen und Italien mit ihrem Ueberflusse versehen wollen, anstatt das jezt größtentheils die Franzosen diese Länder mit Waaren versorgen. Marseille würde dann die Oberhand über Genua, Livorno, Neapel, Venedig, Triest und Fiume verlieren. Sind dagegen die Russen und die Oesterreicher in diesem Kriege unglücklich, verlieren sie wiederum die Schiffahrt auf dem schwarzen Meere und durch den Kanal bey Konstantinopel, und müssen die Russen die Krim und die Kuban wieder zurück geben, so bleiben

Digitized by Google

ben die Franzosen in dem völligen Besiz ihrer in der Levante erlangten Vortheile: und wenn gleich diese Nazion bis jezt von den Otmanly noch nicht die Freiheit hat erhalten können, geradesweges über das schwarze Meer mit Rußland Handlung zu treiben, so sei solche schon zu bekommen, man müsse nur eine Gelegenheit abwarten, und die sei schon jezt vorhanden. *)

Es wird dem Handel und der Frachtfahrt der Franzosen allerdings sehr nachtheilig werden, wenn die Otmanly dereinst aus Europa vertrieben sind, und es ist daher einem Generalkonsul des Königs von Frankreich gar nicht zu verdenken, wenn er seine Nazion darauf bei Zeiten aufmerksam macht. Die Handlung der Portugiesen, Spanier, Genueser, Neapolitaner und Venezianer ist nun schon Jahrhunderte von den mohammedanischen Korsaren unterdrückt worden, und die Mohammedaner des Königreichs Marokko, die zu Algier, Tunis und Tripolis und die in der ganzen Levante haben wegen der Malteser Korsaren fast gar keinen Handel treiben können. Bei diesen Um-

*) Der Herr Verfasser zielt ohne Zweifel darauf, daß der Handlungstraktat mit Rußland schon geschlossen sei, und also nichts mehr fehle, als die Freiheit der Fahrt durch den Kanal bei Konstantinopel, und diese wäre dann auch wol gelegentlich zu bekommen.

Digitized by Google

Umständen hat Frankreich seinen Handel unendlich erweitert, dessen Einwohner haben sich bereichert, und die königliche Flotte hat in Kriegszeiten immer einen Ueberfluß an Matrosen gehabt, anstatt daß es der Flotte des Sultâns daran fast gänzlich fehlet. Bliebe nun alles beim Alten, und erhielten die Franzosen die Freiheit der Fahrt durch den Kanal bei Konstantinopel, so würden sie auch noch den allergrößten Theil des Handels auf dem schwarzen Meere an sich ziehen, weil andere, sowol christliche als mohammedanische Nazionen der Korsaren wegen im mittelländischen Meere und im Archipel keinen beträchtlichen Handel treiben können. Die nördlichen Nazionen, welche gleichfalls Schiffe nach dem mittelländischen Meere senden, sind zu weit entfernt, und die Unterhaltung ihrer Matrosen ist zu kostbar, als daß sie der Frachtfahrt der Franzosen großen Abbruch thun können. Warum aber sollen denn auch wir Nicht-Franzosen es wünschen, daß die christlichen und mohammedanischen Korsaren den Handel der Christen und Mohammedaner im mittelländischen Meere und im Archipel ferner stören, daß Portugal, Spanien, Genua, Livorno, Neapel, Venedig und Triest, daß die Marokkaner, Algierer, Tuneser, Tripolitaner und die mohammedanischen Unterthanen des Sultâns auch fernerhin nur einen sehr eingeschränkten Handel

trei-

Digitized by Google

treiben können, weil Frankreich, und besonders Marseille, alles haben will?

Wenn Herr von P. uns den Karakter der Otmanly so sehr vortheilhaft schildert, so weis ich nicht, ob er im Ernst redet, um seine Landsleute zu bewegen, ihnen in dem gegenwärtigen Kriege kräftigen Beistand zu leisten (er eifert sehr gegen das französische Ministerium, weil es im vorigen Kriege die rußischen Schiffe aus dem mittelländischen Meere nicht zurückgehalten hat, wie dies der Herzog von Choiseul verlangte) oder weil er vielleicht noch unter den Otmanly lebte, und ihnen Stellen aus seinem Buche ins türkische übersezt, in die Hände zu geben dachte, um sich dadurch ihrer Gewogenheit zu versichern.*) Er sagt

*) Es scheint die Gewohnheit der französischen Gesandschaft zu Konstantinopel zu sein, der Pforte alles zu hinterbringen, was von andern Nazionen über die Verfassung des otmannischen Reichs bekant gemacht wird; denn er sagt in seinem Examen S. 32. Pense-t-il que tout autre Ambassadeur à Constantinople (er redet vom Herrn von Choiseul) y auroit assez de credit pour empêcher que le Ministere Ottoman ne soit indigné de son livre, qui, traduit infailliblement et publié chez les Turcs par les ennemis de la France, peut exposer tous les François à la fureur du peuple ou au ressentiment d'un Grand Visir, qui ne sera peut-etre pas assez juste pour

sagt nämlich: die Otmanly halten unter allen Völkern im Handel und Wandel am genauesten auf ihr Versprechen, man finde vielleicht keine Regierung in der Welt, die so menschlich sei, welche die Unterthanen weniger drücke, welche von ihnen wenigere Abgaben verlange,*) welche die Handlung so wenig belaste.**) Sie lasse die Jagd und den Fischfang frei, die Waldungen könne jeder nuzen, und für Wildpret werde gar kein Zoll verlangt. Die Regierung lasse einen Kontrebandier nicht aufknüpfen, oder auf die Galeeren, nicht einmal ins Gefängniß werfen, sondern lasse

pour se persuader qu'un libelle si outrageant pour les Ottomans, n'a-été ni commandé ni avoué par notre Ministere. Quand il sera arrivé un désastre, quand les sujets du Roi auront été massacrés dans un emeute populaire &c.

*) Von Basra an bis Chotzim habe ich von allen diesen nichts rühmen hören. Wenn der Herr Verfasser befürchtet, die Türken würden deswegen, weil Herr von Volney ihre Verfassung als sehr elend beschrieben habe, alle Franzosen in der Levante ausrotten, so zeigt doch auch dies nicht, daß keine Regierung in der Welt so menschlich sei, als die Otmanly.

**) Der Herr Verfasser meint wol die Handlung der Franzosen; denn die Unterthanen des Sultans müssen an Zoll doppelt, ja dreimal so viel bezahlen.

Digitized by Google

lasse sich die Abgabe nur doppelt bezahlen. Das Strandrecht werde bei ihnen nicht ausgeübt. Die Tirannei werde nach dem Gesetze nicht begünstigt. Keine Nazion in der Welt sei mitleidiger als die Otmanly, keine behandle ihre Sklaven so gelinde u. s. f.

Von diesen Behauptungen ist freilich einiges wahr, aber einiges davon bedarf auch noch einer nähern Erklärung. Kennten die Otmanly das Strandrecht und die Zoll- und Jagdgesetze der Europäer, sie würden gewiß nicht ermangeln; selbige als Beispiele des Despotismus und der Barbarei anzuführen. Allein, wer wird dann auch erwarten, daß eine militairisch-despotische Regierung sich um Kleinigkeiten, wie z. B. die Jagd und das Strandgut sind, bekümmre? Zu dem sind die vornehmen Otmanly nur selten Liebhaber der Jagd. Ein furchtsames Reh oder einen bangen Haasen zu Tode zu jagen, das macht ihnen kein Vergnügen, wenn aber ein Pascha einen Löwen mit der Lanze erlegen kan, so sucht er darin einen Ruhm. *) Ist gleich die bestimte Abgabe, welche der Sultân von liegenden Gründen erhält, nur geringe, so ist der Bauer in den meisten Gegenden darum nicht glücklicher, weil der Landesherr ihn bei seinem Eigenthum oder bei seiner Pacht nicht

*) Reisebeschreibung 2ter Band S. 314.

Digitized by Google

nicht schüzt, sondern von seinen Paschen mit deren Helfers-Helfern ungestraft plündern läßt. Daß die Mohammedaner überhaupt mildthätig gegen die Armen sind, ist wahr. Es ist ein Hauptartikel ihrer Religion, daß sie reichlich Almosen geben sollen. *) Aber ausser von vielen reichen Stiftungen der Mohammedaner habe ich von andern Armenanstalten derselben weder etwas gehört, noch gelesen, und so mögen viele in diesem Stücke wohl nicht freigebiger sein, als die Christen in Europa. Die vielen milden Stiftungen reicher Mohammedaner sind ohne Zweifel eine Hauptursache der Unthätigkeit und Faulheit ihrer Glaubensgenossen aus der untersten Klasse. Die Paschen und andere reiche Otmanly, die so wenig sicher sind, daß der Sultân ihnen ihr Leben, als daß er ihnen ihr Vermögen nicht nehmen werde, thun daher

*) Mohammed sagt irgendwo im Koran, diejenigen, welche in ihrem Leben nicht reichlich Almosen geben, werden am jüngsten Tage mit einem Halsbande erscheinen, und dieser Halsband soll nach der Meinung einiger seines Ausleger eine Schlange sein. Mancher wird also wol reichlich Almosen geben, um nicht am jüngsten Tage mit einem solchen äusserlichen Zeichen vor Gott zu erscheinen. Mancher gewiß auch in der Meinung, daß er Gott werde bestechen können, wenn er einen Theil des geraubten Gutes an die Armen giebt.

Digitized by Google

daher wohl, wenn sie einen Theil der großen Almosen, die sie vermöge ihrer Religion an die Armen geben sollen, zum Bau neuer Moskeen, Karwansereaien, Bäder u. dergl. anwenden. Daß die Otmanly ihre Sklaven sehr gelinde behandeln, ist auch wahr. Die christlichen Sklaven des Sultâns im Arsenal werden es gewiß nicht so schlimm haben, als die mohammedanischen auf den Galeeren der Europäer, und die bei Privatpersonen leben eben so gut, als die, welche unsere Pflanzer in Amerika zur Aufwartung im Hause brauchen; unendlich glücklicher als die, so das Feld bauen müssen. Viele Bürger erziehen gekaufte Kinder christlicher Eltern, und nehmen sie an Kindes Statt auf. So wie Joseph beim Pharao zum Wesir erhoben ward, so können bei den Otmanly in ihrer Jugend gekaufte oder zu Gefangene gemachte Sklaven noch jezt zu den höchsten Ehrenstellen gelangen, wenn sie Fähigkeiten dazu besizen, und das Glück ihnen günstig ist. Allein, wo in der ganzen Welt sind wohl die Unterthanen eines Landes unter einer militairisch-despotischen Regierung, bei der Sklaven und Abenteurer zu den höchsten Ehrenstellen gelangen konten, gut regiert worden? Um dem Publikum zu zeigen, daß eine Vorhersagung des Baron Tott nicht eingetroffen sei, führt sein Gegner, der große Vertheidiger der Otmannischen Regierungsverfassung, ein Beispiel von der Tirannei derselben an, das allem

dem

dem auf einmal widerspricht, was er sonst davon rühmliches sagt. Der Baron Tott ward zu Acca von Dsjesâr Pascha höflich eingeladen, dieser hatte aber nicht Lust, einem Menschen, der sich durch seine Grausamkeit berüchtigt gemacht hatte, seine Aufwartung zu machen, und ließ ihm sagen, daß er seine Bekantschaft für unnüz hielt, da sie beide Reisende wären. Er wolte damit anzeigen, daß er glaubte, der Sultân würde dem Dsjesâr Pâscha wegen seiner tirannischen Regierung bald das Leben nehmen lassen. Herr von P. bemerkt dieserwegen: Die Drohung sei leider, nicht erfüllt worden; Herr Baron von Tott sei 1776 in Syrien gewesen, neun Jahre wären seitdem verflossen, und Dsjesâr Pascha lebe noch in demselben Gouvernement zum Unglück der armen Einwohner in Syrien, welche er auf das grausamste tirannisire. *) Was hilft es also den Unterthanen des Sultâns, wenn das Gesez die Tirannei zwar nicht begünstigt, die Tirannen aber nicht gestraft werden? Was hilft es auch den geplünderten Einwohnern Syriens, wenn Dsjesâr Pascha endlich erdrosselt wird? Der Sultân läßt sein ganzes Vermögen einziehen, und giebt seinen bis an den Bettelstab gebrachten Unterthanen nichts zurück.

Eben

*) Observations critiques S. 118.

Eben so vortheilhaft als Herr von Peyssonnel die Regierungsverfassung der Otmanly und deren Karakter schildert, so vortheilhaft beschreibt er auch den Zustand des Otmannischen Reichs. Er sagt, dies sei mit Städten und Dörfern angefüllt, die Bevölkerung desselben sei verhältnißmäßig eben so groß, als in Frankreich: und wenn er es gleich nicht läugnen kan, daß einige Gegenden verwüstet sind, so ist er so höflich, dies nicht den Otmanly, sondern den Kreuzzügen, den Venezianern und Genuesern zuzuschreiben. Er versichert gar, die Türken hätten den Arbeitsfleiß und die Handlung wieder hergestellt, und will solches dadurch beweisen, daß die Städte: Konstantinopel, Adrianopel, Smyrna, Salonik, Haleb, Damaskus, Angora u. a. m. unter der Regierung der Otmanly sehr vergrößert sind, und die Ausfuhr der französischen Waaren nach dem Otmannischen Reiche sich so sehr vermehrt hat. Die Ab- und Zunahme der Städte beurtheilt man am besten nach Grundrissen. Meines Wissens hat man vor mir von keiner Stadt im ganzen Otmannischen Reiche einen guten Grundriß gehabt, als nur von Konstantinopel, ich aber kan mich rühmen, nicht nur von einigen der vorher erwähnten, sondern auch noch von mehrern Städten dieses Reichs nach wirklichen Messungen Grundrisse geliefert zu haben, und diese können es beweisen, daß einige Handelsstädte wirklich sehr vergrößert wor-

worden sind. Zu Konstantinopel sind ausserhalb der Stadtmauer an der Wasserseite ganze Straßen angebaut, und von ganz Pera und Töb chane ist wahrscheinlich bei der Eroberung von Galata nichts vorhanden gewesen. Zu Kahira, Damaskus und Halep findet man die alte Stadtmauer an einigen Stellen fast mitten in der Stadt. Adrianopel ist sehr vergrößert worden. Allein aus der Vergrößerung der Handelsstädte mögte ich nicht auf die vermehrte Bevölkerung des Otmannischen Reichs schließen. Kahira ist freilich sehr erweitert, aber was sind Fostât (Alt Kahira) und Alexandrien, in Vergleichung mit dem, was sie ehemals waren? Zu Halep findet man jezt vielleicht noch einmal so viele Einwohner, als vor 200 Jahren, wie sehr aber hat dagegen nicht Antiochien verloren? ehmals fand man die Gegend um Halep eine ganze Tagereise und weiter angebaut, und jezt grenzt die Wüste daselbst schon bis an die Stadtmauer. Zu Bagdâd, Mosul und Konje findet man innerhalb der alten Stadtmauer große Plätze die ganz wüste liegen. Viele ehmals mittelmäßige Städte sind jezt elende Dörfer; Rochha, die ehmalige Hauptstadt eines großen Gouvernements ist ganz zerstört, ohne daß Orfa, die jezige Hauptstadt dieser Statthalterschaft, darum vergrößert worden ist. Natolien ist noch ziemlich bevölkert, aber wie sehr sind nicht

die

Digitized by Google

die allermeisten der übrigen Provinzen von Dörfern entblößt? So wie die Handlung sich von einer Stadt zu der andern gewandt hat, so hat sich auch die Anzahl der Einwohner in jener vermindert und in dieser vermehrt; die Otmanly aber haben Handlung und Gewerbe nur geduldet, weil sie dabei ihren Vortheil fanden. Sie mehr empor zu bringen, ist ihnen wohl nie eingefallen; von der Stiftung ihres Reichs an haben sie nur gestrebt, Eroberungen zu machen und in den lezten hundert Jahren scheint ihnen auch der Gedanke daran vergangen zu seyn.

Wenn andere Schriftsteller sich die Otmanly als rohe und unwissende Barbaren vorstellen, und darin zu weit gegangen sein mögen, so beschreibt Herr von P... sie als die kultivirteste Nazion, welches doch auch schwerlich mit der Wahrheit bestehen kan. Ein kultivirtes Volk behandelt alle andere Völker nicht mit Verachtung, wie dies die Otmanly thun. Der Herr Verfasser sagt: die Beredsamkeit sei den Otmanly angeboren, sie reden die schönste Sprache, welche ihre schönen Geister gut zu nuzen wissen; keine Nazion habe so geistreiche Sprichwörter und so angenehme Erzählungen als die Türken. Der Reichthum habe bei ihnen schon einen Ueberfluß in allen nüzlichen und angenehmen Künsten hervorgebracht; sie haben vortrefliche Baumeister, die schönsten Fabriken und gute Handwerker, es sei bei ihnen zwar noch

vieles zu verbessern, aber nichts erst neu einzurichten u. s. f.

Nach einer solchen Beschreibung könte wohl ein europäischer Künstler Lust bekommen, nach dem Orient zu reisen, um von den Otmanly zu lernen; ich fürchte aber, er würde sich sehr betrogen finden. Ihre Haupt-Moskeen sind freilich zum Theil von einer vortreflichen Bauart; aber haben sie denn nicht auch ein vortrefliches Muster an der ehmaligen Kirche St. Sophie, die schon zu den Zeiten des Kaisers Justinian gebaut worden ist? Die Minâre (schmale, runde und hohe Thürme) sind ein Zusaz der Mohammedaner zu dem prächtigen Tempel der Griechen, und diese wird man wahrlich nicht schön nennen können. In ihren Palästen und andern großen Gebäuden ist eben so wenig Geschmack. Und welche sind dann die großen Baumeister der Türken? Der Verfasser hat den Namen eines dieser großen Männer, der zu Konstantinopel zwei prächtige Moskeen gebaut hat, verewigt; er heißt Simeon und ist ein Armener, (also nicht einmal ein Mohammedaner,) er kan weder lesen noch schreiben, vielweniger zeichnen, er ist in allen Sachen, außer in der Baukunst, so albern und dumm, daß man ihm den Beinamen, Echek, beigelegt, d. i. ihn Simeon den Esel genant hat. *) Solte Herr

*) Observations critiques S. 101.

Herr von Peyssonnel über die Baukunst wohl besser urtheilen können als der Baron von Tott?

Wann die größten Baumeister der Otmanly Christen sind, so sind ohne Zweifel auch ihre besten Mauerleute Armener und Griechen. Die meisten Manufakturen und Handwerke sind gewiß in den Händen der morgenländischen Christen und Juden. Einige Fabriken im Otmannischen Reiche sind allerdings vortreflich. Man hat z. B. in Europa vergebens große Belohnungen ausgesezt, um das Garn und das Leder so schön roth färben zu lernen, als man es aus der Levante erhält. Man hat mich aber auch versichern wollen, gewisse Fabriken wären gleichsam an gewisse Städte gebunden, nur in wenigen Städten verstünde man das Leder recht schön roth zu färben, gewisse Arten von Stoffen könten von denselben Meistern nicht so gut in Halep als zu Damaskus, und andere nicht so gut in Damaskus als zu Halep verfertigt werden, und man zog daraus den Schluß, daß es bei verschiedenen Fabriken vornämlich auf die Beschaffenheit der Luft und des Wassers mit ankomme. Die seidenen und baumwollenen Zeuge werden daselbst sehr gut gemacht. Die Morgenländer haben darin ihren eigenen Geschmack, den wir Europäer freilich nicht hübsch finden, welchen nachzuahmen aber die Franzosen sich bisher vergebens bemühet haben. Ihr vornehmster Absaz besteht in leichten

wollenen Tüchern. Davon wird im Otmannischen Reiche eine erstaunliche Menge verbraucht, und dennoch habe ich daselbst von keiner Tuch-Fabrik gehört, als von einigen schlechten, die zu Salonik sein sollen, und nur ein sehr grobes Lacken liefern. Ueberhaupt können die Künste und Handwerke im Otmannischen Reiche, mit denen in Europa gar nicht in Vergleichung kommen.

Von allem was der Herr Verfasser von dem guten Geschmack der Otmanly sagt, stimmt mit den Nachrichten der Reisebeschreiber nichts so sehr überein, als daß die Anführer ihrer Armeen im Felde viel prächtiger und bequemer wohnen, als die europäischen Feldherren. Und dies wird jezt den österreichischen und rußischen Soldaten gut zustatten kommen.

Herr von Peyssonnel streitet mit seinen Gegnern auch nicht selten über Worte. Als die Pforte im Jahre 1777 gegen Ghica, Hospodarn von der Moldau, mißtrauisch geworden war, schickte sie einen seiner vertrautesten Freunde mit der falschen Bestellung eines Aufsehers der Festung Chotzim durch die Moldau, und, sobald dieser eine Gelegenheit zum Morde wahrnahm, erstach er den unglücklichen Mann, und kehrte mit seinem Haupte und seinen Schätzen nach Konstantinopel zurück.*) Diese Behandlung

*) Osservazioni storiche naturali & politiche, intorno la Valachia e Moldavia, rezensirt in den

lung des Ghica nennt Herr von Volney einen Meuchelmord; dies aber findet Herr Peyssonnel sehr unschicklich, *) er sagt: der Abgesandte sei ein Offizier gewesen, welcher das Todesurtheil nach der Hinrichtung vorgezeigt habe, so behandle die Pforte vornehme Personen, von welchen sie fürchte, daß sie Widerstand thun werden. C'est cet acte de justice, où tout au plus de severité (suivant les loix du pays) du Souverain legitime envers son sujet criminel, auquel M. de Volney donne le nom odieux d'assassinat, sagt Herr von Peyssonnel. Eben so geräth auch der politische Journalist in Eifer, wenn andere den Sultân darum einen blutdürstigen Tirannen nennen, daß er seinem Groß-Vesir den Kopf abschlagen läßt, ohne vorher untersuchen zu lassen, ob selbiger auch etwas verbrochen habe; **). denn darüber werden niemals Untersuchungen angestellt. Die Freunde des Despotismus mögen aber diese türkische Justizpflege nennen, wie sie wollen, so wollen wir übrigen Gott danken, daß wir nicht unter Regenten leben, die vornehme Staatsbediente, auf welche sie ihre Un-

den göttingischen Anzeigen von 1789 im 140sten Stücke.

*) Examen S. 14.

**) Politisches Journal für das Jahr 1789, Monat August, S. 1008.

Digitized by Google

Ungnade geworfen haben, sogleich erstechen, erdrosseln oder ihnen die Köpfe abschlagen lassen.

Wenn man von dem Herrn von Volney sagt, er habe eine zu kurze Zeit unter den Türken gelebt, um selbige recht kennen zu lernen, so kan man, meines Bedünkens, vom Herrn von Peyssonnel sagen, er habe so lange unter ihnen gelebt, daß er selbst ihre ganze Denkungsart angenommen, und dabei oft vergessen hat, er sei ein Europäer. Es muß uns indeß immer angenehm sein, Nachrichten von dem otmannischen Reiche durch einen Schriftsteller zu erhalten, der, so wie Herr von Peyssonnel, fast seine ganze Lebenszeit unter den Otmanly zugebracht hat. Ich wünsche nur, daß man solche nicht ausschliessend für zuverläßig erklären, und dagegen die Nachrichten anderer würdigen Männer verachten möge, die zwar nicht so lange unter den Türken gelebt, aber in manchen Stücken viel heller gesehen, und Mut genug gehabt haben, ihre Bemerkungen über diese Nazion ohne Rückhalt öffentlich bekant zu machen. Vor dem Herrn Baron von Tott und dem Herrn von Volney hat meines Wissens kein Franzos dies gewagt, und auch wol nicht wagen dürfen.

Niebuhr.

---

3. Ue-

Digitized by Google

3.

Ueber Voltairens Vorhersagung der französischen Revoluzion.

An den Herausgeber des deutschen Museums.

Strasburg, den 6. November 1789.

Sie erinnern sich ohne Zweifel noch, mein theurester Freund, wie uns kürzlich Zeitungen und Journale in dem Ton des höchsten Erstaunens erzählten, daß Voltaire die jezige große Revoluzion Frankreichs schon 1764 vorher gesagt habe, und welche Sensazion diese nun erfüllte Weissagung in unserm, an Zeichen und Wunder so glaubigen Zeitalter machte. Sie hat allerdings etwas auffallendes; allein erlauben Sie mir einige Bemerkungen über den Gang der Geistesbildung der französischen Nazion, und dieses Wunder wird sehr natürlich, sehr begreiflich werden. Voltaire hatte recht so zu sprechen, er, der so viel gethan, diese Revoluzion anzulegen und vorzubereiten. Als er auftrat, war die französische Nazion noch sehr zurück; die fürchterliche Regierung Richelieus, die alle Freiheit der Stände und der Nazion erdruckte; seine Oubliettes, seine Exekuzionen, seine Härte, die selbst die Mutter seines Königs zu Cölln im Elend sterben ließ, der Despotismus

Lud-

Ludwigs XIV, Louvois, die Bastille, hatten alles geschreckt und zum Gehorsam gewöhnt. Die Regierung war befehlen und gehorchen, der König war alles, der Mensch nichts; er durfte nur stolz seyn auf die Größe seines Monarchen. Die Nazion vergaß alle Freiheit, und war gewohnt, immer nur auf den Einen Mann zu sehen. Das französische Staatsrecht verlor alle Rechte der Nazion und kante nichts, als Grundsäze einer absoluten Monarchie. Der König, oder vielmehr seine Minister, hatten das Genie durch Belohnungen aller Art ermuntert. Große Schriftsteller traten auf, aber keiner wagte über die Natur, bürgerlicher Verfassungen, Rechte des Königs und des Volks, Industrie, Handel, vollkommene Legislazion zu denken und zu schreiben. Schöne Tragödien, erträgliche Komödien, Geschichtschreiber, die man für vortreflich hielt, weil die Nazion nur mittelmäßige kante, waren die Früchte der Millionen, mit denen der König diese Werke erschuf. Die Schriftsteller hatten den Geist der Regierung, wirkten wenig, und entehrten ihr Talent durch kriechende Schmeichelei. Die Nazion blieb noch sehr zurück, und hatte so wenig Sinn für Handel, Industrie und alle große Grundsäze des Nazional-Wohlstandes, daß Kolbert, dieser Schöpfer ihrer Größe, bei seinem Leben widersprochen, gehasset, verfolgt, und nach seinem Tode noch lange gelästert und verflucht wurde, als

ob

ob er kein besseres Schicksal verdient hätte, als Toulon. Die Nazion, trunken von der Größe des Königs, die sie mit dem Blute ihrer Kinder und ihrem Gelde erkaufte, hielt sich gutmütig für das erste Volk der Welt, und glaubte alles zu seyn, weil Völker, die noch weiter zurück waren, sich nach ihr bildeten und ihre Sitten und Gebräuche nachahmten. Der Franzos kante andere Nazionen nicht, und hatte nur einige dunkele Begriffe von einem Volke, das jenseits seiner Meere wohnte, das er aus Nazional-Gewohnheit herzlich hassete, von dessen Regierungsform er sich keinen Begrif machen konte, die ihm aber unsinnig schien, weil der König so eingeschränkt war. So war die Lage der Nazion bis in die Zeit der Regentschaft des Herzogs von Orleans, als Voltaire erschien. Widrige Schicksale, Folgen jugendlicher Uebereilungen und Unbesonnenheiten, nöthigten ihn Frankreich zu verlassen, und trieben ihn nach England. Er genoß der glänzendesten Aufnahme, lernte die Sprache der Nazion, las ihre Schriftsteller, und wurde nach seiner Zurückkunft der Lehrer, der Reformator der Ideen seiner Landesleute. Er sagte ihnen, daß das Volk, das sie verachteten und nicht kennten, ein sehr großes, sehr aufgeklärtes Volk sei, das vortrefliche Geseze und Philosophen habe, die größer seyn, als des Cartes. Er wurde der Apostel Newtons und Lockes, und störte zuerst Frankreich

in

in seiner stolzen Ruhe. Nur der erste Schriftsteller der Nazion, der Liebling aller Stände, konte es sich erlauben, seiner Nazion solche Wahrheiten und Härten zu sagen *) als vor ihn noch nie ein Schriftsteller that. Die Nazion war durch religiöse und politische Ideen gefesselt; sie verehrte ihre Herscher mit knechtischer Unterwerfung. Voltaire wagte beißende Einfälle über Könige, ihre Schwachheiten, ihre Mätressen, in den schönsten Versen, die das Gedächtniß unwillkürlich behielt; die Nazion lachte, fing an zu denken; die Glorie verlor sich und man sah den Menschen. Keinen Schriftsteller ehrten die Könige mehr, und keiner schadete ihnen mehr, als Voltaire. Diese politische Sklaverei wurde durch die religiöse unterstützt. Jesuiten, Mönche, Bischöffe beherschten das Reich der Ideen; die Nazion, voll religiösen Fanatismus und düsterer Bigotterie, wagte nicht zu denken, bis ein Jesuit es erlaubte.

Auch diese Despoten grif Voltaire an. Die Nazion, zu abergläubischer Ehrfurcht gewöhnt, war über seine Frechheit erbittert, aber sein Talent wirkte allmächtig; sie lachte und fing an zu denken. So ging nach und nach unmerklich in den Ideen der Nazion eine Veränderung vor. Lange stand

*) Man sehe seinen Russe a Paris, seine Contes de Guillaume Vadé.

Digitized by Google

stand Voltaire allein, bis ihm ein anderer Mann zu Hülfe kam. Montesquieu erschien, und schrieb sein unsterbliches Buch, voll erhabener Grundsäze über Glück der Menschen in Staaten und ihren verschiedenen Formen; voll der feinsten Kritiken über die Mängel der Verfassung und der Regierung Frankreichs, mit der größten Vorsicht mehr angedeutet, als ausgedruckt. Die englische Verfassung schilderte er mit Feuer der Beredsamkeit und allem Zauber seines Talents. Es war aber nur Samen ausgeworfen, um Früchte zu bringen in einer glücklichen Zukunft. Der tiefdenkende Mann fühlte, daß seine Nazion noch nicht weit genug war, um große Wahrheiten zu fassen. Er durfte nicht sagen, was er dachte, und furchtsam ließ er sich errathen durch große Gedanken in witzige Einfälle, in Epigramme gehüllt. Neue Wahrheiten konte die Nazion nicht ertragen; sie wurde dadurch mehr allarmirt, als durch eine Landung der Engländer. Sie verzieh sie, wenn sie witzig gesagt waren. So handelte Montesquieu. Er sagte große Gedanken, aber auch gleich dabei:

en faveur du Badinage
faites Grace à la raison.

Schriftsteller, mit dem Geiste dieser Männer genährt, in ihrer Schule gebildet, traten nun auf und folgten ihrer Bahn. Die Encyklopedie erschien und verband die besten Köpfe der Nazion;

sie

sie lehrte Freiheit des Denkens, und sagte große Wahrheiten, welche Einfluß hatten und erschütterten. Alles dieses wirkte auf den Geist der Nazion; sie fing an zu denken und ihre Rechte zu fühlen. Diese Veränderung ging aber langsam; noch waren es stille Weise, die für sich in der Einsamkeit, in geschlossenen Zirkeln darüber dachten und sprachen, und welche die Wichtigkeit dieser Ideen noch mehr fühlten, wenn sie um sich sahen, wie Frankreich beherscht wurde. Die Greuel der Regierung Ludwigs XV. empörten denkende Männer. Schwäche des Königs, Thorheiten der Pompadour, Raserein der Barry, Härte von Terray, Lettres de Cachet des Duc de la Vrilliere, sichtbarer Verfall des Reichs, Mangel an Plan, an Würde der Regierung, die fürchterlichste Unterdrückung, der höchste Despotismus mit der höchsten Schwäche. So war das Bild seiner Regierung. Eine solche Zeit sahe in neueren Zeiten noch kein europäisches Reich, und nie verloren sich in einem polizirten Staate so sehr alle Spuren bürgerlicher Freiheit, als in den lezten Jahren dieser schwachen und harten Regierung. Sonderbar wirkte sie auf die Nazion. Rousseau lebte unter diesem Volk und sah diese Greuel, die Brutalität der Unterdrückung, den Luxus, den Stolz, die Verächtlichkeit der Großen, das Elend des Volks, und hier, unter diesen Szenen von Unglück und Jammer, entstand dem einsamen,

Digitized by Google

samen, tiefdenkenden Mann die Idee, daß es diesem Volke bessr sei, wenn es im Stande der Natur lebe, und mit Recht schäzte er ihn höher, als eine solche Verfassung. Gewiß lebt der Wilde am Ontario besser, als der französische Bauer in Bearn unter der Administrazion von Tertay. Auch dieser große Edle und so unglücklich organisirte Mann wirkte mächtig, grif fest geglaubte Grundsäze an, und verbreitete einen Geist des Selbstdenkens und der Freiheit, der Despoten gefährlich wurde. Dieser Geist war nun erweckt und führte bei der Lage der Nazion auf sonderbare Abwege. Das Systeme de la Nature erschien; ein trostloser Glaube; ein Werk der Verzweiflung, entstanden durch das Unglück einer solchen Regierung. Aber auch diese Schrift zeigte, welcher Geist schon wirkte. Was der Verfasser wegräumt, soll eine vollkommene Regierungsform ersezen. Wie kühn war schon der französische Geist, der vorher so furchtsam dachte! Das Unglück des siebenjährigen Kriegs, wo die Nazion durch ihren Verfall, durch ihre Entkräftung, durch ihre Niederlagen, durch ihren Frieden, so sichtlich von Englands Ueberlegenheit und der Allmacht seiner Kräfte überführt würde, machte sie aufmerksam auf diesen, Nachbar, auf den sie so tief herab sah. Die Franzosen fingen an Englisch zu lernen; man, übersezte die tiefgedachten Freiheitathmenden Schriften dieser edlen Nazion; sie wurden häufig gelesen und dadurch entstand ein neuer Vorrath zirkulirens-

Digitized by Google

kulirender Ideen, welche Frankreich bis dahin noch nicht gekant hatte; man fing an über große Grundsäze des Nazionalwohlstandes zu denken und zu schreiben, sich, seine Lage, seine Kräfte, seine Verhältnisse zu untersuchen; es entstand eine allgemeine Gährung der Ideen, und in dieser Zeit wurde das System der Oekonomisten erschaffen, das in der Geschichte Frankreichs so merkwürdig ist. Seine Anhänger schwärmten, aber sie hingen ihren Grundsäzen so fest an, als Jesuiten ihrem Orden; man widersprach ihnen, und in diesem Streit wurden große Grundsäze debattirt. Die heftigsten Angriffe auf Frankreichs Verfassung waren in dem System dieser Männer. Diese ward nun untersucht, und nach ihren Mängeln geschildert, große Wahrheiten über Wohlstand der Völker und bürgerliche Freiheit wurden nun wieder entwickelt, und der Vorrath der Ideen der Nazion bekam dadurch abermals einen neuen Zuwachs. Frankreich reformirte sich, die Gährung der Ideen war allgemein, und die Mängel der Verfassung des Reichs wurden so auffallend, daß schon in der lezten Zeit Ludwig XV. die besten Köpfe der Nazion eine gänzliche Umschaffung des Staats für das einzige Mittel hielten, ihm seine vormalige Größe wieder zu geben. Der Strom ließ sich nicht mehr aufhalten, alle Lettres de Cachet, alle Verfolgung gegen Schriftsteller und ihre Manuskripte wirkten nichts gegen diese Verbindung der besten

Köpfe;

Digitized by Google

Köpfe; es war nur eine Stimme, die Schriftsteller hatten Einen Ton, und erschütterten die Nazion. Sie war auf eine Revoluzion vorbereitet, die nach den Umständen früh oder spät erfolgen mußte. Kan es nun noch befremden, daß Voltaire einen solchen Gedanken wagte? Er sah die Stimmung der Nazion, die zunehmende Despotie und Schwäche der Regierung; den stillen Kampf zwischen der Denkungsart des Volks und dem Geiste der Regierung; es mußte früh oder spät eine Zeit kommen, wo diese zusammenstieß, wo der Druck der Despotie seinen höchsten Gipfel erreicht hatte, wo die erleuchtete Nazion ihre Kräfte, ihre Rechte fühlte. In einem großen Mann ist eine unverkennbare Vorhersehungskraft. Dieses lehrt die Geschichte. Als Frankreich Kanada an Englaud abtrat, sagte Franklin: nun ist Amerika frei. Eben so Voltaire. Sein Genie verglich das Gegenwärtige, das Vergangene, und errieth das Künftige. Daß sie erfolgen würde, konte er vorher sagen; aber wann? dieses hing von einer Folge von Umständen ab, die kein menschlicher Verstand vorher sehen konte, die aber glücklich zusammen trafen. Die Revoluzion in Amerika brach aus, und erregte eine allgemeine Theilnehmung in Europa, besonders in Frankreich, wo sie eine Nazionalangelegenheit wurde. Junge Franzosen gingen häufig nach Amerika, sahen, wie glücklich ein Land durch eine freie Verfassung wer-

den

den konte, erweiterten ihre Begriffe durch Umgang mit freidenkenden Menschen, und fühlten nun um so mehr das Elend ihres Reichs. Diese Verbindung Frankreichs und Amerikas verbreitete den Geist der Freiheit noch mehr. So war die Stimmung der Nazion, und es kam nun auf eine Veranlassung an, so brach eine Revoluzion aus, die so lange durch Schriftsteller in den Gemütern vorbereitet war. Der Regierung Ludwig XVI. war es vorbehalten, diese Ursachen herbei zu führen. Die Geschichte ist bekant, und es wäre überflüßig, etwas über diese Revoluzion zu sagen, da Deutschland mit Schriften darüber bis zum Eckel überschwemmt wird. Sie ist einzig in den Annalen der Welt, ein groſses Beispiel; gleich wichtig für Herscher und für Völker. Der Zukunft müssen wir es überlassen, uns über die geheimen Ursachen, die sie bewirken, zu belehren. Auch der Ausgang, den sie haben wird, liegt im Dunkeln, und kein menschlicher Verstand kan den Vorhang durchsehen, der ihn uns verbirgt, so wie kein Engländer voraussehen konte, daß ein Streit, der so unbedeutend anfing, Karl dem ersten den Kopf kosten würde; allein ihre Wirkungen liegen uns vor Augen. Wie ein elektrischer Schlag, der von Paris ausging, wirkte sie auf die Nazionen; bis nach Dalmatien drang dieser Geist. Sogar Völker, die so abgespant waren, daß sie alle Begriffe von Freiheit verloren zu haben schienen, die

neuern

Digitized by Google

neuern Römer, wurden begeistert, und fühlten einen Augenblick einen Drang nach einer bessern Lage. Auf kein Land wirkte sie aber stärker, als auf unser Deutschland; heftig war dieser Eindruck und wie ein elektrisches Feuer durchlief er ganz Deutschland. Die Revoluzion in Amerika, an der unser Vaterland doch so vielen Antheil hatte, erweckte eine gewisse Theilnahme, die aber nicht über das Wünschen ging. Die Unruhen in Holland wurden mit Indifferenz angesehen, und hatten, ausser Lüttich und Aachen, wenig Einfluß auf Deutschland; die französische Revoluzion hatte bestomehr Wirkung. Ist es Gallomanie? Ist der Deutsche dazu bestimmt, der Nachbeter der Franzosen zu sein? Ist die deutsche Nazion weiter gekommen? Lernt sie Rechte freier Menschen kennen? oder liegt dieser heftige Eindruck in dem schnellen, dem glänzenden der Operazion die das Werk weniger Tage war, und so stark zeigt, wie mächtig ein vereintes Volk ist, so bald es Meinungen ablegt? Bis in die kleinsten deutschen Dörfer drang dieser Schlag, und bei der Unzufriedenheit, mit der die meisten Menschen in der Welt leben, erregte er Neigung zur Empörung. Wenige deutsche Staaten werden gewesen sein, in denen nicht Gährungen entstanden sind. Der ruhige Deutsche, der so viel, so gern duldet, schien auf einmal zu erwachen. In mehreren Staaten kam es zum Ausbruch. Zwei Regenten, die Bischöffe von

Lüttich und Speyer, mußten ihre Residenzen verlassen, und in den meisten deutschen Staaten schliefen die Regenten in dieser Zeit nicht so ruhig, als sonst. Gutmütige Schwärmer, die den Geist der deutschen Verfassung nicht kanten, hielten eine Revoluzion hier für eben so leicht, als in Frankreich, daß es nur einen Auflauf bedürfe, um die Sache zu entscheiden, und der Bauer glaubte, frei zu seyn, wenn er seinen Beamten behandle, wie der Pariser Pöbel den Foulon. Einem aufmerksamen Beobachter des Ganzen des menschlichen Geistes fiel dieses auf. Er sah das Strohfeuer auflodern, und war ruhig wegen des Ausganges. Aehnliche Revoluzionen sind in Deutschland nicht wohl möglich, und ob gleich das Versamlungshaus der Reichsstände zu Regensburg so baufällig ist, daß die Gesandten schon oft Gefahr gelaufen, unter seinen Ruinen begraben zu werden, und Kaiser Joseph selbst bei seinem Einsturz den Reichs-Abschied befürchtete, so hat doch dieses System noch Kraft genug, um ähnliche Vorfälle zu verhindern. Die Nazion ist nicht in der Lage, um solche Versuche mit Erfolg unternehmen zu können.

---

4. Ue-

Digitized by Google

4.

Ueber das Wesen und die Natur geheimer Gesellschaften.

I.

Geheime Gesellschaften heißen so, entweder weil sie ingeheim existiren, oder weil zwar ihre Existenz, aber nicht der Zweck, warum sie errichtet sind, bekant ist. Geheime Gesellschaften von der ersten Art waren bis auf unsre Zeiten die reformirten Gemeinen in Frankreich; sind noch die Jesuitergesellschaften, die hin und wieder im Verborgnen fortdauern sollen. Ihre Existenz wird nur vermutet, sie selbst soll ein Geheimniß sein. Geheime Gesellschaften der zweiten Art sind die Freimaurer in Ländern, wo sie öffentlich geduldet werden. Jederman weis, daß sie existiren, wann und wo sie ihre Versamlungen halten, aber der Zweck ihrer Versamlungen ist verborgen. In Ländern, wo die Freimaurer nicht geduldet werden, und doch im Verborgnen ihre Logen haben, sind sie eine geheime Gesellschaft so wol in der ersten als in der zweiten Bedeutung.

II.

Beide Arten geheimer Gesellschaften müssen eingetheilet werden in temporäre und in bleibende. Jene hören auf, sobald der bestimte Zweck, um dessentwillen die Mitglieder in die Gesellschaft traten, entweder erreicht oder aufgegeben ist. Temporäre geheime Geselschaften können böse, können gute Zwecke haben. Catilina und seine Mordbrenner hatten einen bösen; die portugiesischen Patrioten, die durch ihre geheime Verbindung die Revoluzion von 1640 bewirkten, hatten einen guten Zweck. Bleibende Gesellschaften haben entweder einen Zweck, der, so oft er auch erreicht wird, immer von neuem wieder Zweck ist, oder der, wenn er überall erreichbar ist, nur langsam völlig erreicht werden kan. Eine Gesellschaft, die sich an einem Orte, wo Hazardspiele verboten sind, bei verschloßnen Thüren versammelt, um das Verbot zu übertreten, erreicht zwar jeden Abend, da sie sich mit dergleichen Spielen belustigt, ihren Zweck; aber sie hat jeden folgenden Tag den nämlichen Zweck von neuem, und daher bleibt die Gesellschaft, bis sie den Zweck freiwillig oder gezwungen aufgiebt. Eine Gesellschaft hingegen, die sich vereinigte, den Stein der Weisen zu suchen, und in der Absicht geheime Experimente machte, könte ohne Zweifel sehr lange bestehen, ohne jemals ihrem Ziele um einen Schritt näher zu kommen.

III. Es

Digitized by Google

III.

Es ist moralisch unmöglich, daß eine fortdauernde Gesellschaft böse, lasterhafte oder sträfliche Zwecke haben kan. Wer es versuchen wolte, bleibende Gesellschaften zu solchen Zwecken zu errichten, der würde bald sein Gebäude einstürzen sehen; denn es fehlt am Grunde. Viel Menschen, Gesellschaften von Menschen zu bösen Handlungen zu verführen, dazu ist nöthig, sie in Leidenschaften zu sezen. In der Leidenschaft muß das Böse geschehn, wozu man andre verführen will, oder es geschieht nicht. Gründliche Menschenkenner, z. E. Guicciardini*), haben die Bemerkung gemacht, daß Verschwörungen, die sich in die Länge ziehn, fast immer entdeckt werden, weil die Leidenschaft, die allein die Menschen solcher Thaten fähig macht, wie ein Rausch ist, der vorübergeht, und weil, wenn der Rausch verflogen, das Gewissen, das ist, Nachdenken und Vernunft, ihre Herschaft mit neuer Stärke wieder ausüben.

Fortdauernde Gesellschaften können also nur dann gefährlich und schädlich werden, wenn sie neben ihrem fortdauernden Zwecke, der nie ein andrer als ein unschädlicher sein kan, sich zu einem temporären Nebenzwecke verleiten lassen. Aber bei einer zahlreichen Gesellschaft, die schon Konsistenz hat, und der ihre eigne Fortdauer wichtig ist, wird es ein mißliches Unternehmen sein, sie

zu

*) Lib. III.

zu bedenklichen Nebenzwecken zu verleiten. Alle, denen an der Erhaltung der Gesellschaft und ihrer guten Einrichtung gelegen, werden sich mit allen Kräften solchen Versuchen entgegen sezen.

IV.

Aus obigem Unterschiede ergiebt sich die Antwort auf die Frage; ob und in wie weit der Staat geheime Gesellschaften dulden dürfe? Da nur temporäre Gesellschaften schädlich werden können, so ist auch nur gegen sie Wachsamkeit nöthig. Der Staat muß alle die Mittel, die eine gute Polizei in ihrer Gewalt hat, anwenden, um die Entstehung solcher Gesellschaften, die schädliche Zwecke haben können, zu verhüten. Hingegen von fortdauernden Gesellschaften hat der Staat keine Uebel weder für sich, als Staat, noch für seine Unterthanen zu fürchten.

V.

Es ist daher der Weisheit gemäß, fortdauernde geheime Gesellschaften zu dulden, weil eben ihre Fortdauer ein entscheidender Beweis ihrer Unschädlichkeit ist.

Der Staat, der sie nicht dulden will, macht sich viel vergebliche Mühe.

Er muß Inquisitionsanstalten machen und wird dadurch verhaßt.

Er

Digitized by Google

Er legt dadurch solchen Gesellschaften eine Wichtigkeit bei, die sie vielleicht nicht haben, und giebt ihnen einen Reiz, der das Verlangen, in solche Gesellschaften zu treten, nur noch mehr verbreitet, und es noch lebhafter macht, als es sonst gewesen wäre.

VI.

Wenn hingegen der Staat die geheimen fortdauernden Gesellschaften duldet, so gestattet er dadurch seinen Unterthanen eine Quelle, wo nicht nüzlicher Thätigkeit, wenigstens doch unschuldigen Vergnügens. Denn es ist moralisch unmöglich, daß eine Gesellschaft immer fort bestünde, wenn die Mitglieder nicht ein gewisses Interesse dabei finden, das sich entweder auf ihren Nuzen oder auf ihr Vergnügen beziehen muß.

VII.

Von welcher Gesellschaft man auch Mitglied ist, so muß die Mitgliedschaft wenigstens einigen etwas kosten. Eine Gesellschaft kan ohne Direktorium, ohne Versamlungen zu gewissen Zeiten an gewissen Orten, ohne verschiedne Anstalten und Einrichtungen nicht bestehen. Daher werden Kosten erfodert, die durch Kontribuzionen wenigstens von einigen Mitgliedern müssen aufgebracht werden.

VIII.

Digitized by Google

VIII.

In jeder Gesellschaft also kan einzelnen Personen die Mitgliedschaft wegen der damit verknüpften Kontribuzionen lästig und nachtheilig werden. Solche Personen werden dann, wenn sie den gehofften Nuzen oder das erwartete Vergnügen in der Gesellschaft nicht finden, lieber austreten, als in der lästigen Verbindung bleiben.

IX.

Angenommen, eine geheime Gesellschaft daure fort, die gleichwol ihren Mitgliedern die vorgespiegelten Vortheile und das von weitem gezeigte Vergnügen nicht wirklich leiste, so könte die Fortdauer dieser Gesellschaft nur durch drei Ursachen erklärt werden: Erstlich durch das fleißige Anwerben neuer Mitglieder; zweitens durch die den alten Mitgliedern vorgespiegelten neuen Aussichten zu großen Vortheilen oder Vergnügungen; Drittens durch die Furcht, daß der Austretende sich durch den Austritt die Rache der Gesellschaft zuziehn würde. Diese Triebfedern sind desto nöthiger, je größere Kontribuzionen die Gesellschaft ihren Mitgliedern auflegt.

X.

Keine Gesellschaft läßt sich denken, von der die Vorsteher, die Direktore nicht gewisse Vortheile hatten. Wenn es auch nicht baare Vortheile sind,

so

Digitized by Google

so schmeichelt es doch der natürlichen Herschbegierde, einen Trupp Menschen zu sehn, der sich unsrer Leitung unterworfen hat. Die Vorsteherschaft giebt auch Gelegenheit, die Gemüter, ihre Eigenthümlichkeiten und Schwächen kennen zu lernen, welches man bei vorkommenden Gelegenheiten treflich nuzen kan.

XI.

Es giebt dreierlei Begierden, die sich durch vorgespiegelte Hofnungen leicht täuschen lassen, auf die also die Obern fortdaurender geheimer Gesellschaften, deren Geheimnisse = o sind, wirken müssen, um die Gesellschaft zu rekrutiren und die Desertion zu verhindern: Neugier, Liebe zum Vergnügen, und die Begierde etwas mehr sagen zu wollen, wie andre Leute.

Es giebt Neugierige, Grübler, melancholische Forscher, Ueberirdischgesinte, die, so oft sie auch getäuscht worden, sich doch leicht bereden lassen, nun werde ihnen bald das wahre Licht aufgehn.

Es giebt Leute, die immer neuen Vergnügen nachgehn. Sie fehlen nicht, wo es etwas zu sehen, zu spielen, oder zu essen giebt.

Es giebt Leute, denen auch mit der Ehre eines Aemtchens bei irgend einer Gesellschaft gedient ist.

XII.

Digitized by Google

XII.

Man kan sicher vorhersagen, daß etwa nach ein paar Generazionen keine geheime Gesellschaft mehr in denjenigen europäischen Ländern, wo man sich nicht um sie bekümmert, existiren wird. Diese Wahrsagung stüzt sich auf zwei Gründe: erstlich auf die Lästigkeit der Kontribuzionen, die von den Mitgliedern gefodert werden. Wie klagte nicht Weishaupt, daß die Herren Illuminaten so wenig Eifer bewiesen, den neuen Orden durch Geldbeiträge zu befördern. Zweitens auf die sich immer mehr verbreitende Ueberzeugung, daß die Geheimnisse der Kosten nicht werth sind. Wenn in der Mitte des künftigen Jahrhunderts unter den aufgeklärten europäischen Völkern noch geheime Gesellschaften unter den alten Namen fortdauern solten, so werden sie ihre Natur verändert haben. Es werden eigentlich nur parties de plaisir sein.

XIII.

Die jezige große Geschäftigkeit der Obern gewisser geheimer Gesellschaften, durch allerlei Vorspiegelungen und erregte Erwartungen Aufsehn zu machen, statt zu beweisen, daß diese Gesellschaften jezt großen Zulauf hätten, beweisen vielmehr, daß die Desertion stark sein muß, und daß die Obern ihre ganze Erfindsamkeit anstrengen müssen, neue Rekruten herbei zu locken.

Apulejus Candidus.

5. An

Digitized by Google

5.

An meine Gefährten auf dem Vesuv

den

Herrn Hofmarschall von Offenberg

und

Herrn von Kleist

in Kurland.

Am Himmelfahrtstage 1785.

Freunde, denket des Tags, wo wir am tobenden Schlunde
Des Tirannen Vesuvs saßen im traulichen Kreis;
Unter krachendem Knall auf unserer Freunde Gesundheit
Leerten das heilige Glas voll des vulkanischen Weins.
Unvergeßlich ist mir das fürchterlich reizende Schauspiel,
Das kein Maler uns malt und kein Dichter uns singt.
Zauber stählte den Mut, hinab zu klimmen im Staunen
An dem gläsernen Fels, regenbogig bemalt,
Ueber dampfende Spalten und Höhlen des feurigen Abgrunds,
In den versteinerten See schwefelichter Fluten hinab.
Jubelnd standen wir da auf brennenden Solen und trozten

Kühn

Kühn des würgenden Dampfs und der verborgnen Gefahr,
Nahten dem sprudelnden Rachen, von wühlendem Zorne geborsten,
Raubten vom wogenden Fels, welcher ihm glühend entquoll,
Wandelten über den Schaum, erbebend vom brüllenden Donner
Des erzürnten Vulkans, lachten des funkelnden Grimms,
Sahen die Flamme der Wut aus drohenden Wellen entlodern,
Aber zermalmen vor uns nur den verwegenen Staub.

Freunde, denket des Tags! Es werden ihm wenige folgen,
Wo Ihr die große Natur kühner wie heute belauscht.
Viele kennen sie nur aus Segen spendender Milde;
Aber Ihr saht sie mit mir schrecklich in Rachegestalt.
Weise lieh ihr der Schöpfer die Macht zu herrschen auf Erden,
Gab ihr Gesetze für uns, wie für die physische Welt.
Wie in dieser gesetzlich gegattet sind Ursach und Wirkung,
Folget menschlicher That der sie begleitende Lohn.
Milder richtet sie zwar als Mutter den Liebling der Schöpfung,
Zürnet selten und spät, aber dann zürnt sie gerecht.
Freunde, schmieget euch fest an ihren liebenden Busen,
O dann seht ihr sie nie, wie wir im Bilde sie sahn!

Kommt und wendet hinweg das Auge vom warnenden Spiegel,
Dort erblickt Ihr sie nur in der geliebten Gestalt.

Schauet

Schauet den paradisischen Reiz, mit dem sie verschwendrisch
Allen Sinnen zur Lust dieses Gefild überströmt.
Festlich schmückt sie die Hügel mit Früchten, die Fluren mit Blumen,
Kleidet in Frühlingsgewand lieblich das schmeichelnde Meer,
Und gebeut ihm zu küssen den Thron der kühnen Neapel,
Die Elysiums Schooß lüstern zum Sitz sich erkor.
Doch sie erhebe sich nicht des stolzen Glückes; ihr rauschen
Oft die Gestade des Meeres traurige Warnungen zu.
Ringsumher erheben sich Arme verwüsteter Städte,
Klagen ihr schreckliches Loos, einstens so glücklich als sie.

Nun noch einmal zurück den Blick in den furchtbaren Orkus,
Dann noch einmal hinab in die elysische Flur! —
Welch ein Schauspiel, o Freunde! gedenkt Ihr des zaubrischen Tages,
O! so gedenket, entfernt auch des Gefährten noch einst.

W. G. Becker.

---

6. Phi-

6.

Philosophie des Thales.*)

Thales, ein vornehmer Milesier.

Milesier. Guten Morgen, lieber Thales! Wie geht es dir?

Thales. Wie es dem Alter zu gehn pflegt. Meine Kraft neigt sich zum Grabe.

Milesier. Vielleicht weil du allzuviel von deinem Leben dem Nachdenken und den Wissenschaften weihtest.

Thales. Sage, noch allzuwenig. Ach, das Leben ist so kurz, und die Wissenschaft unendlich.

Milesier. Hast du sie dennoch ergründet?

Thales. Kein Mensch konte das noch; und keiner wird es können.

Milesier. Was nüzt dir daher dein Fleis?

Tha-

*) Bis auf einige wenige Worte, aus dem Diogenes Laertius.

Digitized by Google

Thales. Daß ich doch manches weis, was andre bloß anstaunen.

Milesier. Und wie machst du deine Wissenschaft für den Staat ersprieslich?

Thales. Indem ich Rath ertheile, wo ich Noth erblicke; und antworte, wenn man mich fragt?

Milesier. Wilst du auch mir antworten, wenn ich frage.

Thales. Wofern ich kan; warum nicht?

Milesier. Was ist das älteste aller Wesen?

Thales. Gott; denn er ist ungeboren.

Milesier. Was das schönste?

Thales. Die Welt; denn sie kam aus Gottes Hand.

Milesier. Was das größte?

Thales. Der Raum; denn was da ist, umfaßt er.

Milesier, Was ist am schnellsten?

Thales. Der menschliche Geist; denn er durchfliegt das Weltall.

Milesier. Was das stärkste?

Thales. Die Nothwendigkeit; denn ihr gehorcht alles.

Milesier. Was das klügste?

Thales. Die Zeit; denn sie entdeckt und erfindet alles.

Milesier. Welcher Unterschied ist zwischen Leben und Tod?

Thales. Keiner.

Milesier. Warum starbst du also nicht längst?

Thales. Eben weil es keinen Unterschied macht.

Milesier. Kan den Göttern eine böse That verborgen bleiben?

Thales. Nicht ein böser Gedanke.

Milesier. Was ist aber Gott?

Thales. Ein Wesen ohne Anfang und Ende. *)

Milesier. Was dünkt dir das Lieblichste auf Erden zu sein?

Thales. Erfüllung unsrer Wünsche.

Mile-

*) Ich hatte große Lust, ihn antworten zu lassen. Er würde nicht Gott sein, wenn ich es vollständig wüßte. Man hätte eine solche Verfälschung des Textes mir aber vielleicht als Fehler angerechnet.

Digitized by Google

Milesier. Was das schwerste?

Thales. Sich selbst erkennen.

Milesier. Was das leichteste?

Thales. Einem andern rathen wollen.

Milesier. Was das verdienstlichste?

Thales. Seinen Feinden verzeihn.

Milesier. Was das seltsamste?

Thales. Ein Tirann, der alt geworden.

Milesier. Was macht uns glücklich?

Thales. Ein gesunder Körper, sattsame Güter, und ein thätiger Geist.

Milesier. Läßt sich auch Unglück leicht ertragen?

Thales. O ja! wenn wir ein größres noch unsre Feinde treffen sehn.

Milesier. Wie lebt man am gerechtesten?

Thales. Wenn man nichts thut, was man an andern tadelt.

Milesier. Welche Freundschaft ist die stärkste?

Thales. Diejenige, die Abwesenheit nicht mindert.

Milesier. Wofür dankst du dem Schicksal am innigsten?

Thales. Daß ich als Mensch, und nicht als Thier, als Mann und nicht als Weib, als Griech und nicht als Barbar geboren ward.

Milesier. Was hältst du für des Menschens schönste Zierde?

Thales. Kenntnisse.

Milesier. Was ist die erste männliche Tugend?

Thales. Thätigkeit.

Milesier. Und beim Weibe?

Thales. Scham.

Milesier. Glaubst du, daß jede deiner Antworten buchstäbliche Wahrheit war?

Thales. Wenigstens wolt' ich es.

Milesier. Und wenn nun doch hier und da ein Irthum sich einschliche?

Thales. So hast du als Mensch gefragt, und ich als Mensch dir geantwortet.

A. G. Meißner.

Digitized by Google

7.

Sonne, Mond und Erde.

Gott schuf die Erde, und gab ihr zwei Lichter; die Sonne, daß sie am Tage, den Mond, daß er des Nachts ihr leuchte. Völlig gleich theilten beide Anfangs ihr Amt. Der Mond kam, wenn die Sonne ging; die Sonne stieg auf, wenn jener sich entfernte. Der Erde gebrach es nimmer an Beleuchtung; und dennoch murrte sie. — „Das Licht des Mondes," sprach sie, „ist so gut, als gar keines. Es wärmet nicht, es blendet nur. Stiefmütterlich hat Natur für meine Nächte gesorgt."

Der Ewige vernahm es. — „Durch Entbehrung lerne die Unzufriedne erst erkennen, wie reich begütert sie bis anhero war!" — Er sprachs, und der Mond verschwand. Jezt sah die Erde erst ihre Thorheit ein; jezt flehte sie jammernd: „O gieb mir zurück, was ich verkannte! Gieb mir die Leuchte der Nacht! Laß diese grau-

Digitized by Google

sende Schwärze nicht die Hälfte meiner Länder, die Hälfte meiner Zeit entstellen. Ich habe gesündigt; vergieb mir!“

Und er vergab. — Ein Wink von ihm, und der Mond leuchtete wieder. „Doch, ist es billig,“ fügte er hinzu, „daß eine Abänderung auch hinführo dich an dein Vergehn erinnere! Nur ein Theil deiner nächtlichen Stunden sei künftig mondenhell. Bei den dunkeln lerne, daß es schädlich sei, mit seinem Schöpfer zu hadern.“

So blieb es, und die belehrte Erde freuet sich seitdem auf den wandelbaren Mondschein stärker, als Anfangs auf den, welchen sie für unumgänglich hielt.

Meißner.

---

8. Der

Digitized by Google

8.

Der Künstler und die Seifenblasen.

Ein künstlicher Thonarbeiter formte mühsam ein Gefäß, das zu Ehren bestimt war. Neben ihm saß sein kleiner Sohn, und machte Seifenblasen. — „Vater, lieber Vater!“ rief der Knabe froh, als eine der vorzüglichsten ihm glückte: „Sieh, ich bin künstlicher noch, als du. Sieh diese Kugeln; wie schön! wie bunt! wie fliegend! Wie schnell gemacht!“

„Und wie schnell zerplatzt!“ antwortete der Vater, indem die Blase sprang. „Wie vernichtet auf immer, da meine Arbeit Jahrhunderte dauert; oder wenigstens dauern kan. — Laß immer, wenn du einst erwächst, auf Männerwerk nicht Zeit, nicht Mühe dir verdrießen. Denn es überlebt dich, da Knabenspielwerk bald vergeht.

Meißner.

Digitized by Google

9.

Anekdote.

Helvetius, der berühmte Schriftsteller, der die Verwegenheit hatte, troz seiner Schriftstellerei, Generalpächter und reich zu seyn, fuhr einst durch eine Straße von Paris, und fand plözlich den Weg durch einen Holzwagen gesperrt. Sehr leicht konte dieser noch umlenken; doch der Bauer wolte nicht; verfuhr sich; und reizte den Zorn des Helvetius so, daß er ihn endlich einen Schurken schalt.

„Sie haben Recht, Herr;“ erwiederte der Bauer: „Ich muß wol ein Schurke, und Sie ein redlicher Mann sein. Denn ich bin zu Fuße und Sie sind im Wagen.“ —

„Verzeihung, lieber Freund!“ erwiederte der Weltweise. „Du hast mir eben eine so treffliche Lehre gegeben; daß ich dich dafür bezahlen muß.

Digitized by Google

muß. — Hier sind sechs Livres, und mein Bedienter mag dir den Wagen zurecht rücken helfen.“

M.

10.

Grabschrift auf einen Polizei-Burgemeister.

Wie schwer muß sich die Stadt versündigt haben!
Die Polizei erkrankte schon mit dir,
Ach wäre sie doch ganz mit dir begraben,
Denn leider dient die gute Mutter hier,
Nun gar zum Spielzeug eines Knaben!!!

Digitized by Google

Verbesserungen.

Im 3ten Stück des neuen Museum sind folgende Fehler zu verbessern:

S. 305	Z. 16	statt: Lucheſine, lies: Lucheſini
308	12	statt: Gibbons, lies: Gibbon
325	7	statt: wieder durch das Gefühl, lies wieder durch; das Gefühl
326	5	statt: meinem Leſer, lies: meinen Leſern
327	12	statt: ſeine ſeinen, lies: jene ſeinen
329	8 (von unten)	statt: Cetêtre, lies: Cet Etre
331	4	statt: luminieux, lies: lumineux
332	11	le ſeroit, lies: le ſervit
335	1	statt: Führt der Falſche oft, lies: Führt der Falſche zu oft
"	10	statt: Thorheit die Bande, lies: Thorheit ſorglos die Bande
"	12	statt: wgs felſenfeſt war, lies: was felſenfeſt war?
"	6 (von unten)	statt; Les Empires, lies: Des Empires
"	3 (von unten)	statt: Vu proſpère, lies: Où proſpère
342	11	statt: und Frankreich, lies: und Spanien
343	8 (von unten)	statt: Sehr furchtbgr, lies: Seht, furchtbar
"	2 (von unten)	statt: ihre Räthe! die! lies: ihre Räthe ſinds!

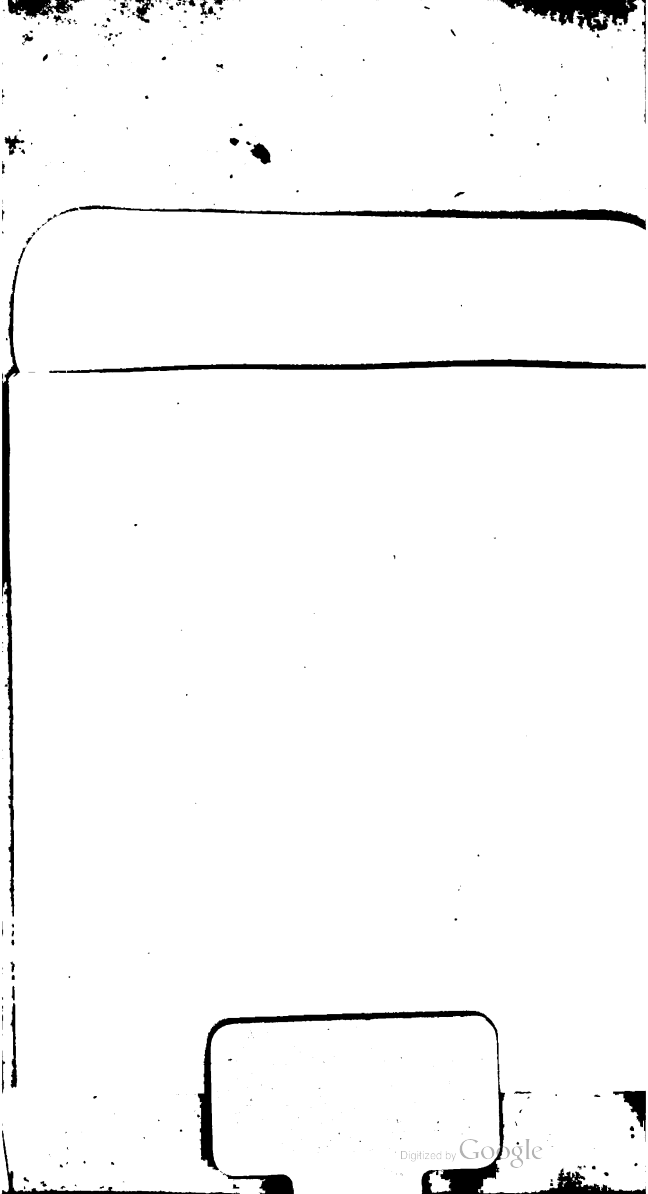
Aus No. 2. des neuen deutſchen Muſeums 4s Stück 1789. iſt folgender Anfang des Aufſatzes, Swifts Meditation über einen Beſenſtiel und wie ſie entſtanden, weggelaſſen:

Die Meditation über einen Beſenſtiel gehört unter diejenigen Swiftiſchen Aufſätze, welche von den Widerſachern dieſes großen Mannes mit Erfolg dazu gebraucht wurden, die Würde ſeines Charakters in ein zweideutiges Licht zu ſtellen, und dadurch ſeinem Anſehn, wo möglich, einigen Abbruch zu thun.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google


Digitized by Google